

**THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT****Einige Randbemerkungen zum Vollkommenheits-
streben.**Von *Otto Cohausz S. J.*

(Schluß.)

III. Der Weg zur Vollkommenheit.

Zweck dieser Arbeit kann es nicht sein, alle Mittel zur Vollkommenheit von Grund auf und in allen Einzelheiten zu schildern. Sie sind ja genügend bekannt. So seien hier die ersten allgemeinen Bedingungen, eifrige Anwendung des Gebetes, der Sakramente, der Liturgie, die rege Betätigung im *corpus mysticum Christi*, um das übernatürliche Sein und Leben, das Reich Gottes unserer Seele in reichlichem Maße einzusenken, übergangen.

Auch was zur Gottverähnlichung notwendig ist und dient, Ausrottung der Fehler, Aneignung aller Tugenden, besonders nach Christi Vorbild und Geist, bleibe, weil oft genug dargelegt, unerwähnt. Hier seien nur einige Gedanken hervorgehoben, die sich auf die Herausarbeitung der reinen Gottesliebe und vertrauten Gottvereini-
gung beziehen.

Das *erste* Mittel zu ihrer Erlangung besteht in eifrigem Flehen, denn in letztem Grunde bleibt sie ein Geschenk des Höchsten. „Ohne mich könnt ihr nichts.“ Dann aber braucht es eine gründliche Läuterung *unseres ganzen inneren Strebens*. Denn, mag auch in der Taufe die Liebe Gottes in uns eingegossen werden und in uns wohnen, mag sie auch durch den würdigen Empfang der

Sakramente und gute Werke wachsen, so bleibt sie doch mit einer Seele verbunden, in der als Überbleibsel der Erbsünde noch die dreifache böse Begierlichkeit, besonders eine zu große Ichbezogenheit häußt. So kommt es, daß mit der *Betätigung* dieser Liebe sich zu leicht noch zu selbstsüchtige ungeordnete Strebungen verbinden, die sie trüben, wie Dornestrüpp gefangen halten, manche Bächlein von ihrem Strom abtrennen und auf Nichtgöttliches, Geschaffenes seiner selbst wegen hinlenken. So bedarf es einer tatkräftigen Läuterung und die ist zweifacher Art: aktiv, selbsttätig, und passiv, leidend, über sich ergehen lassend.

Die *aktive*, selbsttätige, besteht vor allem darin, daß wir selbst nach Möglichkeit unsere Absicht läutern, uns nicht mehr einfach von naturhaften Antrieben, wie den Gemütswallungen des Unmutes, der Furcht, Abneigung, Begeisterung, Freude, oder noch weniger *rein* von eigenen Vorteilen, wie Bequemlichkeit, irdischem Wohlbehagen, Geltungsdrang, der Freude an Macht, Erfolg, sich betätigen, sein Licht leuchten lassen zu können, einen großen Namen zu haben, besprochen und bewundert zu werden, zum Reden und Handeln verleiten lassen, sondern letztlich nur aus Rücksicht auf Gott. So sagt Thomas von Kempen: „*Bei jeder Sache gib auf dich acht*, was du tust und was du sagst, und deine ganze Absicht richte darauf, daß du mir allein gefallest und außer mir nichts begehrest und suchest“ (B. III, K. 25). Ähnlich mahnt der heilige Ignatius in der 17. Regel seine Jünger: „Alle sollen sich bemühen, die rechte Absicht zu haben, nicht nur betreffs ihres ganzen Lebensstandes, sondern auch *betreffs aller Einzeldinge*, indem sie das eine in ihnen mit allem Ernst anstreben, daß sie der göttlichen Güte dienen und gefallen, ihrer selbst und der Liebe und großen Wohltaten wegen, mit denen sie uns zugekommen ist, mehr, als ob der Furcht vor Strafen, oder der Hoffnung auf Lohn (obschon auch diese behilflich sein können). Und in allem mögen sie Gott suchen, sich, soweit es möglich ist, der Liebe zu allen Geschöpfen ent-

kleiden, so daß sie ihr ganzes Herz (affectum) deren Schöpfer zuwenden, ihn in allen Geschöpfen liebend und alle in ihm gemäß seinem heiligsten und göttlichen Willen.“

„Bei jeder Sache“, „betreffs aller Einzeldinge“. Nicht umsonst wird das von den beiden Geistesmännern so sehr betont. Denn in bezug auf das Ganze des Berufes und Lebens haben doch wohl alle einigermaßen eifrige Priester, Ordensleute und nach Vollkommenheit Strebende die rechte Absicht: Gott dadurch ihre Liebe zu bekunden. Aber wie leicht biegt bei Einzeldingen das Streben doch wieder von diesem erhabenen Gesichtspunkt ab! Am deutlichsten zeigt sich das bei bewußten *läßlichen Sünden*. Da nimmt man ja, hatte man auch vorher durch Weihe oder Gelübde den ganzen Baum Gott geschenkt, doch wieder etwas von seinen Früchten fort und verwendet es in ungeordneter Weise für sich. Aber auch, wo es sich nicht gerade um Sünden handelt, läßt man sich bei Einzeldingen doch zu leicht wieder rein vom unvollkommenen Eigeninteresse leiten. Man frage sich nur einmal öfters: Warum verschaffest du dir diesen oder jenen Genuß, ersehnt du diese Tätigkeit, diesen Aufenthaltsort, dieses Amt? Weil du hoffest, damit Gottes Absichten entgegenzukommen, und darin viel für Gott tun zu können? Oder nur, weil sie deinen Wünschen entsprechen, du dir Befriedigung davon versprichst? Warum freust du dich über dieses Ereignis, diesen Erfolg? Weil Gottes Sache dadurch gefördert wird, oder nur, weil es dich beglückt? Warum bist du traurig über einen Vorfall, unzufrieden mit deiner Stellung und Tätigkeit, ungehalten über bestimmte Anordnungen? Weil dadurch Gottes Ehre Schaden leidet, seinem Willen zuwider gehandelt wird, du nicht genug für ihn tun kannst? Oder nur, weil du darunter leidest? Warum sprichst und tust du dieses und jenes? Weil du meinst, so sei es am besten Gottes Absicht entsprechend? Oder nur, weil es dich drängt, deinem Herzen und deiner gekränkten Eigenliebe Luft zu machen, dich selbst zu betätigen, dir die Genugtuung

einer erfolgreichen und angesehenen Wirksamkeit zu verschaffen, dich in allem zufriedenzustellen? Oft genug werden wir bei solcher Prüfung erkennen, daß Ende und Mittelpunkt unseres Strebens nicht die Rücksicht auf Gott und seine größere Ehre, sondern auf unser kleines Ich, ohne Beziehung zu Gott, ist.

Ich sage, „ohne Beziehung auf Gott“. Denn Gott hat es ja in unsere menschliche Natur gelegt und will es auch, daß wir auch über Dinge, die uns betreffen, je nach dem sie uns Nutzen oder Schmerz bringen, uns freuen, oder über sie trauern, daß wir manches uns verschaffen, was unser leibliches und geistiges Wohl fördert, daß wir unsere Fähigkeiten, Talente nach ihrer Eigenart tüchtig entfalten und darüber auch eine gewisse Befriedigung empfinden, aber wir dürfen das alles nicht *rein*, oder in der Hauptsache unsertwegen suchen, sondern weil Gott das will und wir aus Liebe zu ihm alles und nur das wollen, was er will, und letztlich, weil er es will. Surin bemerkt: „Aus innerster Überzeugung müssen wir sagen können: Dieses Vergnügen oder diese Befriedigung der sinnlichen Natur hat für mich nur insoweit Wert, als es meine Pflicht ist, meine Kräfte zu schützen, zu schonen oder zu erneuern, und ich bin auf gute Gründe hin ehrlich überzeugt, daß das vorliegende Mittel dem Zweck entspricht. Wenn ich es gebrauche, so tue ich es im Sinne Gottes, nicht im Geiste der Welt. Soviel ich kann, werde ich alles ausschalten, was rein natürlich, was niedrig oder nur menschlich ist, damit meine Seele nicht abgelenkt werde von ihrer Richtung auf Gott. Sobald ich daher erkenne, daß das, was ich tun will, die Erholung, oder was immer es sei, dem Geiste Gottes entgegen ist, werde ich mich sogleich davon abwenden“ (Gottesliebe, Manz, 1925, S. 13). Treffend wendet sich dabei derselbe Geistesmann gegen solche, die mit der „guten Meinung“ ein täuschendes Spiel treiben. „Viele Menschen sättigen mit ihnen (an sich gleichgültigen Dingen) das Verlangen ihres Herzens und sagen sich dabei vor, sie täten es um Gottes willen, weil sie durch die oberflächlichen Worte: „Mein

Gott, ich opfere dir alles auf, glauben, dem Herrn eine Gabe geboten zu haben. Das genügt nicht . . . Es ist leicht, aber wirkungslos, nachträglich auf Gott etwas zurückzuführen, was nicht auf ihn gerichtet war . . .“ (a. a. O., S. 12, 13). Nur zu wahr! So handeln hieße ja, eine Flasche schlechten Weines durch Aufkleben einer besseren Marke veredeln wollen. „Entweder“, fährt darum Surin fort, „muß die Sache in sich selber schon auf Gott zielen oder die Seele erkennt im Lichte der Gnade, *ehe sie sich entscheidet*, daß sie Gottes Willen zu tun im Begriffe ist . . .“ „Unsere Seele muß bereit sein, nur dann die Dinge der Welt zu gebrauchen, wenn sie wirklich und in Wahrheit Gott den Herrn in ihnen findet“ (a. a. O., S. 13, 12), d. h. wenigstens, daß sie Gottes Wunsch entsprechen.

Erfordert wird also, wie manche Ausdrücke aszetischer Schriftsteller es hie und da nahezu legen scheinen, zur Vollkommenheit der Liebe nicht, daß ich mich bei jeder einzelnen Handlung, Essen, Ruhen, Erholung, Lektüre, Unterredung erst so lange bearbeite, bis ich jede Rücksicht auf mich ausgeschlossen habe und sie nur noch unmittelbar aus Liebe zu Gott verrichte, ich darf mich unmittelbar zu ihr auch aus jedem andern vernünftigen und guten Beweggrund entschließen, aber *letztlich* muß alles von der Liebe Gottes beeinflußt und an ihr gemessen sein, d. h. wähle ich auch etwas *unmittelbar*, weil es mir nottut, mich fördert, so muß meine tiefere Gesinnung doch die sein: Ich wähle das mir Zusagende, weil Gott es so will und ich aus Liebe zu ihm seine ganze Anordnung erfüllen will. Dann ist ja, wie der heilige Ignatius es fordert, die ganze Grundhaltung der Seele auf den Schöpfer gewendet und liebt man ihn und alle Geschöpfe in ihm.

Wenn Surin an einer Stelle sagt: „Alle andern menschlichen Beweggründe, die sich darbieten, muß sie (die nach der höchsten Gottesliebe strebende Seele) aufs sorgfältigste ausschließen“ (a. a. O., S. 23), so scheint er mehr zu verlangen. Aber in Wirklichkeit doch nicht,

denn wie der Zusammenhang zeigt, hat er hier vor allem *unedle* Beweggründe, wie Menschenfurcht und Menschengunst, im Auge; was die andern guten, wenn auch natürlich menschlichen betrifft, möchte er am liebsten auch sie durch Gott selbst geradenwegs ersetzt wissen, ist aber auch mit weniger zufrieden: „Oder wenigstens müssen die treibenden Gründe so gewählt werden, daß sie alle *schließlich* auf Gott zielen“ (a. a. O., S. 24). Schließlich: daß Gott der letztlich alles beherrschende, uns zum Handeln rufende Grund ist. Das Hinwenden und Gebrauchen der Geschöpfe darf nur dem Einkehren in die Herbergen am Weg gleichen, die Grundhaltung muß auf das Ziel gerichtet bleiben. Aber wie bei einem Sohn, der eine Reise zum Namenstag des Vaters unternimmt, ihm Freude zu machen, auch wenn er zunächst aus Bedürfnis, um Hunger und Durst zu stillen, in das Gasthaus einkehrt, doch alles von seinem Ziel letztlich eingegeben und geweiht wird, so auch empfängt bei einem, der Gott zum Mittelpunkt und Endziel in Liebe erkor, alles, was Zweckentsprechendes auf dem Wege liegt, von dieser Liebe Richtung und Verklärung.²⁾

Bemerkt braucht nicht zu werden, daß es sich bei all diesen Anweisungen nicht um einfache Gutheit und einfache Verdienstlichkeit der einzelnen Handlungen, oder auch um eine *gewisse Höhe* der Vollkommenheit handelt, denn die sind ja, die übrigen Bedingungen (Gnadenstand und Rechtlichkeit der Handlung) vorausgesetzt, schon mit jedem *guten* Beweggrund gegeben. Hier ist die Rede von der *höchsten Stufe* der Vollkommenheit, und die kann ohne diese reine Liebe nicht erklommen werden. Darum drängen auch alle ernstesten Geisteslehrer mit solcher Entschiedenheit auf ihre Aneignung. Aber nur durch stete *Wachsamkeit* über all unsere Stimmungen und Regungen und durch beharrliche Umformung der widerstrebenden wird sie erreicht. So mahnt der hei-

²⁾ Vgl. die früher in der Zeitschrift „Ascese und Mystik“ erschienenen Aufsätze: Wohlgeordnete Selbstliebe und ungeordnete Eigenliebe (1927, H. 2); Natur und Übernatur (1928, H. 3); Weltflucht und Weltgebrauch (1930, H. 3).

lige Ignatius weiter: „Damit man besser zu diesem so kostbaren Grad im geistlichen Leben gelange, sei es eines jeden größeres und eifrigeres Bemühen im Herrn, eine entschiedenere Verleugnung seiner selbst und eine fortwährende Abtötung in allen Dingen, soweit er vermag, zu suchen“ (Rg 12).

Das soll nicht, wie einzelne wohl denken könnten, besagen: Jeder versage sich alles Angenehme, wähle stets das Gegenteil des ihm Zusagenden, z. B. im Sitzen, Liegen, Essen, Arbeiten, Ruhen, oder er lege sich jeden Augenblick Lasten auf — wenn wir in seinem Leben lesen, wie er selbst einmal Novizen Apfelsinen schält, am gesunden Appetit eines jungen Ordensmannes sich freut, die Scholastiker durch eigens erfundene Spiele vergnügt, wenn wir beachten, wie er in seiner Ordensverfassung in geradezu väterlicher Weise auch für das leibliche Wohlergehen seiner Untergebenen sorgt und für ihre Erholung die verschiedenen Einrichtungen vorsieht, wenn uns dann noch berichtet wird, wie er vor Zuteilung von Ämtern sich erst nach den Anlagen und Neigungen der Untergebenen erkundigt und sie mit Vorliebe denen entsprechend auswählt, dann straft das alles jene Auffassung Lügen.

Unter der fortwährenden Abtötung versteht der Heilige, wie aus den einleitenden Worten und dem Zusammenhang der Regel mit dem vorhergehenden ersichtlich ist, nichts anderes als das Niederhalten und Umformen all der inneren Regungen, die der reinen Gottesliebe widerstreben, damit diese ihre ganze Herrschaft in der Seele aufrichten könne.

Treffende Anweisungen und wertvolle Anregungen zu dieser Umwandlung der Seele bieten auch Skupoli „Der geistliche Kampf“ und die „Nachfolge Christi“, besonders in den Kapiteln III, 9; III, 5, 6; III, 31, 32, 25, 27.

*

Aber zu blind, um all unsere geheimen Selbstsuchteleien zu erkennen, zu feige, sie ganz preiszugeben, kommen wir allein nicht zum Ziel, da nimmt Gott selbst uns

in die Schule. Er verbindet mit der aktiven (selbsttätigen) die *passive* (leidende, von ihm auferlegte) *Läuterung*. Er entzieht uns Licht und Trost, allen Genuß an geistlichen Dingen, läßt schwere Versuchungen, Finsternisse, innere Unruhen, Arbeitsunfähigkeit, Schicksalsschläge über die Seele kommen, bisweilen auch Mißverständnisse, falsche Beurteilung, Unbeliebtheit, Zurücksetzung, Widerstände, auch in den bestgemeinten und an sich wertvollen Bestrebungen, ungerechte und harte Behandlung, Herausreißung aus segensreichen Arbeiten und liebgewonnenen Ämtern und verdemütigende Verweisung auf niedrige Posten, und das vielleicht ohne sachlichen Grund, nur auf menschliche Armseligkeit oder auch unedle Machenschaften Übelwollender hin. Ja, er kann es sogar geschehen lassen, daß die Seele jetzt mehr Fehler und Sünden als früher begeht und mit ihnen nicht fertig wird. Vorausgesetzt, daß sie sich nicht der Lauheit überließ, sondern ihr eifriges Streben nach Vollkommenheit beibehielt, beabsichtigt Gott damit nur ihr Bestes, sie von der letzten, noch zu großen Anhänglichkeit an sich und die Geschöpfe zu befreien, die letzten Ankertaue zu kap-pen, damit sie nun ganz losgelöst sich vom Hauch der reinen Gottesliebe zu ihm emportragen lasse.

Da aber tut es zuerst not, daß so geprüfte Seelen *Gottes Absicht erkennen*. Manche verlieren die in solchen Lagen zu leicht aus dem Auge, sehen in all den Vorkommnissen nur Niedergang, oder bleiben bei den *nächsten* wirklichen oder vermeintlichen Ursachen, der mangelnden Einsicht und Liebe, der Abneigung, des Argwohns, der unedlen Umtriebe stehen, klagen dann wohl: „Wohin bin ich doch gekommen? Daß so etwas auch hier möglich ist, hätte ich nicht erwartet“, und verfallen so dem Unmut, Ärger und Kleinmut, überlassen sich leicht bitteren Stimmungen und machen ihrem gepreßten Herzen in herben Klagen und Anschuldigungen Luft. Darin haben sie recht: so manches sollte in priesterlichen Kreisen und religiösen Gemeinschaften nicht vorkommen und man möchte nur wünschen, daß alle mit der Leitung Be-

trauten das kürzlich erschienene Buch von P. Franz Regis O. M. Cap., *Der Klosterobere* (Matthias Grunewald-Verlag) gründlich durchbetrachteten; ein Buch, das aus langer, reicher Erfahrung geschöpft, auf solider Lehre gründet, offen aber sachlich die vielseitigsten Mängel zur Sprache bringt und überaus wertvolle Winke zu deren Abstellung gibt. Dann würde vielen Unvollkommenheiten des Gemeinschaftslebens von vorneherein Tür und Tor verschlossen und blieben manche bittere Enttäuschungen und harte Kämpfe erspart. Aber auch Priesterschaft und Ordenshäuser stehen nun einmal auf dieser fluchbeladenen Erde — was Wunder, daß Dornen und Disteln auch in ihnen emporzusprossen trachten? Wir selbst zudem können uns nicht von allem Engblick und allen Menschlichkeiten befreien, verlangen wir es darum auch nicht von andern! Auch bleibt es niemandem verwehrt, Unwahrheiten richtigzustellen, wirklichem Unrecht gegenüber in geordneter Weise sein Recht zu vertreten, aber es geschehe nicht mit Aufbrausen, dem hartnäckigen Entschluß: „Ich ruhe nicht, bis ich mein Recht habe.“ Das würde einmal dem Geiste Christi, der, wenn er sein Recht vertrat, es stets in gelassener, leidenschaftsloser Weise tat, widersprechen und dann würde man durch solches Poltern meistens auch nur die Sache verschlimmern. Es geschehe also in Ruhe, ohne Verletzung der Liebe, in Geduld. Jüngere, mit heftigem Temperament Ausgestattete können hier oft noch vieles lernen.

Wird einem trotz aller Bemühungen nun doch kein Recht, erleidet man mit allen Vorstellungen nur noch härtere Abfuhr — Gott kann auch das zulassen — was dann? Dann erinnere man sich an den Heiland, der nicht etwa nur verdientes Leid geduldig auf sich nahm — das gab es ja für ihn nicht —, sondern zu völlig ungerechtem Verwerfungsurteil schwieg und die ihm völlig ungerechtfertigt auferlegte Geißlung und Kreuzigung duldete, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde und den Mund nicht öffnete. Aber da fehlt es oft, besonders bei tief, wahr und gerecht empfindenden Seelen. Verdientes

würden sie gelassen hinnehmen, aber Unverdientes, der Wahrheit und dem Recht Widerstrebendes? Dagegen sträubt sich ihr ganzes Empfinden. Sie haben das Tiefste des Leidens und der Ascese Christi, auch unschuldig und Ungerechtes bereitwillig zu dulden, noch nicht begriffen. Noch weniger den Heldenmut großer Heiligen, die, um dem leidenden Heiland gleichförmig zu werden, sich danach sehnten, ihm auch in Schmach und Vergewaltigung folgen zu dürfen.

Ihr Hauptfehler aber liegt in dem oben Gesagten: sie sehen nur auf die *nächsten* Ursachen ihres Leides, die Armseligkeit des Menschen, und vergessen, daß alles letztlich doch *von Gott* zu ihrem Wohl gewollt oder zugelassen ist. Darum müßten sie alles letztlich als von seiner Hand kommend annehmen. So sagte ja auch der Heiland nicht: Soll ich das Leid, das der Verrat des Judas, der Neid der Pharisäer, die Unwahrhaftigkeit des Kaiphas, die feige Nachgiebigkeit des Pilatus, der Quältrieb der Henker mir zufügen, nicht dulden?, sondern: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den der *Vater* mir darreicht?“ (Jo 18, 11.) Er weiß wohl, seine menschlichen Feinde füllen den Kelch, aber der Vater ist es, der ihn darbietet. Darum nimmt er ihn ohne jedes Widerstreben an, ja trinkt ihn mit Bereitwilligkeit bis zur Hefe.

Das vor Augen haltend, dazu bedenkend, daß Gott mit dem Leid uns nur weiter führen, von allen Schlacken reinigen, uns vervollkommen will, müssen solch bedrängte Seelen sich zunächst einmal *ganz mit der Vergangenheit abfinden*. So manche wühlen immer wieder in dem Erlittenen herum, verlangen stets aufs neue sich darüber auszusprechen, und erreichen nur, daß die Wunden um so weiter aufgerissen werden und um so schmerzlicher brennen. Hier hilft nur eines: endlich einmal alles zusammenfassen, es zu Gottes Altar hinauftragen und ihm sagen: Du hast es so gewollt, jetzt bin ich es zufrieden und biete es dir aus ganzem Herzen dar. Erst diese restlose Hingabe bringt der Seele Ruhe, innere Befreiung und neuen Trost und neue Gnade. Erinnern wir uns da

des früher in dieser Zeitschrift erwähnten heiligen Johannes Chrysostomus, wie er sterbend für alle Unbilden nur das eine Wort fand: „Gelobt sei Gott für alles!“ Auch nicht eine Äußerung des Unmutes über all das Erlittene, auch nicht die geringste Beschwerde über das ihm von Menschen gewordene Unrecht; nur Dank gegen Gott und freudige Auslieferung an seine heilige Führung! Das hieß sich in echt vollkommener Weise mit der ganzen leid-schweren Vergangenheit aussöhnen. „Das kann ich nicht.“ Versuche es! Und scheint es dir anfangs auch nicht von Herzen zu kommen, sage es mit dem Willen, wiederhole es wie der Heiland am Ölberg, und bald wird Gott zu Hilfe kommen und das ganze Herz freudig in diese gänzliche Ergebung einstimmen. Nur nicht wieder auf die Klagen der Gegenliebe hören, fest und entschieden bleiben, tapfer ohne Rück- und Seitenblick die Anhöhe besteigen! Je schneller und entschiedener diese Auslieferung geschieht, um so besser, denn Gott ruht meistens nicht, läßt vielmehr die Bedrängnisse noch wachsen, bis die Seele endlich ihr Krümmen und Winden aufgibt und von ganzem Herzen ihr Ja spricht.

Kommen *neue Schwierigkeiten*, da wieder schnell sich erinnern, daß es nur Schneidmesser Gottes sind, die letzten Erden- und Ichfesseln zu lösen, nur Handwerkzeuge, das Kunstwerk seines Ebenbildes aus uns herauszumeißeln, nur Opfergelegenheiten, daran unsere Liebe herauszufordern und so in der Vereinigung mit Gott zu wachsen. Wie viele bleiben vor den verschlossenen Pforten höherer Vollkommenheit, bis wohin Gott sie bereits geführt hatte, stehen, oder kehren gar in Niederungen zurück, weil sie sich nicht entschieden genug entschließen können, sich dieses Schlüssels zu bedienen!

Treffende Anleitung zu dieser gänzlichen Auslieferung an Gott bietet uns wieder die Nachfolge Christi. So besonders in dem Kapitel: „Wie ein des Trostes Beraubter sich Gott übergeben soll“ (III, 50). So vorzüglich wieder in der letzten Hälfte des Kapitels III, 25. Und besonders in dem III, 17, wo Gott zu seinem Diener spricht: „Mein

Sohn, laß mich mit dir machen was ich will. Ich weiß, was dir dient. Du fühlst, wie menschliches Empfinden es dir eingibt.“ Und der Diener antwortet: „Herr, wahr ist, was du sagst . . . wenn nur mein Wille fest und recht auf dich gerichtet bleibt, mach mit mir, was dir gefällt. Denn, was du an mir tust, kann ja nur gut sein. Willst du, daß ich in Finsternis sei, sei gepriesen. Willst du, daß ich im Lichte sei, sei wiederum gepriesen. Willst du, daß ich geprüft werde, sei wiederum gepriesen . . . Gleichmütig will ich von deiner Hand das Gute und das Üble annehmen, das Süße und das Bittere, das Freudige und das Traurige, und für alles, was mir begegnet, dir Dank sagen.“

Sie mehr noch in die höchste Liebe hinaufhebend, drückt der heilige Ignatius dieselbe Gesinnung in seinem bekannten *Suscipe* aus: „Nimm und nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit . . . meinen ganzen Willen, was immer ich habe und besitze. Du hast mir alles gegeben, dir geb' ich alles zurück. Alles gehört dir, verführe darüber nach deinem heiligsten Willen. Gib mir deine Liebe und Gnade, das genügt mir.“ Wer solche und ähnliche Aufopferungen nicht nur etwa das eine oder andere Mal in der Hochstimmung des Exerzitienschlusses, sondern gerade in allen schmerzlichen Vorkommnissen oft und beharrlich macht, Gottes Absichten bei der passiven Läuterung also ganz erfaßt und dabei sich beharrlich der aktiven Läuterung befleißigt, der wird die reine Gottesliebe immer strahlender in sich aufleuchten sehen.



Damit aber sind zugleich schon dem zweiten Bestandteil der höheren Gottesliebe, der vertraulichen *Liebesvereinigung* mit Gott, der *familiaritas cum Deo*, wie der heilige Ignatius sie nannte, die Wege bereitet. Einmal schon, weil da nichts mehr den Aufschwung der Seele hemmt, Gott sie ganz erfassen kann; sodann, weil Gott den vollbrachten vollkommenen Verzicht auf alles Geschöpfliche mit dem vertraulichen Schenken seiner selbst zu lohnen pflegt. Eine solch geläuterte Seele machte

sich ja die Armut im Geiste vollends zu eigen, und der ist das Himmelreich versprochen.

Gleichwohl muß die Seele sich auch selbst weiter um diese Vertraulichkeit bemühen. Das geschieht vor allem durch Übung *dieser vertraulichen Liebe*. Erst im *Gebet*. Man muß, wie oben schon besprochen, seine Betrachtungen nicht auf Erwägungen über irgend welche Tugendübungen beschränken, sondern mehr und mehr zum direkten Verkehr mit den drei göttlichen Personen übergehen, ihre Größe, Schönheit, Güte, Barmherzigkeit erwägen, deren Anbetung, Lob, Dank, Freude und vor allem Liebe entzünden, dann nicht wieder gleich denken: „Was kann ich für Gott tun?“ und so wieder auf äußere Dinge abirren, sondern in solchen Anmutungen und in Zwiesprache mit Gott sich ruhig ergehen, in der Liebesvereinigung ruhen, ohne an anderes zu denken.

Sehr fördernd pflegt hier das Herzens- oder Affektgebet zu sein, das, wie schon der Name sagt, sich nicht mit langen Verstandeserwägungen abmüht, sondern sich in Herzensanmutungen und Affekten oder in einem einzigen tiefen Aufschwung zu Gott erhebt.

Aber auch hier kommt Gott oft der Seele zu Hilfe, indem er ihr die Hauptarbeit abnimmt und sie selbstrichtet. Er selbst schenkt sich der Seele in vertrautester Weise, gießt selbst ihr neues Licht ein, zieht sie in inniger Liebe an sich. Sobald sich diese Heimsuchung Gottes bemerkt macht, gebe die Seele alles Vernünfteln, Erwägen, überhaupt den ganzen, Gott alle möglichen Gaben (selbsterarbeitete Affekte, Vorsätze) aufdrängenden Marthadienst auf und überlasse sich wie Maria ganz diesen Einwirkungen Gottes.³⁾ Wie Johannes vom Kreuz, Franz von Sales, die heilige Theresia und viele andere Meister des geistlichen Lebens mahnen, kann es auch sehr dienlich sein, daß man nicht mehr fremde, in den Betrachtungsbüchern dargebotene Stoffe durchdenkt, sondern bei Be-

³⁾ Gute Winke des heiligen Alphonsus v. Liguori, des heiligen Franz v. Sales, der heiligen Theresia siehe bei Saudreaux, das Geistliche Leben, Trier 1901 (II, S. 255 ff.).

ginn des Gebetes sich in Gottes Gegenwart versetzt, auf ihn lauscht, „in liebendem Aufmerken auf ihn verharret“, und die in der Seele von Gott geweckten Anmutungen pflegt. Aber, um keinen Täuschungen zu verfallen: Der bloße Gedanke an Gottes Gegenwart ist noch kein Gebet; er muß mit Erhebungen zu Gott oder wenigstens einer einzigen großen verbunden sein. Und dann, dem Quietismus und einem ungesunden Passivismus gegenüber sei es gesagt: man darf sich nicht wie ein lebloses Gefäß Gott darreichen und nur haben wollen, was er hineingießt; irgend welche Mittätigkeit von unserer Seite muß stets vorhanden sein. Wo daher keine besonderen Anregungen von Gott kommen, darf die Seele, wie alle oben angeführten Gewährsleute es betonen, nicht in Untätigkeit verharren, sondern muß wieder zu Erwägungen zurückkehren, um daran aufs neue Anmutungen zu entflammen. Aber geübt werden sollte dieses Gebet von Fortgeschrittenen wohl mehr als es gewöhnlich geschieht, besonders dann, wenn Gott selbst dazu einladet und darum auch den Geschmack an Erwägungen verleidet. Taucht Gott selbst die Seele in *sein* Liebesfeuer, wird sie ja viel schneller und gründlicher geläutert und zur Höhe der Liebe erhoben, als durch ihr beschwerliches Eigenmühen. Selbstverständlich würde man der Täuschung verfallen, wollte man diese Vereinigung ohne ernste Reinigung des Herzens und Bemühen um Gottverähnlichung anstreben. Beide müssen ihr vorausgehen und sie beharrlich begleiten. Sonst würde man auch vergebens auf Gottes vertrautere Heimsuchung warten.

Aber falsch wäre es, diese erhöhte Gottverbindung nur auf die Stunden des Gebetes beschränken zu wollen, sie muß zur *Grundstimmung des ganzen Lebens werden*. Freilich: in der ungestörten, lebhaften, innigen Art, wie in den stillen Stunden des Gebetes, kann man sie bei den Arbeiten des Tages nicht festhalten, aber wie Wetterleuchten müßte sie doch von Zeit zu Zeit immer wieder hervorbrechen und darum die ganze Seele, mag sie Verstand, Gedächtnis und Hand auch ihrer pflichtmäßigen

Beschäftigung leihen, in ihrer Tiefe doch so auf Gott gerichtet bleiben, daß, schwinden die Abhaltungen, sie sich sofort unwillkürlich wieder zu Gott hinaufschwingt.



Um Gesagtes zu erreichen, braucht es aber größere *Sammlung*. Wie manche stürzen sich nach dem Gebet sofort in die Arbeit, den ganzen Tag kaum noch an Gott denkend. Wie manch andere auch öffnen unnötigen Zerstreuungen Tür und Tor, haschen sofort am Morgen schon nach politischen und Tagesneuigkeiten, beginnen müßige Unterhaltungen, machen unnötige Besuche, greifen zu fesselnder, aber nutzloser Lektüre, mischen sich zwecklos in fremde Händel, verschaffen sich allerlei, oft recht unwichtige Beschäftigungen, nicht, weil alles das mehr der Sache Gottes dient — dann und soweit wäre ja nichts dagegen einzuwenden —, sondern weil ihr Ich nach Abwechslung, stets neuer Ergötzung verlangt, und Sammlung und Selbsteinkehr scheut, wobei man sich dann wohl noch einen apostolischen Wert dieser Dinge vorgaukelt, den sie gar nicht besitzen. Wie oft möchte Gott hier wohl sein Wort wiederholen, das er einst an die Juden richtete, als diese sich um vieles andere kümmerten, das Haus und den Dienst Gottes aber vernachlässigten: „Ihr habt reichlich gesät, aber wenig eingebracht . . . Ihr trugt ins Haus, ich aber blies es fort. Warum dies? . . . Weil mein Haus wüste liegt, während jeder von euch sich um sein eigenes Haus beeilt“ (Agg 1, 6. 9). Nicht umsonst begegnen einem beim Eintritt in manche Klöster in eindringlicher Großschrift die beiden Worte: *Clausura* und *Silentium*!

Aber diese mehr äußere Sammlung würde noch nicht genügen; alle Meister des geistlichen Lebens fordern als weitere Bedingung zur höheren Gottvertrautheit auch noch *Beruhigung des Innern*, den inneren Frieden, die Beschwichtigung aller zu natürlichen und zu heftigen Gemütsaufwallungen und Bestrebungen. In der Tat: in der Stille nur redet Gott zur Seele und vernimmt man

sein Wehen, nicht im Lärm des Jahrmarktes. Darum bemüht sich der böse Geist so sehr mit List und Gewalt, diesen Frieden zu stören und die Seele in Aufruhr zu bringen. Von der öfteren Gottvereinigung redend, sagt P. Lallemand einmal zu den ihm zur Erziehung anvertrauten jungen Ordensleuten: „Es ist nicht zu fassen, wie viel der böse Feind unseren geistlichen Fortschritt hindert. Seit Beginn dieses Jahres der Zurückgezogenheit hat er manche von uns getäuscht durch irgend welche Besorgnis, durch irgend welchen Kummer (Ärger), durch irgend welchen Skrupel, oder durch sonst eine schlechte Stimmung. Sieht er seine ersten Angriffe gelungen, geht er auf andere über, uns immer gefangen haltend in irgend einem Plan, in irgend einem Wunsch oder in irgend einer Hoffnung, um uns zu vergnügen und von den Wegen Gottes und der Sorge für unsere Vollkommenheit abzuwenden. Zu dem Zweck benützt er die sich darbietende Gelegenheit der Erinnerung an vergangene Erlebnisse, der Neuigkeiten, die man hört, der Gegenstände, die unsere Sinne fesseln, unsere Gemütsart und unsere Leidenschaften, läßt bald das eine, bald das andere spielen, um so unseren Geist und unser Herz immer mit irgend einer nichtssagenden Kleinigkeit, der wir in Gedanken oder nutzlosen Rückblicken, in eitlen Wünschen, oder eitlen Befürchtungen, oder mit irgend einer anderen Regung einer unabgetöteten Leidenschaft nachhängen, in der Schweben zu halten.“⁴⁾

Nur strenge Wachsamkeit und beharrliche Beruhigung des Innern bereiten darum der Vertrautheit mit Gott den Weg.

Fassen wir alles Gesagte kurz zusammen: Ziel des geistlichen Lebens ist nicht etwa nur äußere Gesetzmäßigkeit oder große Leistung, sondern Vervollkommnung des ganzen Christen. Die besteht in der leichtmöglichsten Gottverähnlichung und Gottvereinigung.

⁴⁾ A. Pottier, *La vie et la doctrine Spir. du P. L. Lallemand S. J.*, Paris 1924, S. 274 f.

Beide werden durch die vollkommene Liebe erreicht. Mittel zu dieser sind neben der aktiven und passiven Läuterung treue Übung durch opferwillige Tat und Pflege der Vertraulichkeit mit Gott.

Die griechische Bibelübersetzung der Siebzig.

Von Dr Karl Fruhstorfer, Linz.

Das war eine gesegnete Stunde, da die LXX geboren wurde. Die LXX, die Bibel der jüdischen Diaspora, hat die Heilige Schrift des Alten Testaments Heiden und Heiden-Christen zugänglich gemacht und so beigesteuert zur Verbreitung der alttestamentlichen Offenbarung. Die LXX hat den Samen des göttlichen Wortes aus den Zelten Sems in die Hütten Japheths und Chams getragen. Die LXX ist Niederschlag der jüdischen Tradition von der Schriftauslegung. Wir erfahren aus der LXX, wie manche wichtige Schriftstellen auf jüdischer Seite gedeutet wurden. Zum Beispiel ist im Protoevangelium (Gn 3, 15) Weibessame individuell gefaßt worden. Denn die LXX hat: αὐτός σου τηρήσει κεφαλὴν, obschon das Neutrum σπέρμα unmittelbar vorausgeht. In der bedeutsamen messianischen Weissagung bei Is 7, 14 ist das Wort 'alma wiedergegeben mit παρθένος. Klar und deutlich verkündet damit die LXX die jungfräuliche Geburt des Messias. Die LXX ist ein wichtiger Behelf zur Ermittlung des ursprünglichen hebräischen Textes (HT). Im messianischen Leidenspsalm, der das Programm der Kreuzigung Christi bringt, bietet der masoretische Text (Ps 22, 17 MT): ka'ari, d. i. *dem Löwen gleich* umkreist eine Rote von Bösewichten meine Hände und Füße. Die LXX hingegen hat: ὠρυξαν = foderunt (Ps 21, 17). Sie gibt so zu erkennen, daß der von ihr benützte HT die richtige Leseart ka'aru oder karu aufwies.¹⁾ Denn der Löwe umkreist nicht Hände und Füße, sondern stürzt sich auf die Beute. Die LXX enthält also die Weissagung vom Kreuzestod des Messias. Auch bei Ps 109, 3 haben die griechischen Übersetzer einen HT vor sich gehabt, der vor dem MT den Vorzug verdient. In der LXX lesen wir nämlich: Aus meinem Schoß vor dem Morgenstern habe ich dich gezeugt. Daraus geht die Wesensgleichheit des

¹⁾ Andere Ansichten bei Wutz, Die Psalmen textkritisch untersucht, S. 49. München 1925.

Messias mit Jahve hervor. Es gilt zuweilen: Graeca veritas, nicht: Hebraica veritas.

Die LXX ist geheiligt durch den Gebrauch der Apostel und der alten Kirche. Die Apostel und Evangelisten haben das Alte Testament fast durchwegs nach der LXX zitiert. In der Ostkirche hat man von Anfang an sich der LXX bedient. In der abendländischen Kirche der alten Zeit gebrauchte man eine aus der LXX geflossene lateinische Übersetzung, die darum als die lateinische LXX bezeichnet wurde, die sogenannte *Prävulgata*.²⁾ Die LXX ist für die orientalische Kirche das, was jetzt für die lateinische Kirche die *Vulgata* ist. Die gefeierten Kirchenlehrer des Orientes, ein Basilius der Große, ein Gregor von Nazianz, ein Chrysostomus haben in ihren unsterblichen Homilien die LXX erklärt. Im Abendland haben ein Ambrosius, ein Augustinus ihr Studium und ihre Redekunst der lateinischen LXX gewidmet. Es wurde sogar die Ansicht vertreten, die Septuaginta-Übersetzung als solche sei inspiriert.³⁾ Schlagender Gegenbeweis ist die Septuaginta-Übersetzung des Buches Daniel, die von der Kirche abgelehnt wurde.

Auch bei den Juden erfreute sich die LXX gar hohen Ansehens. Das lehrt zur Genüge die Legende, mit der die Entstehung der LXX ausgeschmückt wurde. Nach der Legende schickte Ägyptens König Ptolemäus II. Philadelphus (285—246), ein großer Bücherfreund, eine Gesandtschaft mit kostbaren Weihegeschenken und der Bitte nach Jerusalem zum Hohenpriester Eleazar, dieser möge ihm behufs Übertragung des jüdischen Gesetzbuches aus dem Hebräischen ins Griechische tüchtige Männer senden. Auf das hin zogen 72 Juden, sechs aus jedem Stamme, nach Ägypten mit Rollen, auf denen die Thora mit goldenen Buchstaben geschrieben stand. Auf der Insel Pharos bei Alexandrien übersetzten sie in 72 Tagen den Pentateuch in schöner, frommer und ganz genauer Weise ins Griechische.⁴⁾ Dieser Legende verdankt die in Rede stehende griechische Schriftübersetzung den ihr bis zur Stunde zukommenden Namen: Septuaginta. Er war ursprünglich beschränkt auf den Pentateuch.

²⁾ Stummer, Einführung in die lateinische Bibel. Paderborn 1928.

³⁾ Augustinus, De civitate Dei I. 15, 14: MPL 41, Sp. 455.

⁴⁾ Brief des Aristes (bei Rießler, Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel, S. 193 ff. Augsburg 1928) und Flavius Josephus, Antiq. Jud. 12, 2.

Welches ist der geschichtliche Kern im Sagen-geranke? Die Wiege der LXX stand in Ägypten. Im P'haraoenenland, wo viele griechisch sprechende Juden lebten, erwuchs in leicht begreiflicher Weise ein starkes Bedürfnis nach einer griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel. So wurde denn in der ägyptischen Diaspora im dritten vorchristlichen Jahrhundert zuerst die Thora aus dem Hebräischen ins Griechische übertragen. Die LXX ist nach und nach entstanden; sie ist das Werk verschiedener Übersetzer. Aus dem Prolog des Buches Sirach geht hervor, daß spätestens um 130 vor Christus bereits alle damals vorhandenen hebräischen Bücher der Heiligen Schrift ins Griechische übertragen waren. Die Sprachform der LXX ist jenes Griechisch, das als κοινή διάλεκτος bezeichnet wird. Daß an Hebraismen kein Mangel besteht, begreift sich von selbst.

Ist die LXX auch nicht königlicher Herkunft, so genoß sie doch bei den Juden und den Christen königliches Ansehen. Von beiden wurde sie eifrigst benützt. Die Christen zitierten die messianischen Stellen nach dem Wortlaut, den sie in der LXX haben, um darzutun, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias ist. Da fingen die Kinder Israels an, die LXX als ein Unglück für Israel zu betrachten. Sie hielten den Christen entgegen, die LXX sei keine getreue, zuverlässige Übersetzung des hebräischen Urtextes. Innerhalb des Judentums entstanden darum seit Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts drei neue griechische Schriftübertragungen: die sklavische Übersetzung des Aquilas, die in gutem Griechisch gehaltene Übersetzung des Symmachus und die Übersetzung Theodotions, die eine Überarbeitung der LXX darstellt.⁵⁾ Der LXX gaben die Juden den Laufpaß. Im christlichen Abendland wurde die lateinische LXX verdrängt durch die Übersetzung des heiligen Hieronymus. Jetzt entnimmt die abendländische Kirche der lateinischen LXX nur noch das Psalterium (in der von Hieronymus vorgenommenen Verbesserung) und die deuterokanonischen Bücher: Weisheit, Ecclesiasticus, Baruch, das erste und das zweite Buch der Makabäer. Von Hieronymus hergestellte Übersetzung der griechischen LXX sind in der Vulgata die deuterokanonischen Stücke des Buches Esther. Während sie aber in der Vulgata am Schlusse dieses Buches angebracht sind

⁵⁾ In jüngster Zeit sind zahlreiche Stücke aus den Isaiasübersetzungen dieser drei Männer gefunden worden: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 1934, S. 176 ff.

(10, 4—16, 24), stehen sie in der LXX an den Stellen, wohin sie gehören.

Verdient die LXX den berührten Vorwurf, den ihr die Juden machten? Es muß zugestanden werden, daß die LXX an manchen Stellen von christlicher Hand christianisiert wurde. So hat beispielsweise Ps 95, 10 eine Christianisierung erfahren durch Einfügung der Worte: ἀπὸ ξύλου — Dominus regnavit a ligno⁶⁾ (sc. crucis). Derartige „christliche“ Elemente aber sind später wieder aus der LXX entfernt worden. Doch auch zwischen der echten LXX und dem MT bestehen nicht wenige, zum Teil tiefgreifende Unterschiede, die sowohl den Inhalt wie den Umfang betreffen. Wir haben die dogmatisch bedeutsamen Abweichungen in Ps 21 und Ps 109 angeführt und bemerkt, daß die LXX im Rechte ist. Erhebliche Differenzen obwalten bezüglich der Zahlenangaben in den Genealogien der Kapitel 5 und 11 der Genesis. Nach der LXX ergibt die Summierung der Zeugungsjahre 2142, beziehungsweise 1070 Jahre, nach dem MT hingegen 1556, beziehungsweise 290 Jahre. In der LXX gehen der Todesdrohung, die Königin Jezabel gegen den Propheten Elias ausstieß (3 Kg 19, 2), folgende im MT stehenden Worte vorher, denen alle Merkmale der Echtheit anhaften: Εἰ σὺ εἶ Ἡλίου καὶ ἐγὼ Ἰεζάβελ, womit die stolze Herrscherin sagen wollte: Bist du ein Prophet, so bin ich eine Königin, eine unbeugsame Königin. Zwei größere Zusätze weist in der LXX das Buch Job auf, während sonst die griechische Übersetzung etwa um ein Fünftel hinter dem MT zurückbleibt. Die Verschiedenheiten sind hier der Neigung des griechischen Interpreten zuzuschreiben, den schwierigen HT zu erklären und zu paraphrasieren.⁷⁾ Ferner, der griechische Jeremias ist um ein Achtel kürzer als der hebräische. Es ist wohl anzunehmen, daß zwei hebräische Ausgaben des Buches Jeremias existierten, die beide auf den Propheten selber zurückgehen: eine größere und eine kleinere. Sehr zahlreich und groß sind die Differenzen zwischen dem Buche Daniel in der LXX und eben diesem Buche in der hebräischen Bibel. Phantasie, ausmalende Kunst und andere Momente haben bei der Übersetzung eine gewichtige Rolle gespielt. Daniel, der zweimal der Löwengrube unverletzt entstieg, blieb nicht unversehrt unter der schreibenden Hand des Griechen. Nachdrücklich aber

⁶⁾ Findet sich noch im Brevier, aber außerhalb des Psalters.

⁷⁾ Ziegler, Der textkritische Wert der Septuaginta des Buches Job: *Miscellanea Biblica* II, S. 277 ff. Rom 1934.

muß betont werden, daß die Kirche die Daniel-Übersetzung der LXX ablehnte. Die griechische Kirche bedient sich der griechischen Übersetzung Theodotions. Aus dieser Ablehnung erklärt sich, daß bloß zwei Handschriften der Septuaginta-Übersetzung des Buches Daniel erhalten geblieben sind: die eine gehört dem 11. Jahrhundert an und wurde in Rom im Jahre 1772 aufgefunden, die andere stammt vielleicht aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts und wurde im Jahre 1931 in einem ägyptischen Kloster entdeckt. Die LXX enthält endlich nicht nur die protokanonischen Bücher der Heiligen Schrift, sondern auch die deuterokanonischen. Sie weist so der hebräischen Bibel gegenüber ein Plus von sieben Büchern auf. Dazu kommen noch die deuterokanonischen Abschnitte in Esther und Daniel.

Die Verschiedenheiten der LXX vom HT haben im 3. Jahrhundert Origenes, den Mann aus Stahl, veranlaßt zur Anfertigung des Riesenwerkes der Hexapla. Mit diamantennem Fleiß hat er darin die Plus und Minus der LXX gegenüber dem HT kenntlich gemacht. Überdies bemühte er sich, den Text der LXX an sehr vielen Stellen zu verbessern. Verbesserung der LXX strebten auch an der Priester Lukian von Antiochien und Hesychius. In unserer Zeit befaßt sich von den katholischen Biblikern eingehend mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen LXX und MT Professor Wutz.⁸⁾ Er glaubt, einen Teil der Abweichungen der griechischen Übersetzung erklären zu können mittels der von ihm aufgestellten Transkriptionshypothese: der HT, den die griechischen Übersetzer benützten, sei nicht mit hebräischen Buchstaben geschrieben gewesen, sondern mit griechischen. Es läßt sich auf die historische Parallele hinweisen, daß Origenes in seiner Hexapla den HT in griechischer Umschrift wiedergab. Der erwähnten Hypothese sind Billigung und Ablehnung zuteil geworden.⁹⁾

So wenig geleugnet werden kann, daß die LXX mit dem MT vielfach nicht zusammenklingt, so gewiß ist, daß die LXX nicht allwegs unrecht hat. Es gibt Fälle, in denen die „Hebraica veritas“ sich eine Korrektur nach

⁸⁾ Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus. Leipzig 1933. Ferner sein schon erwähnter Psalmenkommentar. Vgl. *Muraux*, Eine neue Methode alttestamentlicher Textkritik, erprobt an den Psalmen. Theol.-prakt. Quartalschrift 1927, S. 73 ff.

⁹⁾ *Eißfeldt* schreibt, es sei Wutz nicht gelungen, seine These zu beweisen. Einleitung in das Alte Testament. Tübingen 1934, S. 712.

der LXX gefallen lassen muß. Übrigens harmoniert auch die Vulgata nicht durchaus mit dem MT.

Unter den Druckausgaben der LXX ist vor allem zu nennen jene, die im Jahre 1586 zu Rom auf Betreiben des tatkräftigen Papstes Sixtus V. erschien, der als Kardinal Felix Peretti rühriges Mitglied der von Gregor XIII. eingesetzten Septuaginta-Kommission gewesen war. Der griechischen Sixtina liegt der Codex Vaticanus zugrunde. Doch wurden auch Handschriften aus verschiedenen Bibliotheken Italiens eingesehen. Jedenfalls ist die griechische Sixtina weit besser gediehen als ihre Schwester, die lateinische Sixtina. Im vorigen Jahrhundert haben auf katholischer Seite in Deutschland die LXX herausgegeben Leander van Ess (1824, neueste Auflage 1922) und V. Loch (1866 und 1886). Lochs Ausgabe basiert auf dem Codex Vaticanus. Die Lücken sind aus dem Codex Alexandrinus und aus Polyglottenbibeln ergänzt.

Nun ist protestantischerseits kurz vor den heurigen Ostern im Verlag der Privilegierten Württembergischen Bibelanstalt zu Stuttgart herausgekommen: **SEPTUAGINTA ID EST VETUS TESTAMENTUM GRAECE IUXTA LXX INTERPRETES** edidit *Alfred Rahlfs* — ein kostbares Osterei auf dem Büchermarkt. Der Verfasser, Universitätsprofessor Rahlfs in Göttingen, der Septuaginta-Forscher von Weltruf, hat sein Werk nicht lange überlebt. So wird das Lob, das seinem Werk gespendet werden muß, zu einem Nachruf auf den Verfasser.

Rahlfs Handausgabe der LXX umfaßt zwei starke Bände. Der erste enthält: *Leges et historiae* (XLVIII und 1184 Seiten), der zweite: *Libri poetici et prophetici* (941 Seiten). Die neueste Handausgabe der LXX gründet sich hauptsächlich auf die drei angesehensten und ältesten Handschriften: Codex Vaticanus (B, 4. Jahrhundert), Codex Sinaiticus (S, 4. Jahrhundert) und Codex Alexandrinus (A, 5. Jahrhundert). Außerdem ist, wo es geboten erschien, noch anderes Material beigezogen worden. Keine Seite der Ausgabe ist ohne kritischen Apparat. Was das Buch der Richter anlangt, ist über dem Strich der Text von A gebracht, unter dem Strich jener von B, der hier genauer als A dem MT folgt. Auch das Buch Tobias findet sich doppelt: über dem Strich der Text von A und B, unter dem Strich der Text des S. Im Buche Daniel ist der Septuaginta-Übersetzung die Wiedergabe Theodotions beigelegt. Wie bei Loch scheint als 1 Esr jene Schrift auf, die am Schlusse der Vulgata-Ausgaben unter den Libri Apocryphi als 3 Esr steht. Da

die fragliche Schrift während der ersten 500 Jahre ihres Bestehens vielfach den kanonischen Büchern gleichgeachtet wurde,¹⁰⁾ kann es nicht wundernehmen, wenn sie in B und A Platz gefunden hat. 2 Esr der LXX ist zusammengesetzt aus dem kanonischen Buch Esr und dem kanonischen Buch Nehemias der hebräischen Bibel. Diese zwei Bücher sind also in den alten Septuaginta-Codices noch nicht getrennt, obschon Origenes und Hieronymus die Teilung derselben schon kannten.¹¹⁾ Dem ersten und zweiten Makkabäerbuch reihen sich an zwei weitere, jedoch apokryphe Makkabäerbücher (3. und 4.), die sich zusammen mit den kanonischen in A finden, während B alle vier entbehrt.¹²⁾ Bei Eccle macht Rahlfs aufmerksam auf die großen Ähnlichkeiten mit der Übersetzungsart des Aquilas, aber auch auf Verschiedenheiten. Aus letzteren schließt er: *interpretem huius libri non Aquilam ipsum fuisse, sed aliquem Aquilae sectatorem*. Job leuchtet mit vielen asterisci: Rahlfs hat die Ergänzungen aus der Hexapla auf diese Weise angezeigt. Als 151. steht wie bei Loch ein Psalm Davids, der Bezug nimmt auf den Kampf mit Goliath. Dann folgen: *Novem Odae ecclesiae graecae*, die in B und S, nicht aber in A fehlen; z. B. das erste und zweite Canticum Mosis, das Canticum Annae, das Magnificat, das Benedictus. Sie sind durchwegs dem Kanon entnommen. Hierauf bringt Rahlfs fünf andere Odae, darunter die apokryphe *Oratio Manassae* und das *Gloria in excelsis Deo*. Zwischen dem Buche Sirach und den Propheten sind eingebettet die 18 Psalmen Salomos. Ihre Aufnahme scheint uns überflüssig, da sie weder kanonisch sind, noch in den ältesten Handschriften vorkommen.

Die technische Ausstattung der Septuaginta-Handausgabe ist ganz vorzüglich. Druck und Papier sind ausgezeichnet. Nur die Numerierung der Kapitel sollte kräftiger hervortreten. Der Preis des zweibändigen Werkes ist erstaunlich niedrig: M. 12.—.¹³⁾ Dem Rat, den ein Bibelprofessor launig seinen Hörern zu geben pflegte: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und kaufe dir eine Septuaginta“, kann jetzt mit geringerem Opfer entsprochen werden. Die Württembergische Bibelanstalt beab-

¹⁰⁾ Bayer, Das dritte Buch Esdras und sein Verhältnis zu den Büchern Esra-Nehemia, S. 1. Freiburg i. Br. 1911.

¹¹⁾ Bayer, a. a. O., S. 2 und 4.

¹²⁾ Die editio Loch weist nur drei Makkabäerbücher auf.

¹³⁾ Es gibt auch eine einbändige Ausgabe, auf dünnerem Papier gedruckt, deren Preis M. 17.— beträgt.

sichtigte eben, auch den Studenten und Pfarrern die LXX in zuverlässiger Bearbeitung zu erschwinglichem Preis zugänglich zu machen. Gemäß der Rechtsbegünstigung, die can. 1400 des Cod. jur. can. gewährt, darf Rahlfs' Septuaginta-Ausgabe auch von katholischen Theologen, überhaupt von Katholiken, die theologischen oder biblischen Studien in irgend einer Weise obliegen, gebraucht werden.

Es war Rahlfs nicht vergönnt, das Erscheinen der großen kritischen Ausgabe der LXX zu erleben, die sich als Ziel steckt, alles irgendwie erreichbare Material zu verwerten. Aus seiner Feder liegt bloß vor Band X: Psalmi cum Odis (1931). Rahlfs hat schon mit seiner Handausgabe der Septuaginta ein Monumentalwerk vollbracht.

Die muhammedanische Pentateuchkritik zu Beginn des 2. Jahrtausends.

Von Dr Hermann Stieglecker.

(Schluß.)

IV. Entgegnung der Juden.

Wir haben im Vorausgehenden an Ort und Stelle wiederholt schon einzelne Erwiderungen der Juden auf die Angriffe der Muhammedaner gebracht. Im Folgenden sollen Beweisgründe allgemeiner Natur angeführt werden, welche die Juden gegen die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Schriftfälschung ins Feld führen. Sie sind nicht literarkritischer, sondern wie zu erwarten, theologischer Art.

Als Erstes machen sie geltend, daß es sowohl in der Zeit ihrer Selbständigkeit als auch nachher immer Propheten gab, die eine Fälschung nicht zugelassen hätten. Ibn Hazm erwidert darauf: Aus den Schriften der Juden ist in keiner Weise zu ersehen, daß mit Zorobabel ein Prophet nach Jerusalem zurückgekehrt sei, und auch in Jerusalem selber hatte er keinen Propheten zur Seite. (Das ist allerdings ein Irrtum; er scheint von der Wirksamkeit der Propheten Aggäus und Zacharias nichts zu wissen. Wir gehen auf diese und ähnliche Entgleisungen nicht ein, uns kommt es nur darauf an, Angriff und Abwehr der beiden Gegner darzustellen.) Und vor der Rückkehr war Daniel, der letzte ihrer Propheten, gestorben.

Was aber die Propheten nach Salomo anlangt, so wurden sie ja teils getötet, teils verbannt und durften, wenn wir von den fünf gläubigen Königen im Südreich absehen, nur im Verborgenen wirken. Und nachher kam der öffentliche Götzendienst, die Verbrennung der Thorah (Jer, Kp. 36) und die Ermordung der Propheten (durch Nabuchodonosor). So hat es also, meint Ibn Hazm, Zeitabschnitte genug gegeben, in denen eine Fälschung nur zu leicht möglich war. Übrigens muß auch nicht jeder Prophet die Sendung haben, das Buch eines früheren Propheten wieder herzustellen.

Ein anderer Einwand der Juden lautet: Die Muhammedaner suchen aus der Bibel die Sendung ihres Propheten zu beweisen, ja der Koran selbst beruft sich auf sie und macht den Glauben an die Thorah zur Pflicht. So heißt es z. B. in 5, 72: „Volk der Schrift (Christen und Juden), ihr steht erst dann auf festem Boden, wenn ihr Thorah und Evangelium haltet und das, was euch von eurem Herrn geoffenbart worden ist.“ Ferner lesen wir in 3, 87: „Bringet die Thorah und leset sie, wenn ihr wahrhaft seid!“ Ähnlich in 5, 48: „Siehe, wir haben die Thorah geoffenbart, in der sich eine Leitung und ein Licht befindet, mit der die Propheten, welche Muslim waren (alle Propheten von Adam bis Christus sind nach muhammedanischer Auffassung Muslim), die Juden richteten; und die Rabbinen und Lehrer richteten nach dem vom Buche Allahs, was ihrer Hut anvertraut war . . .“ Aus diesen und ähnlichen Koranstellen, meinen die Juden, geht klar hervor, daß die Thorah ein von Gott geoffenbartes Buch sein muß, denn der Koran würde doch nicht zum Glauben an sie auffordern, wenn sie ein gefälschtes, lügenhaftes Buch wäre. Der Muhammedaner erwidert darauf: Alle diese Koranstellen beweisen durchaus nicht, daß die Thorah, welche die Juden *jetzt* besitzen, noch dieselbe sei, welche dereinst von Gott geoffenbart wurde. Daß sie von Haus aus Gottes Offenbarung ist, haben die Muhammedaner nie geleugnet, im Gegenteil, sie erklären jeden für einen Ungläubigen, der sie nicht als geoffenbart anerkennt, denn sie und die anderen heiligen Schriften werden ja im Koran wiederholt als göttliche Bücher genannt. Das schließt aber nicht aus, daß die Juden späterhin diese Schriften gefälscht haben. Wenn sich nun der Koran wiederholt auf die Thorah beruft, so ist das so zu erklären: Trotz der Fälschung blieb durch Gottes Fügung manches unversehrt, damit es zum Beweis für die Muhammedaner gegen die Juden diene. Daß ganze Teile

der Thorah infolge der Fälschungen verlorengegangen sind, kann nicht befremden, sagt Ibn Hazm, denn auch andere heilige Schriften, wie z. B. die Blätter Abrahams,¹⁾ sind in Verlust geraten. Nachdem nun die Fälschung der Thorah aus ihrem Inhalt selber heraus zur Genüge bewiesen ist, hilft es den Juden gar nichts, sich an Koranstellen anzuklammern, die die Thorah als geoffenbartes Buch erklären und zum Glauben an sie verpflichten. Gott hat eben den Juden genau so Gewalt gegeben, das Fünfbuch zu fälschen, wie er ihnen Gewalt gegeben hat, gewisse Propheten zu töten, die er auf diese Weise verherrlichen wollte, und er hinderte sie an der Fälschung jener Stellen, die er als Beweis gegen sie erhalten wollte, wie er gewisse Propheten gegen ihre Mordabsichten behütete, wenn er sie durch seinen Beistand verherrlichen wollte. So ist es also sehr wohl möglich und auch Tatsache, daß in der sonst gefälschten Thorah verschiedene Stellen unversehrt erhalten blieben.

Übrigens, sagt Ibn Hazm, sind die Muhammedaner auf die Thorahbeweismstellen für Muhammed, soweit sie sich unverfälscht erhalten haben, durchaus nicht angewiesen. Sie sind nur eine Zugabe zu den Beweisen, welche die Muhammedaner von anderer Seite her haben und die für sich allein vollkommen ausreichen, um die göttliche Sendung Muhammeds und die Wahrheit seiner Religion unwiderleglich darzutun. Im Gegenteil, führt Ibn Hazm weiter aus, die Muhammedaner glauben an die prophetische Sendung des Moses, des David, des Salomo, des Elias, des Josue nur deshalb, *weil Muhammed die Echtheit ihrer Sendung bezeugt hat*. Und wenn diese Bestätigung durch Muhammed nicht erfolgt wäre, so wären uns diese Männer auch nicht mehr als z. B. ein Amos, Abdias, Nahum u. dgl., welche die Juden in gleicher Weise als Propheten anerkennen wie Moses — *doch die jüdische Überlieferung ist uns in keiner Weise maßgebend*. Darum bekennen sich die Muhammedaner zur Prophetenwürde des Salich, des Hud, des Schuaib und des Ismael, weil sie eben im Koran als Gottesgesandte genannt werden, und kümmern sich nicht darum, daß sie die Juden nicht anerkennen.

Das wäre also die Antwort der Muhammedaner im allgemeinen. Lehrreich ist, wie sie die einzelnen Koranstellen im besonderen erklären und unschädlich zu machen suchen. Zunächst 5, 72: „Volk der Schrift, ihr steht

¹⁾ Eine im Koran 87, 19 genannte Offenbarungsschrift.

erst dann auf festem Grund, wenn ihr die Thorah und das Evangelium haltet . . .“ Ibn Hazm sagt: Die Juden haben keine Möglichkeit, die Thorah zu beobachten, weil sie ja Verschiedenes aus ihr entfernt haben; ihre jetzige Thorah vermag ihnen keinen festen Boden zu bieten, weil sie nicht wissen, was in ihr Gottes Wort ist und was nicht. Diesen festen Boden gewinnen sie nur durch den Glauben an Muhammed: da erfüllen sie wirklich die Thorah, weil sie dann tatsächlich alles glauben, was Gott offenbart hat, ob es nun im Fünfbuch erhalten geblieben ist oder nicht, und das als Lüge erklären, was in ihr geändert wurde: das heißt man die Thorah erfüllen!

Ferner die Koranstelle 3, 87: „Bringet also die Thorah und leset sie . . .!“ Ibn Hazm sagt: es handelt sich hier um die lügenhafte Behauptung der Juden, daß sich in der Thorah eine gewisse Stelle finde, die aber in Wahrheit in ihr nicht enthalten ist. Muhammed befiehlt ihnen nun, den Text herbeizubringen und überweist sie der Lüge. (Die Koranexegeten sagen, Muhammed habe hier aus der Thorah die Behauptung der Juden, daß das mosaische Gesetz den Genuß des Hüftnervs verbiete, als Lüge erwiesen; in Wahrheit habe sich Jakob dieses Verbot selber auferlegt und seine Söhne seien seinem Beispiel gefolgt.) Der erwähnte Vers enthält also keine allgemeine Aufforderung, die Thorah zu lesen, und damit fallen die Folgerungen, welche die Juden aus ihm ableiten.

Über die Stelle 5, 48: „Siehe, wir haben die Thorah geoffenbart . . . mit der die Propheten die Juden richteten . . .“, sagt unser Polemiker: Tatsächlich richteten sie nach ihr; aber das gilt nur für die Zeit vor ihrer Fälschung. Die Koranstelle schließt nicht aus, daß sie später gefälscht wurde. Al Qarafi bringt in seinen „Herrlichen Antworten“ denselben Einwand der Juden und sucht ihn zu entkräften: Vielleicht hat Gott den Propheten durch übernatürliche Erleuchtung das Wahre und Falsche in der Thorah zu erkennen gegeben. Wir geben zu, daß alles, wonach die Propheten aus der Thorah urteilten, recht war, aber ihr könnt nicht behaupten, daß sie nach der *ganzen* Thorah richteten. Die Teile aber, nach denen sie richteten, sind nicht bestimmbar, infolgedessen ist sie zur Beweisführung ungeeignet, weil man in ihr das Echte vom Gefälschten nicht zu unterscheiden vermag.

V. Ezra, der Urheber der Thorah.

1. Die muhammedanische Überlieferung.

Wenn nach Anschauung der Muhammedaner die jetzige Thorah nicht das Werk des Moses ist, drängt sich die Frage auf: Wer ist der Urheber dieses unechten Fünfbuches, das die Juden nunmehr nach dem Verlust der wirklichen Thorah besitzen? Nach Überzeugung der Muhammedaner ist dies niemand anderer als Ezra. Diese Behauptung findet sich schon in sehr früher Zeit, sie knüpft an die Koranstelle 9, 30 an: „Die Juden sagen: Uzair ist der Sohn Gottes.“ Die islamische Überlieferung erblickt in Uzair ausnahmslos den Ezra der Bibel. Sie weiß zu berichten, daß die Juden den Ezra deshalb für den Sohn Gottes hielten, weil er ihnen die verlorene Thorah wieder gebracht hat. So lesen wir im Korankommentar des Tabari zur erwähnten Stelle, daß Gott den Juden zur Strafe für ihren Ungehorsam die Bundeslade mit dem Thorahtext wegnahm und daß er ihnen das Gesetz auf Ezras Gebet hin wieder zurückgab. Darum sagten die Juden: Uzair muß Gottes Sohn sein! — Nach einer anderen, ebenfalls von Tabari erwähnten Überlieferung siegten die Amalek über die Juden, und die jüdischen Gelehrten vergruben die Thorah. Uzair war damals ein junger Mann und diente Gott auf dem Gebirge, von dem er nur zur Zeit des Festes herunterstieg. Er begann zu weinen und sprach: Mein Herr, du hast die Israeliten ohne Kundigen gelassen! Und er hörte nicht auf zu beten und zu weinen, bis ihm die Ränder der Augenlider abfielen. Eines Tages, da er wieder zum Feste hinuntergestiegen war, begegnete ihm ein Weib und befahl ihm, in einem bestimmten Fluß zu baden, zu beten und dort entgegenzunehmen, was ihm ein Greis geben werde. Ezra tat es, und wirklich erschien der Greis und gab ihm dreimal etwas wie ein großes Stück Kohle in den Mund. Von dem Augenblick an war Uzair im Besitz der vollen Kenntnis der Thorah und rief: Söhne Israels, ich bringe euch die Thorah! Er band an jeden seiner Finger eine Feder und schrieb sie mit allen zehn Fingern nieder. Als die jüdischen Gelehrten von der Sache erfuhren, gruben sie die Thorah wieder aus und fanden sie vollkommen übereinstimmend mit der Thorah Ezras. Sie sagten: Gott hätte dir das nicht verliehen, wenn du nicht Gottes Sohn wärest! Ähnliches berichten Nisaburi und Zamahschari (vgl. Is 6, 6 f. und Ez 3, 2).

2. Die jüdische Quelle.

Man sieht auf den ersten Blick, daß diese muhammedanischen Sagen über Ezra auf das 14. Kapitel des 4. Ezrabuches zurückgehen. Da verkündet Gott dem Ezra, daß er nun bald werde von dieser Welt scheiden müssen, und daß nach seinem Tod der Irrtum noch viel mehr als bisher über die Wahrheit triumphieren werde. Darauf antwortet Ezra in 14, 18 ff.: Ich gehe hin, wie du mir befohlen hast, aber wer wird das Volk nach mir lehren? Die Welt liegt ja in Finsternis . . . dein Gesetz ist verbrannt und daher kennt niemand deine Werke, die du getan hast und die geschehen werden. Er bittet dann Gott um den Heiligen Geist, und er werde dann alles aufschreiben, was vom Anbeginn der Welt geschehen ist und was in Gottes Gesetz geschrieben stand. Gott gewährt die Bitte. Es wird ihm ein voller Kelch gereicht und sein Herz ward davon voll der Einsicht . . . In 40 Tagen diktierte er fünf Männern 94 Bücher und erhielt den Auftrag, die ersten Bücher, die er geschrieben hat, dem Volke öffentlich vorzulesen, die übrigen 70 aber nur den Weisesten mitzuteilen. — Es ist überflüssig, auf die Ähnlichkeiten der muhammedanischen und der jüdischen Erzählung hinzuweisen, weil sie ja sofort in die Augen fallen. Wir können also sagen: Ob nun die erwähnte Koranstelle 9, 30: „Die Juden sagten: Ezra ist Gottes Sohn“ wirklich auf Sagen über Ezra, wie sie von Tabari, Nisaburi u. a. berichtet werden, anspielt oder mit ihnen gar nichts zu tun hat — das *eine* ist sicher: diese muhammedanischen Ezralegenden sind jüdischen Ursprungs, und haben ihre Quelle im erwähnten Kapitel des 4. Ezrabuches. In diesen jüdischen Erzählungen spiegelt sich das ungewöhnliche Ansehen wider, das dieser Mann bei den Juden wegen seiner großen Verdienste um die Heilige Schrift und um die Thorah im besondern genoß.

Dieses große Ansehen erkennt man z. B. auch aus Sanhedrin fol. 21, b f.: „Ezra wäre würdig gewesen, daß durch ihn den Israeliten die Thorah gegeben worden wäre . . ., obgleich die Thorah nicht durch ihn gegeben worden ist, so sind doch durch ihn ihre Schriftzüge verändert worden“ (gemeint ist die Einführung der Quadratschrift). Wenn im Volk bekannt war, daß Ezra der Thorah „neue Schriftzüge“ gegeben, so war der Weg zur Meinung, daß er unter göttlicher Erleuchtung den Juden die verlorene Schrift (die Thorah) selbst wieder gegeben

hat, nicht sehr weit, und fast hat man den Eindruck, als ob die angeführte Talmudstelle eine Polemik gegen diese Meinung sei.

3. Die rationalistische Umdeutung.

Die Juden konnten sehr wohl annehmen, daß Ezra unter göttlicher Eingebung die verlorene Thorah wieder herstellte, ohne mit ihrem Glauben in Widerspruch zu geraten. So ist nämlich das Fünfbuch immer noch jenes Buch, das Gott dem Moses geoffenbart hat, wenn es auch zeitweise in Verlust geraten war und ihnen durch den gotterleuchteten Ezra wieder geschenkt werden mußte. Allein es gab auch Juden, die an diese übernatürliche Wiederherstellung der verlorenen Thorah nicht glaubten. Wie sich diese jüdischen Rationalisten die Entstehung des jetzigen Pentateuch dachten, ersehen wir aus der schon einmal erwähnten Stelle der Hidaya des Al Gauziya. Dort heißt es: Einer jener jüdischen Gelehrten, die über tiefes Wissen verfügen, einer, den Gott zum Islam geführt hat, sagte: Wir sind nicht der Anschauung, daß diese gottlosen Stellen, die man heute im Fünfbuch antrifft, vom Anfang an in der Thorah, die dem Moses geoffenbart wurde, vorhanden gewesen seien, wir sagen auch nicht, daß die Juden eine Veränderung, eine Entstellung beabsichtigt hätten; nein, vor allem der Wahrheit die Ehre! — Wir wollen die wirklichen Ursachen der Veränderung der Thorah aufzeigen: Die jüdischen Gelehrten wissen . . ., daß das Gesetz, welches jetzt in ihren Händen ist, nicht das ist, das dem Moses geoffenbart wurde. Moses gewährte nämlich den Israeliten keinen Einblick in die Thorah und er verhinderte ihre Verbreitung im Volk, aus Furcht, daß nach seinem Tode über ihre Auslegung Meinungsverschiedenheiten entstehen könnten, die zu Spaltungen und Sekten führen müßten. Darum vertraute er sie nur seiner Sippe, den Nachkommen Lewis, an. Das beweist die Stelle: Moses schrieb dieses Gesetz nieder und übergab es den Priestern, den Söhnen Lewis . . . (Dt 31, 9) . . . Dem Volke selbst vertraute er nur die Hälfte eines Kapitels an (32, 1—43) . . . Die aaronischen Priester also waren es, welche die Thorah kannten und in Verwahrung hatten. Allein Bucht-nassar (Nabuchodonosor) tötete sie auf einem ihrer Altäre, da er Jerusalem erobert hatte. Nun hatte aber der einzelne Priester nicht *die ganze Thorah inne*, sondern nur den ihm zukommenden Teil. (So daß also, wenn irgend welche Priester dem Tod entgangen waren, die

Überlieferung trotzdem unterbrochen war.) Da nun Ezra sah, daß der Tempel des Volkes niedergebrannt sei, seine Herrschaft aufgehört habe und das Volk selbst zerstreut und das Buch von ihm genommen sei, sammelte er von dem, was er sich selber gemerkt hatte, und aus den Abschnitten, die die Priester aufbewahrt hatten, jene Teile, aus denen er die Thorah zusammensetzte, die heute im Besitz der Juden ist. Deshalb überschreiten sie in der Wertschätzung Ezras alles Maß und sagen: in dieser Thorah ist das enthalten, was Gott von ihnen in seinem Buch erzählt hat, und sie meinen, daß bis heute über seinem Grabe das Licht in den Niederungen des Irak aufleuchtet, weil er ihnen das Buch gemacht, das ihren Glauben erhalten hat. *Die Thorah also, die sie jetzt haben, ist in Wirklichkeit das Buch des Ezra*, und so manches, ja das meiste davon hat mit der Thorah, die Gott dem Moses geoffenbart hat, überhaupt nichts zu schaffen. Ihr Inhalt beweist ja auch, daß der, der sie zusammengesetzt hat, ein Mann war, der von den Eigenschaften Gottes, von dem, was man Gott zuschreiben kann, keine Ahnung hat. So weit die Pentateuchhypothese dieses „bekehrten“ Juden. Wir können sagen: sie ist die in den Rationalismus übersetzte Legende von der wunderbaren Erleuchtung Ezras und der Wiederherstellung der Thorah durch ihn, wie wir sie im vierten Ezrabuch und in verschiedenen Formen bei Tabari, Nisaburi u. a. finden. In dieser rationalistischen Darstellung sind alle Hauptmomente der muhammedanischen Pentateuchkritik enthalten:

1. Moses hat, abgesehen von einem ganz kleinen Teil, die Thorah dem gewöhnlichen Volke vorenthalten und sie nur den Priestern anvertraut.

2. Nabuchodonosor tötete die Priester, die einzigen Kenner und Bewahrer des Gesetzes. Damit ist die Überlieferung unterbrochen und die Kenntnis der Thorah verloren.

3. Ezra stellt aus kümmerlichen Resten des abhandengekommenen Buches und aus eigenem Schaffen ein Werk her, das er als echte Thorah ausgibt.

4. Die eingeschmuggelten und gefälschten Stellen lassen sich als solche erkennen (z. B. die oben erwähnten unrichtigen Darstellungen der Eigenschaften Gottes).

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist demnach folgendes: Die grundlegenden Gedanken der muhammedanischen Pentateuchkritik sind durchaus jüdischen Ursprungs. Was nun die einzelnen Bedenken und Be-

weise gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit des Fünfbuches anlangt, so finden wir eine große Anzahl von ihnen in irgend einer Form in der jüdischen Literatur jener Zeit wieder und wir haben im Vorausgehenden gesehen, daß so manche Bedenken, welche die Muhammedaner vorbringen, schon lange *vor dem Auftreten der islamischen Polemik* in den Köpfen der Juden vorhanden waren. Das bestätigt auch der Talmud, der eine große Anzahl solcher Schwierigkeiten erwähnt oder irgendwie andeutet. Daß umgekehrt durch die Kritik der Muhammedaner das kritische Empfinden der Juden selbst wiederum geschärft wurde, soll damit nicht geleugnet werden.

VI. Zusammenhänge zwischen alter und neuer Kritik.

Überraschende Vergleichspunkte ergeben sich, wenn man das Gedankengefüge der muhammedanischen Pentateuchkritik dem der modernen gegenüberstellt. Der Ausgangspunkt der beiden Kritiken ist allerdings, wie schon bemerkt, ganz verschieden: die moderne Kritik ist die folgerichtige Auswirkung der Entwicklungstheorie auf kulturgeschichtlichem, im besonderen auf religionsgeschichtlichem Boden: alles ist aus der Entwicklung hervorgewachsen, auch das sogenannte mosaische Gesetz mit seinem Monotheismus, es kann nicht das Werk einer einzigen Person, des Moses sein, es hat vielmehr Jahrhunderte gedauert, bis es zu dem geworden, was es heute ist. Es ist allerdings wahr, diese Kritik wurde, wie eingangs erwähnt, durch Thorahstellen angeregt, die eine mosaische Abfassung unmöglich erscheinen ließen, es ist auch wahr, daß sich die ersten Wegbereiter dieser Kritik, Spinoza, Richard Simon, sicherlich nicht vom Entwicklungsgedanken leiten ließen, aber es ist auch Tatsache, daß sich diese Kritik erst im Zeitalter des Evolutionismus ganz durchzusetzen vermochte, weil eben für sie erst durch die Entwicklungstheorie die richtige Atmosphäre geschaffen war. Und andererseits ist für den Entwicklungstheoretiker das Gesetz des Moses mit seinem hohen monotheistischen Gottesbegriff gleich am Anfang der Geschichte eines Volkes inmitten von Völkern, die noch tief im Polytheismus stecken, eine unannehmbare Sache, die mit seinen Grundanschauungen einfach unvereinbar ist, die ihn zwingt, sich mit ihr auseinanderzusetzen, sie nach den Richtlinien seines evolutionistischen Systems einer Kritik zu unterziehen, und schließ-

lich in das Gefüge der Entwicklungslehre als gleichartiges Glied einzubauen.

Von einer ganz anderen Seite her kommt die muhammedanische Pentateuchkritik: Sie hat, wie gesagt, ihren Ausgangspunkt im Koran, sie ist aus der Erkenntnis heraus geboren worden: die Thorah darf nicht echt und wahr sein, sonst könnte es der Koran nicht sein. Allein, so verschieden die Ausgangspunkte der beiden Kritiken sind, so treffen sie doch einander in der Feststellung, daß die Thorah, wie sie heute vorliegt, nicht das Werk des Moses sein kann. Auch die Beweise, die beide zur Erhärtung ihrer Behauptung erbringen, sind vielfach dieselben: die muhammedanischen Kritiker führen geographische Irrtümer des Fünfbuches ins Feld, sie kennen schon das Argument: in Anbetracht der geringen Größe und der Bodengestalt Palästinas ist es ausgeschlossen, daß es eine so große Zahl von Bewohnern, wie sie die Angaben der Thorah errechnen lassen, ernähren konnte. Sie weisen ferner auf die unrichtige geographische Darstellung der Paradiesesflüsse hin, sie zeigen an der Hand der israelitischen Geschichte mit ihren Wechselfällen und Katastrophen, daß während dieser langen Zeit eine ununterbrochene und ungetrübte Überlieferung der Thorah unmöglich war: lauter Einwürfe, die wir in der neueren Kritik wiederfinden. Außerdem zeigen die muhammedanischen Kritiker eine große Anzahl theologischer Irrtümer auf: „Nach unserem Ebenbild und Gleichnis“, Gottes Reue, Gott droht, er ändert aber seinen Sinn und führt die Drohung nicht aus u. a. m. Diese Stellen verraten nach der Meinung der Muhammedaner einen ganz niedrigen Gottesbegriff, der die Thorah als Fälschung erkennen läßt. Der Ansicht, daß in solchen Fällen ein unentwickelter Gottesbegriff vorliegt, sind auch die modernen Kritiker, nur gehen sie ihrer evolutionistischen Auffassung entsprechend noch einen Schritt weiter: sie weisen diese Stellen je nach dem niedrigeren oder höheren Gottesbegriff, der in ihnen zutage tritt, einer früheren oder späteren Zeit zu. Beide Kritiken stellen insbesondere auch Widersprüche fest, z. B. wird Jabal als der erste Herdenbesitzer bezeichnet, während früher schon Abel als Hirt auferscheint, sie weisen auf die Unmöglichkeit hin, daß z. B. die Söhne Jakobs in kurzer Zeit zu einem Volk, das über 600.000 streitbare Männer zählte, heranwachsen, beide machen aufmerksam, daß gewisse Vorschriften des Fünfbuches in anderen heiligen Büchern nicht beobach-

tet erscheinen, auch Ausdrücke, die einen nachmosaischen Verfasser verraten („bis auf den heutigen Tag“), sowie die Erzählungen in der dritten Person sind den muhammedanischen Kritikern nicht entgangen, gar nicht zu reden vom Bericht des Moses über seinen eigenen Tod, mit dem sich ja schon Philo und Josefus Flavius sowie der Talmud auseinandergesetzt haben.

Was wir aber in der muhammedanischen Kritik vergebens suchen, das ist die Feststellung von *Doppelberichten*. Auch Schwierigkeiten *sprachlicher* Art, die in der modernen Kritik eine so bedeutende Rolle spielen, werden von keinem muhammedanischen Kritiker erhoben, es findet sich bei ihnen keine Bemerkung, daß irgend eine Stelle des Pentateuch nach Ausweis der Sprache einer älteren oder jüngeren Zeit angehöre; das ist begreiflich: solche Dinge wahrzunehmen hinderte sie ihre mangelhafte, in den meisten Fällen überhaupt fehlende Kenntnis des Hebräischen. Aus diesem Grunde ist ihnen auch der Wechsel der Gottesnamen Jahwe und Elohim entgangen. Mangel an Sprach- und Geschichtskenntnissen war auch mit die Ursache, daß sie nicht auf den Gedanken kamen, die einzelnen Teile der Thorah bestimmten Quellen zuzuweisen, wie das ein besonderes Charakteristikum unserer Kritik ist. Allerdings, einen schüchternen Ansatz dazu kann man wahrnehmen: Al Qaraßi schreibt nämlich in seiner Streitschrift gegen Christen und Juden „Die herrlichen Antworten“ den Bericht über die Blutschande der Lottöchter einem aaronitischen Verfasser zu, der mit dieser Erzählung der verhaßten Dynastie Dawid ein Schandmal aufdrücken wollte. Das ist, wie gesagt, ein Ansatz zur Quellenscheidung: er schließt aus dem Inhalt eines gewissen Textteiles und aus (vermeintlichen) geschichtlichen Tatsachen, nämlich der Feindschaft zwischen Aaroniden und Dawididen, auf den Urheber dieses Stückes, auf eine aaronitische „Quelle“ und schließt andere (die Dawididen) von der Autorschaft aus. Der nächste Schritt wäre gewesen, daß er auch andere Teile der Thorah auf das hin untersucht und Schlüsse auf den Autor gezogen hätte.

Die Behauptung der Muhammedaner, daß die *echte mosaische Thorah* im Laufe der Zeit verändert und entstellt und daß durch die Priestermorde Nabuchodonosors die Überlieferung der *echten Thorah* vollständig unterbrochen wurde und infolgedessen ganz in Vergessenheit geriet, hat selbstverständlich in der modernen rationalistischen Kritik kein Gegenstück, weil ja diese keinen ur-

sprünglich mosaischen Pentateuch kennt. Wohl aber vertritt A. Scholz eine Theorie, die an die der Muhammedaner erinnert: er sagt nämlich, daß das Fünfbuch in der Zeit von Moses bis zum Exil nicht unverändert geblieben und durch die Schulen von Babel wiederhergestellt worden sei. Auch die Theorie Hummelauers klingt an die muhammedanische Auffassung an: er stellt fest, daß in der Königszeit, vielleicht unter Manasse, die heiligen Schriften verfolgt und verstümmelt wurden und in Vergessenheit gerieten. Bald nach Manasse begann man die zerstreuten Teile aufzubewahren und zu sammeln. Das geschah auch weiter noch im Exil, und Ezra verarbeitete die einzelnen Stücke zu einem Ganzen. Ähnlich sagen die Muhammedaner, daß die Thorah zur Zeit der Richter und der gottlosen Könige notwendigerweise arge Entstellungen erleiden mußte. Wie Hummelauer denkt auch Ibn Hazm besonders an die Zeit Manasses, der offiziell Götzendienst treibt, den falschen Göttern Tempel erbaut und den Propheten Isaias tötet.

Die Theorien Scholz und Hummelauer sind Restitutionstheorien, weil sie von einer Wiederherstellung des Textes reden. Auch in der muhammedanischen Theorie ist von einer Textrestitution die Rede, aber nicht von einer wahren, sondern von einer falschen: im Gegensatz zu Scholz und Hummelauer, die in dem restituierten Werk die echte gottgeoffenbarte Thorah sehen, betrachten die Muhammedaner Ezra als einen Betrüger und seine „wiedergeoffenbarte“ Thorah als eine Fälschung. *Da reichen unsere rationalistischen Kritiker und die Muhammedaner einander die Hand: beide lehren: Der mosaische Ursprung des jetzigen Fünfbuches ist eine Fiktion, eine gewollte Irreführung.* Das Werk wurde dem Moses nur deshalb zugeschrieben, um ihm das nötige Ansehen zu verschaffen und seinen gesetzlichen Bestimmungen Nachdruck zu verleihen. Hervorgehoben sei noch, daß alle diese Hypothesen, die alte jüdische im Ezrabuch und ihr Abkömmling, die muhammedanische, sowie die modernen, angefangen von Spinoza bis auf unsere Zeit, die jetzige Gestalt des Pentateuch dem Ezra zuschreiben, oder doch wenigstens die letzte Redaktion in sein Zeitalter hinein verlegen.

VII. Die religiöse Entwicklung nach der Abfassung der Thorah.

Ibn Hazm schildert, nachdem er seine Beweise für die Fälschung des Pentateuch angeführt und festgestellt

hat, daß der wahre Urheber dieses Buches Ezra sei, die Entwicklung der religiösen Verhältnisse nach der Schaffung des falschen Fünfbuches. Die Thorah hat sich seit Ezra, so führt er aus, allmählich verbreitet: sie wurde abgeschrieben und ging von Hand zu Hand, bis König Antiochus im Tempel zu Jerusalem ein Götzenbild zur Anbetung aufstellen ließ (1. Mk 1, 57) und Schweine auf dem Altar geopfert wurden. Damals übernahmen Leute aus den Nachkommen Aarons die Herrschaft (Hasmonäer) und es hörten die Opfer auf. Zu jener Zeit wurden Abschriften der Thorah, die heute in ihren Händen ist, verbreitet, und die Rabbi verfaßten für das jüdische Volk Gebete, die es früher nicht kannte, und *setzten sie an die Stelle der Opfer*. Diese letzte Feststellung klingt ganz modern: Unsere Forscher betonen ja, daß seit dem Exil der Gottesdienst der Israeliten einen vollständig anderen Charakter angenommen habe. In Babel war es nämlich unmöglich, Opfer darzubringen, darum war man genötigt, an ihre Stelle Ansprachen, Predigten und Gesänge treten zu lassen. Wenn also Ibn Hazm hier den Ausdruck gebraucht: sie setzten die Gebete an die Stelle der Opfer, so deckt sich das fast vollständig mit der Darstellung Kittels (Geschichte des Volkes Israel, 3. Bd., 1. Hälfte, S. 126): „Damit ist *das Wort, das gelesene, gesprochene, gesungene* und nicht mehr wie ehemals die *heilige Handlung in den Mittelpunkt der Gottesverehrung getreten*, eine grundlegende Veränderung ihres ganzen Charakters, die dann auch nach der Herstellung von Tempel und Opfer beibehalten wird.“ Nur in einem Punkt weichen die zwei Kritiker, der alte und der neue, voneinander ab: unsere Gelehrten führen diesen Wandel auf die Zeit des Exils zurück, während Ibn Hazm diese neue Art des Gottesdienstes in der Makkabäerzeit entstanden sein läßt. Aber abgesehen davon ist es sicher sehr bemerkenswert, daß beide Kritiker, der muhammedanische vor 900 Jahren und der moderne, den Übergang vom Opfergottesdienst zum Gebetsgottesdienst feststellen und darin einen vollständigen Bruch mit der alten Tradition sehen. — Ibn Hazm sagt ja: „Und sie schufen für sie eine *neue Religion*.“

Bemerkenswert ist ferner, daß der Muhammedaner von der Einführung von Gebeten redet, die die Juden früher nicht gekannt haben. Sollte das der Nachklang einer jüdischen Überlieferung sein, daß zur Zeit der Makkabäer neue religiöse Lieder, also neue Psalmen geschaffen wurden?

Im Folgenden hebt Ibn Hazm hervor, daß die Juden damals in allen größeren Orten *Synagogen* bauten; solche habe es während ihrer staatlichen Selbständigkeit und mehr als 400 Jahre nachher nicht gegeben. Auch hier sieht demnach Ibn Hazm den großen Einschnitt nicht im Exil, sondern in der Makkabäerzeit. Man hat darauf hingewiesen, daß Josefus Flavius die Synagogen tatsächlich erst zur Zeit des Antiochus Epiphanes erwähnt — das würde sich also mit der Annahme Ibn Hazms decken —, aber man glaubt daraus nicht schließen zu dürfen, daß es in früherer Zeit keine Synagogen gegeben habe.

Auch wurde damals, sagt Ibn Hazm, die *wöchentliche Sabbathfeier* eingeführt. Auch die gab es zur Zeit der Eigenstaatlichkeit nicht. Abgesehen von der Zeit stimmen unsere Gelehrten in diesem Punkte ebenfalls mit dem Muhammedaner überein: sie heben hervor, daß seit dem Exil der Sabbath immer größere Bedeutung erlangte, weil die Sabbathfeier wöchentlich begangen wurde, so daß er schließlich zum Unterscheidungsmerkmal zwischen Juden und Nichtjuden wurde.

Die Führung des Volkes hatten damals nach Ibn Hazm die Schriftgelehrten inne; wie früher Ezra die Thorah verfaßt hatte, so waren sie die Urheber der übrigen Bücher der Juden, von denen sie behaupten, daß sie geoffenbarte Schriften verschiedener Propheten seien; von ihnen stammen auch die Gebete (die religiösen Lieder), die gesetzlichen Vorschriften, kurz, sie sind die Lehrer, die Erzieher des Volkes. So bringt also die Entwicklung der religiösen Verhältnisse nach dem Exil, die durch Ezra, dem Schöpfer der Thorah eingeleitet und durch die jüdischen Gelehrten, die die übrigen Bücher verfaßten, weiter und zu Ende geführt wurde, naturnotwendig eine außerordentliche Steigerung des Ansehens dieser Schriftgelehrten mit sich: das stimmt wiederum mit der Feststellung unserer Forscher, daß nach der Zerstörung des jüdischen Staates die Schriftgelehrten und Priester zu überragender Bedeutung gelangten.

Der muhammedanische Kritiker sieht demnach die Grundlinien der Entwicklung des religiösen Lebens der Juden nach dem Exil, nach der Vollendung der Thorah so ähnlich wie unsere modernen Forscher: er stellt wie sie fest 1. den Übergang vom Opfergottesdienst zum Wortgottesdienst, 2. die Entstehung neuer Gebete, 3. die zunehmende Bedeutung des Sabbaths im religiösen Leben, 4. die damit zusammenhängende Erbauung von Sy-

nagogen an allen größeren Orten, und endlich 5. die Hebung des Ansehens der Priester und Schriftgelehrten. Mit einem Wort: Ibn Hazm trennt wie unsere Forscher das vorexilische Israelitentum scharf vom späteren Judentum und kennzeichnet seine charakteristischen Merkmale; nur entstand nach seiner Darstellung dieses Judentum nicht im Exil, sondern in der Makkabäerzeit.

Bauer, Natur und Religion.

Von Geh. Rat Prof. Dr Franz Walter, München.

Nach einer heute noch nicht völlig überwundenen Ansicht kennt das Christentum keine Naturfreude. Die Aszese, die es predige und seinen Anhängern zur Pflicht mache, erblicke in der ganzen Natur nur Sündenfluch und Sündenlust, verteufle die Natur und lehre sie als Reich des Fürsten dieser Welt fliehen. Wer sich etwas mit dem schönen Thema „Naturfreude“ beschäftigt, wird gewahr, daß mit besonderer Vorliebe dem *christlichen Mittelalter Sinn und Gefühl für die Natur* abgesprochen wird. Die Naturfreude, das Verständnis für die Schönheiten der Natur, sei eine moderne Errungenschaft, die dem siegreichen Vordringen des naturwissenschaftlichen Geistes, der Ausdehnung und Befestigung der Herrschaft des modernen Menschen in der Natur zu danken sei. Damit steht freilich einigermassen in Widerspruch, wenn die Modernen sich von der lieblichen, herzlichen Naivität, die aus dem Verkehr der mittelalterlichen Mystiker, besonders eines heiligen Franz von Assisi spricht, angezogen fühlen trotz des weiten Abstandes der Zeit, der Verschiedenheit der Kultur und des Gegensatzes der Weltanschauung zwischen Mittelalter und Gegenwart. Das Mittelalter beweist geradezu, daß die Naturfreude ein Element des christlich-katholischen Lebens bildet. Unsere Vorfahren lebten trotz ihrer geringeren wissenschaftlichen Naturerkenntnis noch weit inniger am Herzen der Natur als wir. Es war allerdings nicht das Verhältnis, in welchem wir heute zur Natur stehen, sondern das froher, naiver Kinder, die an der Brust der Mutter ruhen und trotz mancher Anwandlung von Furcht sich immer wieder zu ihr hingezogen und eng verbunden fühlen — eine unreflektierte, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelte, selbstverständliche Hingabe. Das ganze Verhältnis zur Natur war beseelt von den Empfindungen,

mit denen das Kind zur Mutter emporblickt: Liebe, Ehrfurcht, Scheu — *persönliche* Beziehungen, und vielleicht immer mit einem leichten Einschlag des Sentimentalen, keine rein sachlich-praktischen. Die mittelalterliche Kultur war noch Waldkultur. Der Wald schattete überall herein. Die Natur und ihre Elemente, Luft und Wasser, Berg und Wald, Nacht und Gestirn — alles wurde personifiziert, beseelt oder mit Geisterwesen, mit Feen, Zwergen, Teufeln, abgeschiedenen Seelen bevölkert. Dabei war allerdings manches, was altheidnischem Aberglauben entstammte. Aber der Dämmerchein des Märchens, das Halbdunkel der Romantik lag über die ganze Natur gebreitet.

In das Schicksal, als empfindungs- und verständnislos für die Natur betrachtet zu werden, muß sich das *Bauerntum* mit dem Mittelalter teilen. Das eine ist so wenig wahr wie das andere. Beides liegt aber auf der gleichen Linie. In beiden Fällen ist der Grund für die Aberkennung des Naturgefühls in der Stellung zur Religion zu suchen: Das Mittelalter erlebte aus der Religion die Natur; der Bauer, der in vielen überkommenen, besonders religiösen Sitten und Bräuchen manches Erbe des Mittelalters hütet, wurzelt in seinem ganzen Leben immer noch tief im Grunde der Religion nach einem Wort des Kulturhistorikers Riehl: Der Bauernstand ist ein Schrein, worin viele Heiligtümer liegen.

Nach einem Worte des Sokrates ist der Ackerbau die Mutter aller übrigen Künste. Steht es wohl um ihn, dann blühen auch sie. Dann wird der Bauer wohl auch Sinn für die aus der Natur quellende Schönheit haben. Er lebt mit ihr in Arbeit und Erholung einfachen Sinnes dahin. Es ist nichts als billiger Spott, wenn man fragt, ob man sich den Bauern vorstellen könne, wie er sich an der Natur begeistert und von ihren Reizen schwärmt. Das wäre allerdings eine Karrikatur bäuerlichen Wesens. Aber es ist verkehrt, wenn man sich die Freude an der Natur nicht anders vorstellen kann, denn als einen mehr oder weniger lauten Enthusiasmus. Der Bauer ist kein Naturschwärmer wie der Großstädter. Er hat nicht das, was *wir* als Naturgefühl anzusprechen pflegen. Aber darin liegt kein berechtigter Grund, es ihm abzusprechen. Es ist ihm doch wohl und leicht zumute im grünen Feld und in wogender Saat. Er sehnt sich nach der langen Gefangenschaft des Winters wieder nach dem warmen Sonnenstrahl und nach der Arbeit im Freien in frischer Luft. Niemand ist froher über die Zunahme des Lichtes

als der Bauer und niemand begrüßt die steigende Wirkung der Sonne, ohne die all sein Arbeiten nichts fruchtet, verständnisvoller als er. Und ist nicht der ländlichen Jugend wohl ums Herz, wenn sie auf dem grünen Anger spielt und tollt und springt? Und hat nicht der Schulunterricht wertvolle Anknüpfungspunkte, die das Stadtkind vermissen läßt? Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn im neuen Deutschland die Landschule nach anderen Richtlinien aufgebaut werden soll als die städtische.

Für den Bauer ist der Wechsel von Tag und Nacht, der für den Großstädter großenteils seine Bedeutung verloren hat, immer noch von Wichtigkeit. Es ist geradezu mit Händen zu greifen, wie *die Technik* unser Verhältnis zur Natur lockert. Einen Vorgang, der sich derart von selbst der Wahrnehmung aufdrängt, wie der Wechsel von Licht und Dunkelheit, läßt sie uns immer weniger fühlbar und bewußt werden. Wir werden dadurch gegenüber der Sonne und ihrem Einfluß auf unser Leben immer gleichgültiger. Wohl ist der Wechsel der Jahreszeiten zu einschneidend, als daß wir ihn übersehen könnten. Aber den täglichen Wechsel der Szenerie, wie er sich in Tag und Nacht kundgibt, sucht uns die Beleuchtungstechnik nahezu zu verschleiern. Innerhalb der letzten Jahrzehnte sind reißende Fortschritte gemacht worden, Nacht in Tag zu verwandeln. Es werde Licht! ruft die moderne Menschheit, Kienspan, Talgkerze, Öl- und Petroleumlampe, elektrisches Licht in fortwährender Vervollkommenung bezeichnen ebenso viele Stufen auf dem Wege, das Tageslicht nachzuahmen und die Nacht für menschliche Zwecke frei zu machen. Man hat schon gesagt, durch diese Erfindungen habe der führende Teil der heutigen Menschheit, die Stadtbevölkerung versucht, sich vor den Himmelseindrücken zu verstecken. Wir kümmern uns in den Großstädten fast gar nicht mehr darum, ob Voll- oder Neumond ist. Der Nachthimmel hat für uns fast nur noch eine dekorative Bedeutung.

Das größte Hindernis der Naturfreude ist der Materialismus. Wie er überhaupt die Seele leugnet, hat er auch die Natur entseelt. In dieser Hinsicht steht die moderne Naturauffassung im diametralen Gegensatz zur mittelalterlichen. Es sind nur mehr mechanisch-materielle Kräfte, physikalische Gesetze, mathematische Formeln, in welche das ganze Leben der Natur aufgelöst wird. Von einem intelligenten, nach Zwecken tätigen Wirken in ihr, von einem persönlichen Gott, der in seiner Allmacht und Weisheit die Welt schuf, will sie nichts wissen. Sie

spricht wohl viel von Gesetzen, weiß aber mit dem Begriff der Teleologie, der Zweckordnung, nichts anzufangen. Sie nimmt nur ungeheure Entwicklungszeiten an, innerhalb deren durch Zufall aus dem Chaos die Gesetze des Weltalls entstanden wären. Die ganze Natur wurde entgottet und damit ihrer Weihe beraubt. *Die Entgottung hat zur Entseelung der Natur geführt.* Die Eigenart des modernen Weltbildes ist durch die angewandte Naturwissenschaft, die *Technik*, bestimmt. Der Einblick, den diese eröffnet, gleicht dem Einblick in einen riesigen Fabrikraum, in dem tausend Räder schwirren und tausend Kolben arbeiten. Aber während hinter all den Maschinen der modernen Technik der Geist des Erfinders steht, der die Kräfte der Natur in seinen Willen spannte, schließt die moderne Naturbetrachtung diesen zweckstrebenden Geist aus. Und so entsteht der Eindruck der furchtbaren Öde, den der Ausschluß eines persönlichen Schöpfergeistes in das Naturbild hineinträgt. Die ungeheure, allen vorstellbaren Maßen spottende Ausdehnung des Weltraumes erdrückt das Gemüt. Ein solcher Eindruck stößt ab. Freude erblüht hieraus nicht. Diese Betrachtungsweise, die der Natur den Schöpfer raubt, ist der Tod aller Naturfreude. Unbefriedigend im höchsten Grade muß sie genannt werden. In der eisigen Atmosphäre der Geist- und Gemütlosigkeit erfriert diese zarte Blüte. Die wundersam beruhigende Macht des Glaubens ist eine Voraussetzung wahrer Freude an der Natur, die mehr ist als leichtes ästhetisches Genießen. Und immer bleibt dem ungläubigen Forscher trotz zahlreicher Einzelkenntnisse, die er gewinnt, der bittere Stachel des Zweifels, der unbefangene Naturfreude nicht aufkommen läßt.

Der Bauer ist, soweit nicht sein Charakter unter zersetzenden Zeiteinflüssen zu Schaden kommt, kein Materialist. Die Natur, in der er lebt und arbeitet, ist eine einzigartige Wegweiserin zum Gottesglauben. Alle in der großen freien Natur lebenden Menschen sind keine Materialisten, der Bauer, der Seemann, der Naturmensch. Nur da, wo die Menschen künstlich zusammengepreßt sind, verkrüppeln sie und verfallen erkünstelten Anschauungen. Darum hat der Bauer auch seinen gesunden, natürlichen, treffenden, urwüchsigen *Humor*. Dieser alte, treue Freund des Volksgemütes entzündet sich an der Natur und an dem Leben mit ihr. Warum haben einfache Menschen, Bauern, Jäger, Hirten, die oft in wilder Berggemeinschaft bei karger, rauher Kost das halbe Leben

verbringen, meist einen so quellfrischen, herzlich lachenden Humor? Weil sie in und mit der Natur leben, in ihr Genügsamkeit gelernt und die goldene Lebensregel gewonnen haben: Auf Regen folgt Sonnenschein.

Es ist wohl richtig, daß der Bauer kein besonders verfeinertes, ästhetisch kultiviertes Naturgefühl besitzt. Dieses tritt in seiner Eigenart am klarsten hervor durch den Gegensatz zu dem des Städters. Jener reagiert anders auf Natureindrücke als dieser. Sein Naturgenuß unterscheidet sich von dem des Städters und des ästhetisch gebildeten Naturfreundes. Dieser schneidet sich aus den Umrissen der Landschaft, aus Licht und Schatten, aus Himmel und Erde ein Bild, ein in sich geschlossenes Ganzes heraus, das er bewundernd genießt. Sein Auge ist geübt, das Viele in der Einheit zu sehen und darüber das Mannigfaltige nicht zu verlieren. Freilich, der Bauer des Gebirges mag dem Genuß des Städters an seiner Heimat mit ihren Bergen ohne Verständnis gegenüberstehen. Er begreift seine Lust an den Mühen des Bergsteigens nicht. Aber er freut sich beim gemächlichen sonntäglichen Rundgang um die Felder des Gedeihens der Frucht seiner Arbeit. Er sieht weniger mit dem Auge des Ästhetikers als des Praktikers in die Natur hinein. Er rechnet vielleicht da, wo ein anderer schwärmt, und eine ausgiebige Regenzeit ist ihm unter Umständen lieber als leuchtender Sonnenschein, der seine Fluren versengt, und eine gute Wiese ist ihm unter Umständen lieber als eine prachtvolle Aussicht. Das verleitet uns leicht zu dem Glauben, daß er des Natursinnes bar ist. Für den Städter ist das Wetter nur dann ein Vergnügen, wenn es schön ist. Regen ist ihm nur dann für kurze Zeit erwünscht, wenn er in seinen sonnendurchglühten Mauern im Hochsommer nach Kühlung lechzt. Der Bauer aber weiß nach einem Worte Liebig's die himmlischen Gaben zu schätzen, „den belebenden Sonnenschein und den befruchtenden Regen, und wie hilflos ist er ohne sie“.

Der Bauer hat für die Beurteilung der landschaftlichen Schönheit einen eigenen, eben *seinen* Maßstab, die Fruchtbarkeit des Bodens. Und dazu ist er wohl berechtigt. Die Not des Lebens zwingt ihn dazu. Eine „müßige“ Bewunderung der Natur, d. h. eine solche, die von der Arbeit losgelöst ist, kennt er fast nicht. Er muß für sich und viele andere, die die Natur nur wegen ihrer Schönheit lieben, das Brot schaffen. Er muß an der Erfüllung der Bitte des Vaterunsers: Unser tägliches Brot gib uns heute, unmittelbar mitwirken. Aber darum ist er noch

nicht unempfindlich gegen die Pracht der Schöpfung. Aber was selbstverständlich ist, darüber braucht er nicht viele Worte zu verlieren. Dazu ist er zu wortkarg, vielleicht ist er sogar redefaul, weil es ihm schwer fällt, seine Gefühle in Worte zu fassen.

Man hat diese rechnerisch-praktische Seite des bäuerlichen Naturgefühls oft mißdeutet und als Beweis des völligen Mangels eines solchen aufgefaßt. Und doch besteht hier ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land. Die moderne Naturbetrachtung ist die technisch-rationale. Ihr ist wesentlich die wissenschaftliche Forschung und die Richtung auf Gewinn. Die Technik unterjocht fortschreitend die Natur. Das entspricht auch dem Naturauftrag, den Gott den ersten Menschen erteilt hat. Aber — unsere Zeit weiß davon ein Lied zu singen — die Technik muß sich an die sittliche Ordnung gebunden erachten, wenn sie nicht der Gesellschaft zum Fluche werden soll. Daß der moderne Kapitalismus an der Natur wirklich Raubbau getrieben hat, der vor keiner Vernichtung eines ehrwürdigen, für ein höheres als dem Geldmachen geweihtes Leben unentbehrlichen Natur- und Kulturdenkmäler der Vergangenheit zurückschreckt und in die Erhabenheit der Natur mit roher Hand eingreift, beweist gerade die Tatsache, daß in der Gegenwart in allen Kulturländern Bewegungen entstehen, die auf den Schutz und die Erhaltung der landschaftlichen Schönheiten abzielen.

Auch der Natursinn des Bauers ist auf den Nutzen gerichtet. Innerhalb einer kapitalistischen Welt muß der Bauer fast wie ein Kaufmann rechnen und Gewinnmöglichkeiten erwägen. Er könnte sonst gar nicht mehr existieren. Aber er sieht doch nicht mit rein verstandesmäßig nüchternen Augen in die Schöpfung hinein. Sein Verhältnis zur Natur ist schon darum *kein bloß rechnerisches*, nur auf den Nutzen bedachtes, weil er sich stets der Abhängigkeit von höheren Kräften außer ihm bewußt ist: Er weiß, daß der Erfolg seiner Arbeit nicht zuletzt in seiner Macht steht, sondern des Segens von oben bedarf. Durch den religiösen Einschlag wird das Gewinnstreben des Bauers sich immer von dem des Kapitalisten unterscheiden. Dieses ist wesentlich rationell, will alles der Berechnung unterwerfen. Der Bauer wird immer wieder an den Urheber und Herrn der Naturkräfte erinnert. Er wird sich viel leichter zu einem Gott helf! oder Gott Dank! verstehen als der Mensch der Industrie. Sehr schön sagt ein Kenner des Bauernlebens:

„Ich würde nicht Zeit finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tages- und Jahreszeiten, vom Morgenrot des ersten Frühlingstages bis zum letzten Herbstabend, in all seinen Geschäften unaufhörlich umgeben“ (Josef Weigert). Der Bauer weiß, warum er sich an seinen Herrgott wendet, warum er überall in Feld und Flur das Kreuzbild aufstellt — zum großen Ärgernis moderner Heiden. „Das Kreuz an allen Wegen“, sagt der Maler Hans Thoma, „zeigt, wie tief die Lehre vom Kreuze im Herzen des Volkes wurzelt.“ Und ein Naturforscher vom Range eines Friedrich Ratzel bekennt: „Die Kirchlein und Kapellen auf Bergeshöhen, die Kreuze auf hohen Gipfeln bedeuten nicht bloß den Dank für überstandene Gefahr und die Bitte um Schutz in der Öde, sie versinnlichen auch ein Ringen der Seele nach der reinen Höhe und ein Danken für den Reichtum, der sich hier vor ihr ausbreitet. In ihnen gewinnt der die Herzen erhebende Idealismus der Gebirgslandschaft, den wir als Poesie empfinden, sein religiöses Symbol.“ Das Volksgemüt hat immer das Bedürfnis gefühlt, Naturfreude und Religion zu verbinden und sein religiöses Empfinden in der Natur ausströmen zu lassen. Die Weg- und Feldkreuze, die „Bildstöckeln“ und „Marterln“ vermögen in ihrer oft primitiven Kunst und geschmacklosen oder verwitterten Bemalung den Ästhetiker meist nicht zu befriedigen. Manche können nicht als würdige Repräsentanten des Heiligen gelten und würden besser durch andere, gute ersetzt. Aber abgesehen von solchen unwürdigen Darstellungen, fügt sich naive Volkskunst ungezwungen in den Rahmen der naiven Natur. Übrigens ist es wohl weniger das beleidigte ästhetische Gefühl, sondern Abneigung gegen alles Religiöse und Christliche, das ihre Beseitigung fordert. Aber das gläubige Gemüt fühlt sich ergriffen, wenn es im stillen Walde einer wenn auch künstlerisch unvollkommenen Darstellung des „Herrn im Elend“ begegnet. Es leuchtet ein Schimmer der Verklärung von dem Bilde der Erlösungstat über die Natur hin. Die modernen Heiden aber vergessen: Stat crux, dum volvitur orbis.

Die Religiosität des Landvolkes pflegt freilich der religiös indifferente Großstädter nicht hoch einzuschätzen. Sie ist nach seiner Auffassung vielfach bloße Gewohnheitssache und daher verflacht und rein äußerlich. Zweifellos spielt das Altgewohnte wie sonst im Bauernleben auch hier eine große Rolle. Aber Gott rüttelt den

Menschen auch zur rechten Zeit durch Unwetter, Mißwachs und sonstiges Unglück wieder aus seinem Schlendrian auf und erinnert ihn daran, was Beten eigentlich bedeutet. Dann aber gibt es auch eine Gewohnheit zum Guten. Gewohnheit im religiösen Leben *braucht* nichts rein Äußerliches zu sein, sondern kann ebensogut der innerlichen Religion nützen. Beim Bauern „ist das kirchliche Leben auch Lebensgewohnheit“ (Weigert). Wir dürfen nicht vergessen: Die Religion ist das einzige wirk-same Gegengewicht gegen das völlige Hinabsinken des Bauern auf die Stufe bloßer Erdbundenheit. Sie zieht ihn immer wieder empor über die Scholle und ihre Hörigkeit und läßt ihn über der Arbeit an der Erde sein höheres Menschentum nicht aus den Augen verlieren.

Der Bauer kennt freilich kaum den Namen Naturgefühl oder Naturfreude. Aber daraus darf man nicht auf ihren völligen Mangel schließen. Wenn Carlyle einmal sagt, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten sei, wenn man kaum ihren Namen kenne, so gilt ein gleiches auch vom Naturgefühl. Aber der Bauer erlebt den lebendigen Zusammenhang mit der Natur, das Wirken der Elemente in *seiner* Weise. Er durchlebt den Lebensrhythmus der Natur im Gange der Jahreszeiten. Die lebendige Natur ist die Grundlage seiner Existenz. Sein Arbeiten und Ruhen ist unlösbar an die Schaffens- und Ruhezeiten der Natur gebunden. In gleichmäßigem Gang geht sein Leben dahin, aber trotz der Einförmigkeit kennt er keine Langweile. Das Leben mit der Natur bietet ihm zahllose Eindrücke, die den Geist erfrischen und das Gemüt beleben. „Der größte Genuß auf dem Lande ist die Natur“ (Weigert).

Geist und Gemüt bekommen ja nicht aus Büchern und Leihbibliotheken, wohl aber aus der großen Natur immer neue Nahrung: aus dem düsteren, wolkenverhangenen Herbsthimmel, der sich in unendlicher Weite über dem Pflügenden spannt, aus dem goldenen Sonnenstrahl, der sich um Haus und Flur webt, aus dem Sturm der entfesselten Elemente im Gewitter des Hochsommers, aus der Stille des Winters, die ihn zur Ruhe zwingt, aber auf sein Gemüt tiefe Wirkung hat. Es ist darum bei allen Schattenseiten etwas kernhaft Gesundes, etwas kraftvoll Originelles im Wesen des Bauern nicht zu verkennen. Er besitzt das, was man „das instinktiv Sichere des Daseins“ (Sombart) genannt hat.

Gewiß ist auch der Verkehr des Bauern mit der Natur etwas Alltägliches, Gewohnheitsmäßiges, während er

beim Städter die Ausnahme bildet und sich lediglich auf die Reize und Annehmlichkeiten der Natur bezieht. Gewohnheit stumpft ab. Aber die Entbehrung der Natur in der Großstadt läßt das Naturgefühl verkümmern. Zudem sind die durch Arbeit gewonnenen Eindrücke der Natur tiefer und nachhaltiger als die aus der bloßen ästhetischen Betrachtung gewonnenen. Sie werden mit Mühe und Schweiß erkaufte. Dadurch kommt zum Ästhetischen noch eine wertvolle ethische Komponente. „Das Getreidefeld, schön an sich, ist mit den Erinnerungen an Pflügen, Säen und Ernten, an die Hoffnungen und Befürchtungen verbunden, die die Gewinnung des täglichen Brotes umgeben“ (Ratzel). In der landwirtschaftlichen Arbeit — sie ist nicht nur eine Beschäftigung mit Schmutz und Mist — liegen geradezu Schönheitswerte. Rousseau singt darauf ein förmliches Loblied: „Der Anblick der ländlichen Arbeit ergötzt das Auge . . . sie ist der ursprüngliche Beruf des Menschen . . . Beim Anblick des Pflügens und Erntens bleibt die Einbildungskraft nicht kalt. Die natürliche Einfachheit des Hirten- und Landlebens hat stets etwas ungemein Rührendes.“

Ist die moderne Naturbetrachtung einerseits technisch-rational, so ist sie andererseits, so paradox es klingen mag, *sentimental*. Der in der Großstadt Lebende, naturfremd wie er ist, weiß zu der Natur nicht mehr das rechte „natürliche“ Verhältnis zu finden. Etwas Ungesundes ist hineingekommen. Trotz fortschreitender Naturerkenntnis ist der Abstand von der Natur durch die Entwicklung der Kultur immer größer geworden. Zwar macht sich gerade auf hohen Stufen der Kultur oft ein leidenschaftliches Sehnen nach einer Rückkehr zur Natur geltend. Aber „unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit“ (Schiller). Der Kulturmensch ist krank, weil er den Anschluß an die kraft- und lebenspendende Natur verloren hat. Er fühlt das und daher sein starkes, leidenschaftliches und oft fruchtloses Bemühen und Sehnen, den Weg zu ihr zurückzufinden. Das Schwinden der naiven Naturfreude findet seinen Gradmesser im Verstummen des Volksliedes. In diesem strömte sie aus, voll und stark, zart und innig.

Der Bauer besitzt zwar keine sonderlich tiefgründige Naturerkenntnis (Sir 38, 25). Er ist kein Naturwissenschaftler. Die chemischen Vorgänge in der Entwicklung des Pflanzenwuchses und die Biologie der Tierzucht sind ihm größtenteils fremd, wenn er auch heute einen tieferen

Einblick besitzt, als ihm die von den Vätern ererbten Erfahrungen bieten könnten. Aber er steht mit der Natur in täglich-vertrautem Umgang. Er ist kein Naturphilosoph, aber ein natürlicher Mensch. Er *ist* Natur, wir *fühlen* die Natur (Schiller).

Der Kulturmensch ist der Natur entfremdet, sein Leben ist kein den natürlichen und unverdorbenen Instinkten entsprechendes, sondern ein rationales, ausgeklügeltes. Je mehr die Entfernung zwischen Mensch und Natur wächst und sich die daraus entspringenden Schäden für Leib und Seele fühlbar machen, desto mehr erwächst daraus die schmerzliche, wehmutsvolle Naturbetrachtung. Sie ist *pessimistisch* angekränkt, vom Trennungsschmerz erfüllt, *melancholisch*, elegisch, weil sie den Rückweg zur Natur nimmer zu finden glaubt, und darum klagt sie wie über ein verlorenes Paradies. Dabei mag das Naturgefühl ästhetisch mehr entwickelt sein und größeres Feingefühl für alle Naturstimmungen haben als frühere Zeiten. Man vergesse auch nicht, daß das Mikroskop das Auge geschärft und ihm eine Fülle früher unbekannter Wunder in der Natur erst erschlossen hat. Aber wie der moderne Mensch selbst der innerlichen Geschlossenheit ermangelt, so auch seine Naturbetrachtung. Eine Unsumme von Einzelerkenntnissen, aber es fehlt das einigende Band. In den letzten Fragen tritt ihm das müde, resignierte „Ignorabimus“ entgegen. Es hebt und steigert die Naturfreude nicht, wenn die Sicherheit der Weltanschauung fehlt, die der christliche Glaube bietet und auch dem von der modernen, stolzen Bildung unberührten Bauern auch gegenüber den Rätseln des Naturlebens gewährt.

Der Bauer verliert über sein Verhältnis zur Natur kein Wort. Er weiß nichts von Gefühlseligkeit. Das zeigt er schon in seinem Verhalten zu seinen Tieren. Er ist als Tierhalter nicht sentimental, aber im Durchschnitt auch nicht grausam. Eine gewisse Gleichmütigkeit gegenüber der lebenden und unbelebten Natur tritt zutage. Gute Freunde, die täglich miteinander verkehren, machen sich keine schwärmerischen Liebeserklärungen. Das käme ihnen unverständlich, ja lächerlich vor, weil ihre Gefühle etwas Selbstverständliches sind und keiner lauten Bezeugung bedürfen. Einfach, ungeziert, aber gerade darum tief und freudevoll ist ihr Verkehr. Wie die Natur ihren geregelten Gang geht, „keine Sprünge macht“, so spiegelt sich dies im Wesen des Bauern wider. Im Ringen mit

der Natur lernt er das geduldige Warten und Ausharren auch unter schweren Schicksalsschlägen.

Der Bauer lebt in der Fülle landwirtschaftlicher Schönheit, er durchlebt wie keiner sonst den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, aber es ist, als berühre ihn das alles nicht. „Mit dem Gefühl für die Naturschönheit scheint es also beim Bauern nicht weit her zu sein, ja man verspottet ihn geradezu ob seiner Kälte gegenüber den Reizen einer schönen Gegend.“ Er habe keinen Sinn für die schöne Aussicht, verstehe nicht, was im Fernblick Besonderes zu sehen sei. Allerdings sieht der Bauer in der Natur zunächst das Nützliche und praktisch Wertvolle. „Aber das ist doch ganz natürlich und kommt mehr von der Not des Lebens als von der Unempfindlichkeit gegen die Schönheit der Natur“ (Weigert). Der Städter würde sich kaum anders verhalten, wenn er in der Lage des Bauern wäre. Auch er kennt das „Primum vivere“. Es mag sein, daß der Bauer für das Erhabene in der Natur, zu dem gerade der Fernblick gehört, kein besonderes Verständnis hat, wie lange Zeit nur das Liebliche und Idyllische Gefallen erweckte. Aber es ist überhaupt nicht seine Art, durch den gewohnten Anblick der Natur sonderlich erregt zu werden. Er sieht sie ja immer und ist sie gewöhnt wie das tägliche Brot. Darüber verliert er kein Wort. Er braucht auf sie ja nicht zu verzichten. Daher ist sein Naturgefühl ruhig, gleichmäßig wie sein ganzes Wesen, ohne emphatischen Ausbruch.

Mensch und Natur in gegenseitiger, vielfacher Einwirkung ist das Grundelement des bäuerlichen Lebens. Sein ganzes Leben steht in engster Wechselwirkung mit ihr. Schon darum ist der Bauer mehr auf die Natur angewiesen, weil er ihr seine Nahrung abringt; er muß fortwährend ihre Gesetze befolgen, auf ihre Winke achten, sie hegen und pflegen, mit seinem Schweiß befruchten, mit der Scholle eng verwachsen sein. Dafür empfängt er auch den Natursegen in reicher Fülle: Gesundheit, Frohsinn, Genügsamkeit und Zähigkeit, die ihn auch schlechte Zeiten durchhalten lassen.

Indem man dem Bauern das Naturgefühl abspricht, stempelt man ihn zu einem Ausbund derbster Roheit und niedrigster Gesinnung, der nichts Höheres kennt als das Wühlen in schmutziger Erde und dazwischen einen Rausch und sinnlichste Erotik.

Wir brauchen die Schattenseiten am Bauern keineswegs hell zu färben. Er hat wie jeder andere seine

schlechten Eigenschaften und bisweilen die Laster seiner Tugenden. Aber er gibt böß nicht für gut aus, er kennt seine Fehler und Mängel und macht sich sogar mit Humor darüber lustig, wie dies eine Unzahl von Sprüchen beweist.

Der Bauer ist sicher kein „Gemütsmensch“. Sentimentalität liegt ihm nicht. Aber er ist auch keine solche Karrikatur, als die ihn die Verfasser zahlreicher Bauernromane, Theaterstücke und bildliche Darstellungen schildern, kein Gebilde, das sich aus Gemeinheit, Roheit und Heimtücke zusammensetzt. Auch Ludwig Thoma übertreibt stark, besonders in seinem Roman „Andreas Vöst“. Er ist sicher ein scharfer, aber einseitiger Beobachter. Über dem scharfen, kritischen Beobachten einer schlimmen Seite übersieht er aber leicht eine gute. Die prächtigen Bücher, die uns der „Bauernpfarrer“ Josef Weigert geschenkt hat und die ein kraftvolles Bekenntnis des Priesters zu Heimat und Volk sind, zeigen uns im ganzen ein anderes Bild. Besonders ist der Bauer mit Leib und Seele in der Natur verwurzelt. Mit Recht hat man gesagt, daß, wenn wir uns aus alten Büchern und Bildern sein Wesen rekonstruieren, darin ein starkes Stück Naturliebe hervortrete, „das gewiß nie etwas von Ästhetentum an sich hatte, aber vielleicht doch ein Stück echten Schönheitsdurstes. Wie wäre sonst noch das Vorhandensein einer großen und starken Bauernkunst zu verstehen, die es fertig brachte, daß uns heute noch die alten Dorfanlagen mit ihren Gassen, Gehöften, Häusern und Geräten wie vollendete Kunstwerke erscheinen?“ (Paul Schultze, Gestaltung der Landschaft durch den Menschen, München 1916, I, 284.)

Der Bewohner des Gebirges hat vielleicht ein lebhafteres Naturgefühl als der Bauer des Flachlandes. Seine Lieder, Jauchzer und Jodler scheinen es zu beweisen. Nun braucht an sich das, was lebhafter in seinen Äußerungen ist, noch nicht von tieferem Gefühl zu zeugen. Aber man stellt überhaupt in Abrede, daß das Volkslied Ausdruck tieferen Naturgefühles ist. Das Volkslied des Gebirglers werde der Größe der Landschaft keineswegs gerecht, seine Schilderung sei kurz, umfasse nur das Wesentliche und sei meist nur, wie beim Schnaderhüpfel, der stimmungsvolle Hintergrund für den poetischen Gedanken. „Auch der Älpler steht hier noch ganz auf der kindlichen Stufe des Naturvolkes. Nicht das Ganze oder Große der Natur zieht ihn an, sondern nur Einzelheiten. Wenn er jauchzt und jodelt, so ist ihm un-

willkürlich und gedankenlos wohl. Er hat keinen Hang, über die Berge und die Landschaft nachzudenken“ (Weigert, 273). Diese Naturbetrachtung ist allerdings *keine reflektierende*, die alle Erscheinungen der Natur nur unter dem Gesichtspunkte menschlichen Empfindens auffaßt, wie es das Wesen des sentimental Naturgefühls ist, sondern sie ist noch völlig naiv, für welche die Natur ihrer selbst wegen in Betracht kommt. Es ist das ursprüngliche, dem Kulturmenschen infolge seiner Entfernung von der Natur abhanden gekommene Naturgefühl, wie es dem naturnahen Griechenvolke eigen war, bis es unter dem Einfluß der Verstädterung allmählich den Einschlag des Sentimentalen, Weltschmerzlichen bekam. Aber wenn gegen die Kraft des Naturgefühls des Bergbewohners gesagt wird, das Volkslied werde der Größe der Landschaft nicht gerecht, so darf man fragen, ob etwa die Kunstpoesie der Größe und Erhabenheit der Natur vollkommen gerecht zu werden vermag. Einfach, unkompliziert ist das aus dem Volkslied klingende Naturgefühl und daher grundverschieden von dem des Städters. „Wie lebte und jubelte es sich aus im Volkslied! Wie erfrischend, erfreuend wirkte es zurück auf das Volksleben!“ (v. Keppeler.) Aber es ist doch ein Widerspruch, wenn gesagt wird, daß die Naturschilderung des Volksliedes nur das Wesentliche umfasse, andererseits aber für das Ganze oder Große der Natur nichts übrig habe, sondern nur die Einzelheiten heraushebe. Man höre nie etwas vom Wechsel von Licht und Schatten, den Linien der Berge, dem Sonnenauf- oder -untergang, dem Zauber der Mondnacht, dem Sternenglanz. Aber ein altes, einfaches Lied singt: Frühmorgens, wenn die *Sonn' aufgeht*, der *Mondschein* hinterm Kogel steht, wenn die Lerchla singt und der Kuckuck schreit, ja, da is's auf der Alm a Freud! Das sind Einzelzüge, aber sie beleuchten scharf „das Große“, das in dem Übergang der Nacht zum Tag sich abspielt. Ein Kenner des Volksliedes urteilt: „Die Naturschilderungen des Volksliedes sind fast alle kurz, aber fein abgetönt, sie umfassen nur das Wesentliche. Der Naturmensch lebt und webt ja in der umgebenden Natur, er braucht sie deshalb nicht eingehend zu schildern und darf getrost bei seinen Hörern und Mitsängern voraussetzen, daß in ihrer Seele das mit wenigen, aber wuchtigen Strichen entworfene Naturbild lebendig ersteht“ (O. Bökel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906, S. 234). Wenn die Volksseele nach einem Worte Hansjakobs „von Gottes Gnaden“ ist, dann hat sie auch

eine Saite, auf der die Naturfreude voll erklingt, auch wenn sie nicht immer die Worte findet oder gar nicht danach sucht, um das innerlich Gefühlte auszudrücken. Sie fühlt das Unaussprechliche so gut wie der Gebildete, das der moderne Mensch beim Anblick großartiger Naturszenen als „Religion“ empfinden will. Es beleuchtet treffend den inneren Vorgang, den das naive Volksgemüt erlebt, wenn der bäuerliche Begleiter Hansjakobs diesem nach einem Gewitter gesteht, er fühle sich zwar ergriffen, könne es aber nicht aussprechen. Er wisse nicht, solle er singen oder beten vor Freude. „Darum bin ich still.“ Aber wir werden daraus nicht den Schluß ziehen, daß der praktisch gerichtete Sinn des Bauern wenig angetan zu sein scheine für seelenvolles Erfassen der Natur. Sein Naturbetrachten sei naiv, grobsinnlich, mehr auf das Nützliche schauend (Weigert, 270). Aber liegt das Grobsinnliche und rein Nützliche im Sinne des Wortes „naiv“? Sein Verhältnis zur Natur ist gerade durch tiefe Ehrfurcht ausgezeichnet.

Das Naturgefühl des Stadtmenschen entläßt sich fast explosiv. Lang unterdrückt und zurückgehalten, macht es sich plötzlich in einem Augenblick stürmisch Luft. Der Bauer, der immer in der Natur steht, bleibt äußerlich ruhig. Er mag sein Gefühl nicht aussprechen. Es ist zurückhaltend, keusch, aber nur um so tiefer. Es strömt sozusagen nach innen, um wieder auf die Natur zurückzuströmen. Der Bauer hat das, was wir Beseelung der Natur nennen. Für ihn gewinnt alles in der Natur Leben und sinnvolle Beziehung zu allem Menschlichen. Er lernt zwischen sich und den Dingen und Vorgängen ein geistiges Band auffinden, das das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode umschlingt. Für alle Vorgänge der Natur hat er eine eigene, mystische Deutung, die auf Menschenschicksal hinweist. Hier spricht nicht der kühle Verstand, sondern das sinnende, dichtende Gemüt des Volkes, das Natur und Mensch innig verflochten weiß. Es ist nicht berechtigt, dies alles für Aberglauben zu erklären. Man ist nur allzu rasch bereit, die einfacher denkende und gemütsreicher empfindende Seele des Bauernvolkes als den bevorzugtesten Tummelplatz des Aberglaubens zu halten. Mag sein, daß das Bauernhaus manchen Aberglauben beherbergt. Aber der Geist des neuzeitlichen Fortschrittes hat nicht bloß mit manchem Aberglauben aufgeräumt, sondern auch ein reiches Erbe von Volkspoesie, von Märchen und Sagen, die Mensch und Natur verketteten, zerstört. Ganz dem Rationalismus

verfallen wird die Seele des Bauern nie. Denn er lebt inmitten von lauter Geheimnissen und Wundern.

Hier reichen sich *Natur und Religion* die Hand. Beide gestalten Seele und Leben des Bauern. Alle Lebensformen, Sitten und Bräuche mit der Scholle verwachsener Menschen entstammen dieser geheimnisvollen Verbindung mit Boden und Religion. Diese breitet über die Arbeit an der Erde die Weihe des Ewigen und läßt Auge und Seele tiefer in die Wunder der Gotteswelt schauen. Wo sie zurücktritt, lockert sich das Verhältnis von Natur und Mensch. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Neuzeit auch am Bauernleben nicht spurlos vorübergegangen und manch kostbares Erbe aus alter Zeit zerstört hat. Der Kapitalismus hat auch das Dorf in seinen Bann geschlagen. Schon durch die Maschinen, Kunstdünger und sonstige agronomische Fortschritte, besonders aber durch den rechnerischen Geist wurde das Verhältnis von Mensch und Boden beeinflusst. Heute ist das Alte auf dem Lande größtenteils geschwunden. Die Natur hat wie die Familie ihre Anziehungskraft auch hier eingebüßt, die Langweile treibt ins Wirtshaus oder zu den zweifelhaften Vergnügungen der Stadt. Die früheren Bauernfeste zeigten bei mancher Ausgelassenheit und Unmäßigkeit doch eine *starke Freude an der Natur*. Diese hat auch auf dem Lande einen Rückschlag erfahren. Die Natur ist mehr zum bloßen Produktionsfaktor geworden, wie es die Maschine im industriellen Arbeitsprozeß ist.

Es hätte natürlich keinen Sinn, auf dem Lande Mensch und Natur wieder enger zu verknüpfen, wenn der eigentliche Sinn für Naturschönheit sich von selbst nur in der Gegensätzlichkeit zwischen Stadt und Land entwickeln, also das Großstadtleben mit seiner Häuserwüste die Naturfreude zeitigen würde; wenn es richtig wäre, daß die Stadt erst das Land und seine Schönheit werten lehre, wie es bekanntlich das Gebirgskind erst auf dem Flachland inne werde, wie sehr es die Berge liebt (Weigert). Daß der Städter erst inmitten seiner Häuserwüste die schmerzliche Sehnsucht nach der Natur empfindet und erkennt, was er verloren hat, wurde bereits gesagt. Aber Sehnsucht ist noch nicht Freude, sondern das schmerzliche Bewußtsein eines Mangels oder Verlustes. Es ist ein Irrtum, die Großstadt als die Urheimat der Naturfreude zu betrachten. Sie weckt zunächst nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Gibt es wirklich Naturfreude erst, seit es Großstädte gibt? Hatte das Mittelalter mit seinem großen Lyriker Walther von

der Vogelweide nicht eine tiefe Naturfreude? Wenn die Bauernseele keine, allerdings nicht sentimentale, sondern naive Naturfreude könnte, warum hatte sie in zahllosen Sprüchen und Liedern die Natur geliebt und verherrlicht? Es ist eine grundverschiedene Haltung von Stadt und Land zur Natur, wie Weigert selbst sagt: „Das Grunderlebnis des Bauern ist die Natur und die Familie; das Grunderlebnis des Städters ist die Masse und die Öffentlichkeit. Darum haben Stadt und Land eine verschieden geartete Lebenskultur.“ Es mag sein, daß der Bauer durch die in den Städten erwachte Sehnsucht nach der Natur erst wieder schätzen lernt, was er selbst in reicher Fülle hat und was er leichten Herzens mit dem Linsengericht hohlen städtischen Amüsements zu vertauschen im Begriff war. Aber er kann nicht von dem Stadtvolk Naturfreude lernen; die gar nicht seiner Eigenart entsprechen würde. Er braucht es auch gar nicht. Denn wer hat die mit Naturfreude gesättigte Bauernkunst, den Stil des Bauernhauses und seine Zier geschaffen? Und hat nicht gerade die Großstadt und der ihr entströmende kapitalistische Geist der Schönheit des Landschaftsbildes starken Eintrag getan und das gesunde, natürliche Schönheitsempfinden des Landvolkes verhängnisvoll beeinflußt?

Um das Naturgefühl und damit die Liebe zur Scholle wieder auf dem Lande zu erwecken, dazu braucht der Bauer nur seine unter der Oberfläche neuzeitlicher Einflüsse verschüttete Eigenart wieder freizulegen, sich der Wurzeln seiner Kraft, Natur und Religion voll bewußt zu werden, um den Fremdkörper wieder aus seinem Blute auszuschcheiden. Religion und Kirche, zu voller Wirksamkeit gelangt, werden ihm immer wieder die Fülle des Segens und die reichen Freuden zum Bewußtsein bringen, mit denen ihm, dem Gott die Natur anvertraute, die Natur alle Arbeit an ihr lohnen wird, nicht mit sentimentalem Gefühl, sondern mit einem innigen Verwachsen; denn es ist ein wesentlicher Unterschied, in der Natur lediglich eine Quelle der Erholung und Freude zu erblicken, oder mit ihr als ebenbürtiger, oft strenger Arbeitsgenossin zu leben. Neuere Künstler, Matthäus Schiessl und noch packender der große Realist Egger-Lienz, haben die Bauern beim Gebet dargestellt. Da findet sich nichts Süßliches und Gemachtes, sondern diese rauhen, knorrigen Gestalten bleiben in der Andacht dieselben wie in der Arbeit. *Was ihnen die Natur an Kraft und Eigenart schenkte, das tastet die Religion nicht an, sondern schützt und erhält es.* Wenn der deutsche Bauer,

Gott sei Dank, ein eigensinniger, dem Neuen nicht allzu leicht zugänglicher Schlag ist, so ist dies dem Zusammenwirken von Natur und Religion zu danken. Hier liegt die Quelle unverwüstlicher Kraft. Das Beten des Bauern, klingt es auch dem Ohre des Städters nicht sonderlich schön, verdient nicht Spott, sondern Ehrfurcht. Rosegger sagt in seinem „Erdsegen“ (S. 84): „Wie Bauersleute beten, hast du das schon einmal gehört? Ernstlich betrachtet, ist ja nichts Komisches daran, aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz gesehen, wo sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beteten, diese bekümmerten Menschen.“

Priester oder Freund in der Frauenseelsorge?

Ein Briefwechsel.

Von Prof. Dr Ketter, Trier.

Die folgenden Briefe möchten ein wenig zur Klärung einer seelsorglichen Frage beitragen, deren Schwierigkeit und Wichtigkeit keinem Einsichtigen zweifelhaft ist. Zur rechten Beurteilung sei bemerkt, daß die Schreiben zwischen zwei bis zur Stunde persönlich völlig Unbekannten gewechselt worden sind. Der Anlaß ist aus dem ersten Briefe ersichtlich. Die Schreiberin ist eine seit langem im öffentlichen Leben wirkende Katholikin. Nicht aus Lust an „Problemen“, sondern aus dem ernststen Bemühen, in ihrem beruflichen Wirken die klare Linie zu sehen, hat sie die Frage aufgeworfen. Gerade deshalb glaubte ich, statt eine lehrhafte Abhandlung daraus zu machen, die lebendigere Form des Briefes bei der Veröffentlichung beibehalten zu sollen. Nur was die Diskretion verletzt hätte, ist fortgelassen worden.

Sehr geehrter Herr Professor,

verzeihen Sie, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme. Ich bitte Sie um Ihre persönliche Ansicht über eine bestimmte Sache.

Vor einigen Tagen las ich Ihr Referat über „*Priester und Frau*“.¹⁾ Ich ließ mir die Broschüre von Düsseldorf

¹⁾ Das Referat „*Priester und Frau*“ wurde auf einem Lehrgang über zeitgemäße Frauenseelsorge für Priester der Diözese Trier gehalten und ist in der Zeitschrift „*Frauenart und Frauenleben*“, Düsseldorf 1933, Heft 1—3, erschienen (Anmerkung des Verfassers).

kommen und nahm sie mit großem Interesse in mich auf. Zu meinem Bedauern stellte ich fest, daß Sie eine Frage, die ich für sehr wichtig halte, nicht behandelt haben. Aus diesem Grunde komme ich nun mit dieser Frage zu Ihnen und bitte Sie herzlich um eine Beantwortung. Die Frage lautet: *Ist eine Freundschaft zwischen Priester und Frau möglich?*

Jede Freundschaft basiert auf Liebe. Wenn nun beide, Priester und Frau, ehrlich bemüht sind, diese gegenseitige Liebe so zu formen, daß sie glauben, damit vor Christus bestehen zu können, kann und darf in solch einem Falle eine Freundschaft bestehen? Vorausgesetzt ist natürlich, daß dieses persönliche Zueinanderstehen schöpferisch ist.

Otto Karrer schreibt in seiner „Seele der Frau“ ein Kapitel über „Reife Freundschaft“. Karrer hält prinzipiell eine Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes für möglich, ohne aber die spezielle Frage „Priester und Frau“ zu berühren.

Aus Ihrem Referat ersah ich, daß Sie sich intensiv mit diesem Problem befaßt und auseinandergesetzt haben, und zwar ohne jede Engherzigkeit. Das gibt mir das Vertrauen, Ihnen solch eine schwerwiegende Frage vorzulegen und Sie um eine klare Antwort zu bitten.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll

N. N.

Sehr geehrtes Fräulein!

Infolge unaufschiebbarer Arbeiten haben sich leider mehrere Tage zwischen den Empfang und die Beantwortung Ihres freundlichen Briefes vom 22. d. M. geschoben. Lassen Sie mich zunächst für das darin bekundete Vertrauen aufrichtig danken.

Die gestellte Frage: „Ist eine Freundschaft zwischen Priester und Frau möglich?“ habe ich in meinem Referat nicht näher behandeln können, weil sonst weitere Ausführungen nötig gewesen wären, die außerhalb des Aufgabenkreises jener Tagung lagen. Auch in meinem jüngst erschienenen Buche „*Christus und die Frauen*“ (Düsseldorf 1933) mußte ich, um nicht abzuschweifen, daran vorbeigehen, habe aber darauf hingewiesen, wie Jesus den beiden Schwestern Martha und Maria „in herzlicher Liebe und Freundschaft zugetan war“ (vgl. Jo 11, 5). Wir kennen auch aus der Geschichte Beispiele wirklicher Freundschaft heiliger Priester und heiliger Frauen: Bonifatius und Lioba; Franz von Assisi (er darf auch als Diakon genannt werden) und Klara; Franz von

Sales und Franziska von Chantal u. a. Damit ist die Frage nach der *Möglichkeit* in bejahendem Sinne beantwortet.

Ob und inwieweit solche Vorbilder *nachzuahmen* sind, läßt sich durch keine allgemeine Regel beantworten. Soviel ist jedoch sicher, daß der Hinweis auf jene Vorbilder schon manchmal Beziehungen rechtfertigen sollte, die ihnen sehr unähnlich waren. „Freundschaften“ dieser letzten Art schalten hier gänzlich aus. Sie haben schon viel Ärgernis erregt und sind vielen zum Verhängnis geworden. Am besten werden sie mit einem Wort der „Nachfolge Christi“ in ihrem tiefsten Wesen gekennzeichnet, auch wenn nicht von vornherein auf beiden oder auch nur auf einer Seite dieser Charakter ins Bewußtsein tritt: „*Saepe videtur esse caritas, et est magis carnalitas* — Oft sieht etwas aus wie Liebe, und es sind mehr sinnliche Triebe“ (I. 15, 2).

Die von Ihnen aufgeworfene Frage ist indes zu delikat und berührt zu tief nicht nur das Wesen von Mann und Frau und seine feinsten Ausstrahlungen, sie greift auch zu sehr hinein in das Ideal des jungfräulichen Menschen und die Aufgabe des Priestertums an der Frauenseele, als daß man einfach behaupten dürfte: es ist nichts Bedenkliches dabei, oder aber: es ist in jedem Falle ein Abgleiten von der Höhe des Ideals.

Wir müssen wohl, um klarer zu sehen, zuerst wissen, was Freundschaft und was Jungfräulichkeit ist. Über die zweite Frage habe ich mich ausführlich in dem Kapitel meines Buches geäußert: „Christi Königsgabe an die Jungfrauen“. Wenn die jungfräuliche Frauenseele „Braut Christi“ und der jungfräuliche Priester nach dem tiefen Johanneswort „Freund des Bräutigams“, nicht „Freund der Braut“, ist, so liegt in dieser Benennung schon ein Hinweis auf eine gewisse Distanzierung zwischen Priester und Frau in ihrer heiligsten gegenseitigen Beziehung. Ich habe das Ideal der Jungfräulichkeit für die männliche wie für die weibliche Seele so definiert: „Die bewußte Hingabe des eignen Wesens an Gott, die Weihe der natürlichen Unversehrtheit zur heiligen Opfergabe an Christus“ (S. 135). Aus dieser Forderung des Ungeteiltseins ergibt sich notwendig, daß der Priester nur jenen Menschen zum wahren Freunde haben kann, der sich in keiner Weise hindernd zwischen ihn und Christus stellt. Das gleiche gilt von der jungfräulichen Frauenseele. Bei einer ~~verheirateten~~ Frau kommt die Verpflich-

tung zur ungeteilten Hingabe an den Gatten erschwerend hinzu.

Wir hätten also hierin einen deutlichen Fingerzeig dafür, daß wahre und segensreiche Freundschaft nur zwischen einem *heiligen Priester* und einer *heiligen Frau* möglich ist. Bei andern liegt die Gefahr allzu nahe, daß ihre Freundschaft nicht „schöpferisch“ ist, wie Sie gut bemerken, sondern bewußt oder unbewußt eine Konzession ans Naturhafte darstellt. Gewiß erdrückt die Gnade nicht die Natur, sondern baut auf ihr auf und veredelt sie; aber das führt in unserm Falle wiederum von der andern Seite an den heiligen Menschen heran.

Sogar O. Karrer, der doch in dem von Ihnen erwähnten Buche „Seele der Frau“ recht weit geht in der Bejahung unserer Frage — das Kapitel über „Reife Freundschaft“ läßt übrigens wichtige Gesichtspunkte unberührt —, fordert für diese Freundschaft eine „in sich fertige, tiefe Frauenseele“. Sind wir je ganz fertig? Karrer schreibt das Kapitel „nur für ideale Menschen“. Ist nicht die Gefahr der Selbsttäuschung sehr groß, wenn wir uns selbst zu diesen idealen Menschen rechnen, um eine entsprechende Freundschaft zu begründen, zu unterhalten oder gar zu entschuldigen?

Sie kennen die schönen Ausführungen des heiligen Franz von Sales über die wahre und falsche Freundschaft in der „Philothea“. Da sagt er, der doch als Vorbild vor uns steht: „*Freundschaft ist die gefährlichste Art der Liebe.*“ Das liegt bei zwei Menschen verschiedenen Geschlechts im Wesen der Freundschaft. Worin besteht es? In der besonders innigen, gegenseitigen, offenbaren, d. h. eingestandenen, tätigen Liebe des Wohlwollens unter Gleichen. Jedes Wort der Begriffsbestimmung ist wichtig. Beide Seelen müssen also bis zu einem gewissen Grade in der Liebe zueinander aufgehen. Nur so entsteht Gleichheit unter sonst nicht Gleichgestellten. „*Amor aut pares invenit aut facit* — Die Liebe findet Gleiche oder schafft sie.“ Ist da nicht auf der Seite des Priesters eine standeswidrige Verengung des Blickfeldes zu befürchten, wenn er seine Liebe in solchem Maße einer einzelnen Frauenseele schenkt? Und liegt bei der Frau nicht die Gefahr vor, daß ihr der priesterliche Freund allzu sehr zum Maßstab des Religiösen überhaupt wird? Ist doch die Frau von Natur aus viel mehr als der Mann aufs Ganze hingeordnet und mehr vom Persönlichen, als vom Sachlichen bestimmt. Sie wird darum in ihrer Freundschaft

leicht Totalitätsansprüche stellen, am ehesten dann, wenn andere ihr scheinbar vorgezogen werden.

Der Priester, der mit Paulus allen alles werden will, findet in der Regel gar nicht die Zeit, um sich mit der erwarteten Ausschließlichkeit und Gründlichkeit einer einzelnen Frau widmen zu können. Wahre Freundschaft fordert ja Beschränkung auf wenige. Die Freundin müßte schon sehr selbstlos und abgeklärt sein, wenn sie nicht den Freund in ihren vielen kleinen und kleinsten Schwierigkeiten zu Rate zöge. Das macht lange und häufige Besprechungen oder noch längere und häufigere Briefe nötig, deren wirkliche Frucht meist im umgekehrten Verhältnis zum Zeitverlust steht. Ich möchte deshalb das Urteil eines bekannten Theologen und Psychologen in der „Wochenschrift für katholische Lehrerinnen“ (38 [1925], S. 60) nicht ohne verschiedene Einschränkungen gelten lassen. Er kommt in einem Aufsatz über „die heilige Theresia (von Avila) und unsere Zeit“ auf die Stellung der Heiligen zur Freundschaft zu sprechen und erklärt: „Nur die Eigenart der Frau kann den Mann zur letzten Vollendung wecken, und die Frau selber kann die Fülle ihres Seins nur dann verwirklichen, wenn sie in Beziehung zum Manne steht. Das gilt auch vom religiösen Leben. Die Vorteile, die aus einer Freundschaft zwischen Mann und Frau herauswachsen, sind größer als die Gefahren, die beide Geschlechter seit der Unordnung der Erbsünde einander bedeuten . . . Das Erbsündige in uns wird tatsächlich nicht dadurch überwunden, daß ihm jede Gelegenheit genommen wird, sich zu regen. So würde es nur in die Seele zurückgedrängt, um nach und nach eine innere Vergiftung zu verursachen, die in pathologischen Zuständen sich äußert. Es wird vielmehr dadurch überwunden, daß das Gute unter allen Umständen angestrebt und verwirklicht wird. Nur im Guten kann das Böse überwunden werden.“

Warum soll dem Erbsündigen in uns eigens Gelegenheit gelassen werden, sich zu regen, da es doch auf alle Fälle unterdrückt werden muß, soweit es Erbsündiges und Böses ist? Es hat ohnehin Gelegenheit genug, sich zu regen. Und so richtig es ist, daß es am sichersten im Guten überwunden wird, so fraglich ist es, ob dazu gerade eine außereheliche enge Freundschaft zwischen Mann und Frau nötig oder auch nur besonders geeignet ist. Die heilige Theresia selbst hat Jahre hindurch, wie der Verfasser jenes Aufsatzes richtig bemerkt, in ihrer ganz besonderen Veranlagung und Begabung für freund-

schaftlichen, geselligen Verkehr die eigentliche Hemmung gehabt, die sie nicht zur Vollendung in der Vereinigung mit Gott kommen ließ. Zweifellos sind Freundschaften an sich, auch die zwischen den beiden Geschlechtern, nichts Böses. Weil sich aber für den Durchschnittsmenschen das Erbsündliche dabei in der Regel stärker bemerkbar macht als die Förderung im geistigen Streben, ist besondere Vorsicht angebracht. Solange wir uns also zu den Durchschnittsmenschen rechnen, wird es nicht zu empfehlen sein, an die Einzigartigkeit einer Freundschaft zu glauben.

Jordan von Sachsen, der mit der seligen Diana von Andalò zu den bekanntesten Beispielen heiliger Freundschaft zählt, schreibt in einem Briefe an sie: „Wozu, geliebte Tochter, schreibe ich Dir Brieflein zum Troste Deines Herzens, da Du doch viel herrlicher und süßer getröstet wirst, wenn Du jenes Buch besitzt und liest, das Du täglich vor den Augen des Geistes hast, das Buch des Lebens . . . Ich frage Dich, Teuere, wo kann man die Lehre von der Liebe besser lernen?“ (Joh. Mumbauer, Die Briefe des sel. Jordan von Sachsen, Vechta 1927, 28.) Hier wird die Sehnsucht nach dem Freundesdienst als das minder Vollkommene gekennzeichnet.

So hoch der Wert der Freundschaft im allgemeinen anzuschlagen ist (vgl. Sprüche 27, 9—10; Sirach 6, 14—17; 1 Sam 18, 1 ff.; Jo 15, 15), so sehr ferner im allgemeinen der Mann auf die Frau und die Frau auf den Mann auch seelisch hingeordnet sind, so liegen dennoch die Dinge für den zölibatären Priester anders als für den Laien. Bei ihm soll nicht die Neigung, sondern die Pflicht den Ausschlag geben zum Verkehr mit dem andern Geschlecht, und zwar nur eine wahre, objektive, nicht eingebildete Pflicht. „Der Standpunkt der Ehelosen ist also von vornherein ein ganz anderer als bei gewöhnlichen Weltleuten. Diese erwarten eine Begründung dafür, daß sie nicht verkehren sollen, hier bedarf der Verkehr einer Begründung“ (Zimmermann-Haggeney, Grundriß der Aszetik, Freiburg 1933, 239). Die Gefahr, ohne Freundschaft mit einer Person des andern Geschlechts sich eine innere Vergiftung zuzuziehen, die sich in pathologischen Zuständen äußert, also etwa zum „Innenerotiker“ oder gar „Binnenerotiker“ zu werden (vgl. über die beiden Begriffe: Ignaz Klug, Die Tiefen der Seele², Paderborn 1927, 150 ff.), dürfte für einen vielbeschäftigten, an straffe Selbstzucht gewöhnten Priester und ähnlich für eine

wirklich fromme, berufstätige Frau von normaler Veranlagung nicht allzu groß sein.

Damit berühren wir die Frage der *Freundschaft zwischen Seelenführer und Beichtkind*. Es ist nicht belanglos, daß nicht nur viele Lehrer des geistlichen Lebens vor solcher Freundschaft im allgemeinen mehr warnen als sie gutheißen, sondern daß auch die Erfahrung vieler Frauen auf die Dauer eine Hemmung ihres religiösen Lebens darin gefunden hat, auch dort, wo kein Herabsinken vom Ideal zu beklagen war. Die Hemmung wird besonders stark empfunden, solange eine Heilwirkung des Seelenführers erstrebt wird oder nötig ist. Da fördert die freundschaftliche Gleichheit beider nicht die Gesundung. „Wer nur Freund ist oder es wird, begibt sich der Möglichkeit, priesterlich zu führen“ (A. Stonner, *Die religiös-sittliche Führung Jugendlicher durch den Priester*, Freiburg 1934, 115). Darum fordern gerade Frauen vom Priester „eine Art Freundschaft mit gewissem Abstand“, eine „autoritative Freundschaft“. Sie suchen keinen Freund im üblichen Sinne, sondern „einen väterlichen Freund“. Sind das nicht sehr bedeutsame Fingerzeige, wo die Gefahr liegt, und worauf es ankommt?

Eine Frau berichtet aus eigenem Leben, daß sie einen priesterlichen Freund hatte, dem sie vieles verdankte, der sie dennoch nicht über eine ernste religiöse Krise hinwegbringen konnte. „So suchte ich Hilfe bei einem fremden Priester, von dem ich unerklärlicherweise erwartete, daß er mir ein Wort zu sagen habe von Gott . . . Und siehe, mit einem Schritt stand ich im neuen Leben. Ich habe den Priester, der mir geholfen hat, seither nie mehr gesehen.“ Dann fragt sie, warum der befreundete Priester das nicht gekonnt habe, und antwortet: „Vielleicht stand er mir schon zu nah; er besaß nicht mehr die Autorität, um das entscheidende Wort zu sprechen und den Gehorsam zu finden, der hier notwendig und einzig heilsam war. Dort (bei dem Fremden) fühlte ich mich ganz in Gottes Hand, da gab es kein Ausweichen und Entrinnen“ (A. Stonner, a. a. O. 114 f.). Hier war also gerade die Freundschaft keine Förderung, sondern ein Hindernis. Der Fall ist typisch und gar nicht so selten, wie man glauben könnte. Dabei handelte es sich um eine durchaus hochstehende und reine Freundschaft. Käme sinnliche Zuneigung hinzu, so würde dadurch eine wahre Seelenführung zur Erfolglosigkeit verurteilt (vgl. A. Vermeersch, *De castitate*², Rom 1921, 370).

Es ist darum durchaus keine manichäische Einseitigkeit, wenn kirchliche Verordnungen den Geistlichen vor der besonderen Freundschaft mit einer Frau nachdrücklich warnen. Den Ordenspriestern ist es meist durch die Ordensregel verboten. Wird dadurch etwa das gegenseitige Emporführen, das „persönliche schöpferische Zueinanderstehen“, wie Sie es nennen, außer Kraft gesetzt? Wird die vom Schöpfer selbst in die Natur von Mann und Frau hineingelegte Ergänzungsbedürftigkeit übersehen und jeder Teil zur Einseitigkeit verurteilt? Keineswegs. Gott will, daß wir einander helfen. Erst recht ist Hilfe und geistiger Austausch seitens des Priesters für das religiöse Leben der Frau notwendig. Sonst wäre ja ein weibliches Priestertum für die Frauenseelen eine Naturnotwendigkeit. Es bedarf jedoch keiner eigentlichen Freundschaft zur Seelenführung, es sei denn, daß unter Freundschaft lediglich das Verhältnis gegenseitigen Vertrauens verstanden wird. Man könnte auch von „autoritativer Freundschaft“ sprechen, wobei die Autorität niemals zur Herrschsucht führen oder in Gängelei ausarten darf. Das alles ist aber nicht mehr Freundschaft im üblichen Sinne.

Wären wir noch, wie Gott uns schuf, so fielen alle Hemmungen fort. Im Himmel wird es so sein, „wenn dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit umkleidet ist“. Hienieden sind und bleiben wir alle bis zu einem bestimmten Grade „belastet“. Die Erfahrungen mit den sogenannten Syneisakten, den in einer Art Geistesese oder geweihter Freundschaft lebenden jungfräulichen Paaren in der Urkirche, lehren, daß auch etwas in sich ganz Ideales keimhaft Gefahren in sich tragen und mit der Zeit ausarten kann, ohne daß im geringsten von vornherein ein Mangel an gutem Willen und reinster Absicht vorläge.

Dazu kommt, daß unsere Zeit viel zu tief in Sexualismus und Erotik versunken und verkrampft ist, als daß sie rein zu denken vermöchte von der Freundschaft zwischen Priester und Frau, mag diese in sich noch so edel sein und allen Vorbedingungen entsprechen. Das Thema ist zum Lieblingsmotiv mancher Dichter geworden. Romane von der Art „Zwei Menschen“ von Rich. Voß oder „Der Ketter von Soana“ von G. Hauptmann gehen von Hand zu Hand. Sie haben dazu beigetragen, die Atmosphäre zu verseuchen und die Phantasie vieler zu vergiften. Damit müssen wir rechnen. Um der Standesehre willen wird darum nicht selten der einzelne Priester und

die einzelne Frau Opfer bringen müssen. Hier geht im edelsten Sinne Gemeinnutz über Eigennutz.

Am ehesten halte ich eine Freundschaft für möglich, wenn sie mit räumlicher Distanz verbunden ist und bleibt. Da kommt von selbst das Geistige und Übernatürliche stärker zur Auswirkung, während das sinnlich Triebhafte sich wenig geltend machen kann, ohne daß die Freundschaft zu leiden braucht. Nach einem schönen Wort des heiligen Bernhard ist ja die Seele mehr dort, wo sie liebt, als wo sie lebt.

Alles in allem dürfte der heilige Franz von Sales recht haben, wenn er unter Hinweis auf die Heiligen sagt: „Die Vollkommenheit erfordert also nicht, daß man keine Freundschaft habe, sondern daß man nur gute, heilige und heiligende unterhalte“ (Philothea 3, 19). Um das zu können, müssen wir zuerst selbst Heilige sein, wenigstens ernstlich danach streben.

An anderer Stelle geht der große Meister des inneren Lebens näher auf die Eigenschaft des Seelenführers als Freund ein. Gerade dieses Kapitel der Philothea (1, 4) zeigt unzweideutig, daß keine Freundschaft in dem sonst üblichen Sinne gemeint ist. Nur jene Seelen werden einen solchen Freund finden, die Gott fürchten, d. h. die Demütigen, die Fortschritte im Tugendleben machen wollen. Durch beharrliches Gebet erlangt eine Seele die Gnade eines guten Führers. Von dem gegenseitigen Zueinanderstehen heißt es da: „Die Ehrfurcht darf das Vertrauen nicht einschüchtern und das Vertrauen die Ehrfurcht nicht verletzen. Vertraue dich ihm an mit der Ehrfurcht einer Tochter gegen den Vater und mit dem Zutrauen eines Sohnes gegen die Mutter“ — also nicht nur einer Freundin gegen den Freund. — „Mit einem Worte: Die Freundschaft mit deinem Seelenführer muß stark und sanft, heilig und heiligend, ganz geistlich und göttlich sein. Darum wähle einen aus Tausenden, sagt Avila. Ich aber sage dir: einen aus Zehntausenden. Denn es gibt wenige, die zu diesem Amte geeignet sind.“

Hoffentlich ist es mir gelungen, ohne den Verdacht der Voreingenommenheit zu erwecken, eine einigermaßen klärende Antwort auf Ihre Frage zu geben. Ich war froh, daß aus Ihrer Fragestellung nicht zu entnehmen war, ob Sie selbst mehr nach der einen oder der andern Seite, nach der bejahenden oder verneinenden, hinneigen. So konnte ich ebenfalls das Für und Wider sachlicher nebeneinander stellen. Solange wir demütig von unserer eigenen Schwäche überzeugt sind, werden wir uns nicht zu den

Ausnahmen rechnen und uns selbst täuschen, werden aber auch nicht in eine Enge der Auffassung geraten, die eher eine Gefahr als ein Schutz ist. „Mitarbeiter der Wahrheit zu sein“, wie der heilige Johannes es nennt, ist für Priester und Frau Gottes Gabe und eigene Aufgabe.

Es grüßt Sie voll Hochachtung

P. K.

Sehr geehrtes Fräulein!

Meine Antwort auf Ihr freundliches Schreiben vom 22. Januar wird wohl in Ihre Hände gelangt sein.

Durch einen Bekannten wurde ich aufmerksam gemacht auf eine Stelle in den Schriften von Bischof Joh. Mich. Sailer, die das gleiche Thema behandelt. Zur Ergänzung dessen, was ich Ihnen schrieb, erlaube ich mir, Ihnen eine Abschrift dieser Ausführungen zugehen zu lassen. Wenn Sailers Auffassung in ihrer scharfen Formulierung zu streng erscheinen sollte, so muß man sich erinnern, daß dieser große Geist sich lange gegen den Vorwurf des Indifferentismus und einer „liberalen“ Theologie verteidigen mußte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Abschrift bald zurücksenden wollten.

Sailer, dem wohl niemand geistige Enge und Einseitigkeit vorwerfen wird, schrieb die ernsten Worte zu unserer Frage in einer „nötigen Beilage zur Moral für Kleriker“ (Handbuch der christlichen Moral zunächst für künftige katholische Seelsorger und dann für jeden gebildeten Christen. Dritter Band², Grätz 1818, 67—69). Er schickt dem Abschnitt den Satz voraus: „Wohl vertraut mit den Tugenden, Kämpfen, Leiden, Schwächen der Geistlichen, spreche ich hier als Mensch, als Freund und als präservierender Arzt.“ Weder nach der einen noch nach der andern Seite will er übertreiben, sondern „nur solche Sätze aufstellen, die alle nüchterne Vernunft für die ihren wird anerkennen müssen“.

„Es ist für den Kleriker kein Heil in der noch so unschuldigen Liebe, die er ohne Sünde und zugleich ohne Befriedigung des Geschlechtstriebes unterhalten möchte. Denn

1. die Freundschaft zwischen Jüngling und Mädchen (gleiches gilt für Mann und Frau, Anmerkung des Verfassers) wird leicht Geschlechtsliebe, und die Geschlechtsliebe wird bald herrschend.

2. Die herrschende Geschlechtsliebe will stets volle Befriedigung des Triebes — bewußt oder unbewußt.

3. Solange diese Befriedigung dem herrschenden Triebe versagt werden soll — und sie soll außer dem Ehestande stets versagt werden —, ist den Liebenden heißer Kampf, mancherlei Pein und gefahrvolle Lage beschieden. Heißer Kampf, wenn sie die Stimme der Vernunft geltend machen wollen, wie sie sollen; mancherlei Pein, weil der herrschende Trieb befriedigt werden will und unbefriedigt bleiben

muß; gefahrvolle Lage, indem der rege Trieb geschickt die Vernunft zu überwinden und sich auf natürlichen oder unnatürlichen Wegen seine Befriedigung zu schaffen sucht.

4. Jedem liebenden Paare also, das in keinen Ehestand treten kann, wird die Geschlechtsliebe zur Folter und kann die Quelle unzähliger Zerrüttungen werden . . .

5. Zwar läßt sich auch eine unschuldige Geschlechtsliebe denken, aber fast nur denken. Denn a) die Linie der unschuldigen Liebe ist schmal. b) Sie wird nicht leicht gesehen, besonders im Momente des gereizten Herzens. c) Wird die Linie gesehen, so wird sie noch leichter übertreten als gesehen. d) Die erste Übertretung hat die übrigen schon im Gefolge oder zieht sie bald nach sich; denn jeder Liebe ist die Selbstvergessenheit eigen, die höchste Selbstvergessenheit eignet der Geschlechtsliebe. Der Selbstvergessene in der Geschlechtsliebe tut also am leichtesten in der Äußerung der Freundschaft einen Schritt zuviel, und mit dem ersten ist der zweite schon getan.

6. Die Geschlechtsliebe versteckt sich gar gern, wird aber dadurch nur noch gefährlicher, jedoch nie gefährlicher, als wenn sie in dem Engelgewande der Religion und Tugend erscheint und sich des heiligsten Zweckes bewußt wird; denn das macht das Herz sicherer und schlägt der Vernunft die Zügel aus der Hand.

7. Die Unterhaltung der Geschlechtsliebe ohne Hoffnung der legalen Befriedigung derselben ist also Sünde wider die Vernunft und wird Sünde wider die Menschheit; denn der stets gereizte und stets unbefriedigte Trieb kann nicht anders, er muß die Kräfte des Leibes und Geistes zerstören, er muß in unbewachten Augenblicken an Abgründe führen.“

Weil mir die von Ihnen angeregte Frage wichtig erscheint, beabsichtige ich, darüber in einer Fachzeitschrift für Priester einen kleinen Beitrag zu veröffentlichen. Dürfte ich dabei Ihren Brief benützen, selbstverständlich ohne Namensnennung? Ohne Ihre Zustimmung auch nur einen Satz daraus zu verwenden, erschiene mir indiskret.

In vorzüglicher Hochschätzung grüßt Sie P. K.

Sehr geehrter Herr Professor,

sehen Sie es bitte nicht als Undankbarkeit an, daß ich Ihnen erst jetzt antworte. Schon vor Wochen hatte ich einen Brief an Sie begonnen; dabei ist es dann geblieben. Innere und äußere Gründe verschiedenster Art nahmen mir Zeit und Ruhe zum Schreiben.

Es hat mich ehrlich gefreut, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, auf meine Frage so ausführlich einzugehen. Ich danke Ihnen ganz herzlich dafür, ebenso danke ich Ihnen für den Brief vom 24. II.

Aus Zeitmangel ist es mir heute nicht möglich, näher auf Ihr erstes Schreiben einzugehen. Im allgemeinen stimme ich Ihrer Ansicht über diese bewußte Frage zu. Seit Jahren ringe ich um Klarheit in dieser Sache. Und so muß ich aus persönlicher Erkenntnis und Erfahrung sagen: eine Freundschaft zwischen Priester und Frau

(vor allem einer unverheirateten Frau) ist nur dann auf die Dauer möglich und haltbar, wenn eine räumliche Distanz besteht. So rein äußerlich dieses Moment erscheint, so ist es doch die wichtigste Vorbedingung für das nahe Zueinanderstehen von Priester und Frau. Kämpfe und Schwierigkeiten werden trotzdem zu bestehen sein. Aber das Entscheidende ist meines Erachtens, daß sich beide Teile *immer wieder* um den *reinen Willen m ü h e n*, ihre Freundschaft und Liebe nach dem *Willen Gottes zu formen*. Bemühung und Verantwortung müssen die tragenden Grundkräfte sein. Jede Freundschaft — auch zwischen Priester und Frau — ist ein Geschenk Gottes. Es ist unsere Aufgabe, dieses Geschenk in der *rechten Weise zu gebrauchen* und nicht zu mißbrauchen. Der letzte und tiefste Sinn einer solchen Freundschaft kann ja nur der Weg zu Gott sein.

Sie legten mir einige Gedanken Sailers bei. Ich glaube, er beleuchtet die Frage zu einseitig, vielleicht nicht objektiv genug. Es ist doch nun wirklich nicht so, daß aus jeder Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes eine Geschlechtsliebe entsteht mit all ihren Folgen. Der Gedanke ist ja geradezu deprimierend. Ein Gefahrenkreis ist ja vielleicht immer damit verbunden, er ist aber mehr oder weniger abhängig von der individuellen Veranlagung des Einzelnen (sowohl physisch wie psychisch gesehen).

Ich bitte Sie nun, Herr Professor, meinen Brief als ein Vertrauen aufzufassen und danach zu handeln. Im allgemeinen gehöre ich zu jener Kategorie von Menschen, für die es innerstes Bedürfnis ist, über persönliche Erlebnisse und Angelegenheiten zu schweigen. Vielleicht verstehen Sie dann besser meine obige Bitte.

Sie fragen mich, ob Sie meinen Brief für eine kleinere Arbeit benutzen dürfen. Wenn Ihnen irgendwie damit gedient ist, bittet Sie selbstverständlich kein Name genannt wird, erwähnten Sie bereits. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Arbeit bei Gelegenheit einmal zugehen ließen.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll

N. N.

Sehr geehrtes Fräulein!

Sie haben in Ihrem Antwortschreiben meiner Auffassung über die Freundschaft zwischen Priester und Frau im allgemeinen zugestimmt. Besonders wertvoll war mir Ihre Erklärung, daß Sie nach jahrelangem Ringen um Klarheit in dieser Frage zu der Erkenntnis gekom-

men sind und die Erfahrung gemacht haben, die das Urteil meines ersten Briefes bestätigt, daß nämlich eine Freundschaft zwischen Priester und Frau, vor allem einer unverheirateten Frau, nur dann auf die Dauer möglich und haltbar ist, wenn eine räumliche *Distanz* besteht. Sie sehen darin sogar die wichtigste Vorbedingung für das nahe Zueinanderstehen von Priester und Frau. Ich möchte Ihren Gedanken dahin erweitern, daß ich das Wort *Distanz* nicht nur im räumlichen Sinne, sondern in dem ganzen Umfang seiner verschiedenen Bedeutung auffasse. Das Einhalten der *Distanz* in jeder Hinsicht ist meistens ausschlaggebend für den Erfolg oder Mißerfolg des priesterlichen Wirkens an der Frauenseele und für ein segensreiches Zusammenarbeiten der Frau mit dem Priester. Was ich meine, hat Przywara irgendwo schön formuliert, indem er fordert, daß allzeit „Nähe mit Abstand sich durchdringe“. Damit befürworte ich durchaus nicht ein unnatürliches, verkrampftes, scheues Benehmen. Je einfacher und ungesuchter, um so besser. Alles andere vergrößert die Gefahr, weil es vom Wesentlichen und Sachlichen zum Nebensächlichen und Persönlichen ablenkt. Je mehr es beiden Teilen gelingt, im andern überhaupt nicht den Mann oder die Frau, also den Menschen des andern Geschlechts zu sehen, sondern alles ins Licht der Gnade, der Übernatur, zu rücken, um so eher bleibt das bloß Triebhafte ausgeschaltet. Letzten Endes ist die seelische *Distanz* nichts anderes als jene *heilige Ehrfurcht* vor dem Menschen, die das Merkmal des Verkehrs unsers Erlösers mit allen ist, die ihm auf Erden nähertreten durften, auch mit den frommen Frauen seines Gefolges, ja sogar mit den Sünderinnen. Auch in den Sünderinnen sah er nur das verirrte Gotteskind. Wer das an Jesu Beispiel gelernt hat, lebt und handelt ganz aus dem Glauben. Und nur von einem solchen wird die Freundschaft mit einem Menschen des andern Geschlechts dauernd als ein Geschenk Gottes geschätzt werden, das er nie mißbraucht. Er wird nie Seeleneifer mit naturhafter Zuneigung verwechseln, aber auch nicht eine kalte und bequeme Teilnahmslosigkeit am Seelenheil anderer als priesterliche Wachsamkeit beschönigen. Wir wären also auch auf diesem Wege wieder zum heiligen, ganz aus der Übernatur lebenden Menschen als Voraussetzung der Freundschaft zwischen Priester und Frau gelangt.

Beim Studium unserer Frage hatte ich mehr als einmal das Empfinden, als nähmen manche Befürworter der

Freundschaft zwischen Priester und Frau die Menschen allzu sehr so, wie sie sein sollten, nicht aber so, wie sie sind. Sie rechnen mit idealisierten Frauen und Männern und vertauschen unwillkürlich das Ideal mit der unvollkommenen Wirklichkeit. Das kommt am leichtesten bei jüngeren Menschen vor. Weil in ihnen das Sinnenhafte noch stärker und fordernder lebt als im abgeklärten Alter, also eine Freundschaft mit dem anderen Geschlecht naturhaft größere Gefahren in sich birgt, greifen sie um so eher nach idealisierenden Gründen, um ihre Beziehung zueinander zu rechtfertigen. Wenn wir nun beachten, daß Sailer seine Mahnworte zunächst an junge Kleriker richtete, wird uns sein Urteil verständlich. Nach Empfang Ihres letzten Briefes legte ich, um klarer zu sehen, Sailers Sätze einer jüngeren, aber sehr sachlich eingestellten Frau vor. Ihre Antwort wird Sie interessieren: „Nein, das kommt mir nicht einseitig und scharf vor. Wer Sailers Auffassung verwirft, täuscht sich selbst, wenn er ein Mensch ist wie andere. Ich könnte Ihnen zum Beweise mehr als ein Beispiel nennen.“ Ganz ähnlich bejahte eine ältere Frau Sailers ernste Warnung.

Vielleicht rühren gewisse Hemmungen und Unklarheiten auf diesem Gebiete daher, daß der Unterschied zwischen einer mehr oder weniger ausgeprägten und ihrem Wesen nach auf einen kleinen Kreis beschränkten, wenn nicht exklusiven Freundschaft und zwischen einer aus Dankbarkeit und aufrichtiger Hochschätzung entspringenden christlichen Liebe nicht immer genügend beachtet wird. Wäre es einer Frauenseele einfach verboten, dem Priester, der ihr Gutes tat und ihrer Seele wirklich ein Führer zu Gott ist, eine durchaus reine, dankbare und allzeit ehrfurchtsvolle Liebe entgegenzubringen, an seinen Bemühungen und Berufsaufgaben nach Maßgabe der Verhältnisse innersten Anteil zu nehmen, so müßte man sich fragen, wie sich ein solches Verbot irgendwie aus Vernunft und Offenbarung oder aus kirchlichen Erlässen begründen ließe. Es wäre weder menschlich noch christlich.

Eine so weitschauende und mit den menschlichen Schwächen wohlvertraute Frau wie die große heilige Theresia von Avila spricht wiederholt von der Liebe des Beichtkinds zum Beichtvater und von den Skrupeln, die durch teuflische List daraus entstehen können. Sie gibt solchen Seelen den guten Rat, „sich von dem Gedanken, ob sie den Beichtvater lieben oder nicht lieben, unabhängig zu machen. Lieben sie ihn, so mögen sie ihn lieben.

Denn wenn wir schon jene lieben, die uns leibliche Wohltaten erweisen, warum sollten wir den nicht lieben, der allzeit eifrig bemüht ist, unserer Seele Gutes zu tun? Ich halte es im Gegenteil für ein treffliches Mittel zu großem Fortschritt, wenn man den Beichtvater lieb hat, *falls er heilig* und im geistlichen Leben erfahren ist, wenn man zudem sieht, daß er unermüdlich bestrebt ist, die Seele zu fördern. Unsere Schwachheit ist nun einmal so geartet, daß die Liebe viel dazu beiträgt, die größten Leistungen im Dienste Gottes zu vollbringen. Wenn jedoch der Beichtvater nicht so ist, wie ich eben sagte, dann liegt darin eine Gefahr, und es kann den schlimmsten Schaden bringen, und zwar in Klöstern mit strenger Klausur viel mehr als in andern, wenn er merkt, daß man Zuneigung zu ihm hat. Und da sich nur schwer erkennen läßt, ob einer die vorhin genannten Eigenschaften besitzt, so ist *große Wachsamkeit und Vorsicht notwendig*“ (Der Weg der Vollkommenheit, Kap. 4; Sämtliche Schriften, 3 Bände, Regensburg 1921, 37—38).

Ohne wahre Liebe zu den Seelen ist auch seitens des Priesters keine echte Seelsorge denkbar. Nur muß diese Liebe übernatürliche Wurzeln haben, von übernatürlichen Beweggründen getragen sein und übernatürliche Ziele verfolgen. Merkt der Priester, daß mehr die Person als die Sache in den Vordergrund rückt, so wird er unauffällig, aber ernsthaft Sorge dafür tragen, daß die vielleicht noch unbewußte Verschiebung des Gesichtspunktes vom Geistigen ins Sinnenhafte aufhört. Wird das nicht erreicht, so ist ein kräftiger Trennungsstrich geboten. Das Seelenheil fordert ihn.

Höchste Beachtung verdient die Mahnung der heiligen Theresia, dem Gedanken, ob Liebe mitspiele oder nicht, gar keinen Raum zu geben. Es liegt nämlich in der Natur der Dinge, daß solche Gedanken, sobald sie bewußt unterhalten werden, das Seelenleben allzu stark beschäftigen. Dadurch geht leicht jener zarte Hauch des Naiven und Unverfänglichen einer übernatürlichen Einstellung verloren. Dann aber stehen sich beide nur als zwei Menschen, nicht als zwei Gotteskinder gegenüber.

Vom Priester und seiner Beziehung zu jedem Menschen muß stets im vollen Umfang gelten, was der selige Abt Aelred von Rieval in seinem feinen Büchlein „*De spirituali amicitia*“ zu seinem Freunde Ivo sagt: „*Ecce ego et tu; et spero quod tertius inter nos Christus sit* — Schau, da sind wir beisammen, ich und du; und, so hoffe ich, als Dritter weilt Christus in unserer Mitte“ (Migne,

P. L. 195, 661). Auf solche echt christliche, weil in der Liebe Christi beruhende Freundschaft durfte Aelred mit leichter Umformung das Johanneswort anwenden: „Wer in der Freundschaft bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.“ Ein irgendwie anders geartetes Zueinanderstehen mit diesem heiligen Schriftwort bewerten zu wollen, wäre unverantwortlich.

Lassen Sie mich hiermit unsern Briefwechsel abschließen.

Es grüßt Sie voll Hochachtung

P. K.

Mission und Seelsorge.

Von Matth. Leitenbauer S. J., Innsbruck.

Die immer dringenderen Missionsaufgaben der Kirche und der klare Wille unseres Heiligen Vaters, die ganze Christenheit für die Eroberung der Heidenwelt mobil zu machen, stellen den Seelsorger vor die Notwendigkeit, auch die Missionssorge, mehr als es vielleicht bisher geschehen ist, hineinzubeziehen in den Kreis seiner Seelsorgsinteressen und Seelsorgsarbeiten. Es genügt heute nicht mehr, in irgend einem Winkel unseres Pfarrbezirkes ein „Negerlein“ aufzustellen und gelegentlich darauf hinzuweisen. Es muß eine lebendige Verbindung geschaffen werden zwischen Missionsarbeit und Seelsorge, die die Seelsorge wie von selber zur Missionsarbeit gestaltet und die Missionssorge zur Seelsorgsarbeit macht.

Daß so eine Verbindung notwendig und möglich ist, ergibt sich schon aus dem *Wesen des Priestertums*. „Der Priester wird für die Menschen in ihren Angelegenheiten bei Gott bestellt, damit er Gaben und Opfer darbringe für die Sünden“, sagt der Apostel im Hebräerbrief (Hebr 5, 1). Mittler sein zwischen Gott und den Menschen, ist also die erste Aufgabe des Priestertums. Symbol und Ausdruck dieser Mittlerschaft ist seine „Actio per excellentiam“, die Erneuerung des Erlösungsofers Christi. Wird der Priester schon durch den Zölibat herausgenommen aus den Bindungen von Fleisch und Blut, so hat ihn die Weihe zu der alles Menschliche überragenden Höhe des Alter Christus emporgehoben. Mit jedem Introibo steigt er heraus aus der Masse der Schuldbeladenen, empor zu den einsamen Höhen des Mittlers, wo sich Gott selber gleichsam zu ihm herniederneigt, um in mystischer Vereinigung mit ihm das Wunder aller Wunder zu voll-

bringen und sich durch ihn hinabreichen zu lassen zur Communio mit dem durch das Opfer entsühnten Volke. So steht der Priester in seiner Wesensfunktion nicht als Vertreter irgend einer Gemeinde, eines Volkes da. Wie Christus bringt auch er sein Opfer „pro nostra et totius mundi salute“ dar, ja er nimmt als Alter Christus auch irgendwie am „Haupt-der-Menschheit sein“ des zweiten Adam teil.

Aber nicht bloß die Einführung des wirklichen Leibes Christi in die Eucharistie und seine Opferung ist Aufgabe des Priestertums. Ihm obliegt auch die Bildung des *mystischen Leibes* Christi in den Gliedern der Kirche. Das Priestertum ist ja, wie Scheeben sagt (Myst. des Christ.: Myst. der Kirche und ihrer Sakr.), „eine Nachbildung und Ausdehnung der geheimnisvollen Mutter-schaft Mariens“. Es wird zur Mutter des Gottmenschen in seiner sakramentalen Existenz und zur Mutter der Menschheit in ihrem höheren, göttlichen, in ihrem Leib Christi sein. Die Bestimmung zu diesem Sein trägt aber die ganze Menschheit in sich. Also muß sich auch die Gnadenvermittlung des Priesters wie die der Mutter Gottes auf die ganze Menschheit erstrecken. Auch sie muß ihrem innersten Wesen nach *universell, katholisch* sein.

An dieser Wesenseinstellung auf das Ganze nimmt auch das Volk, der einfache Gläubige teil. Durch die Taufe wird er eingebaut in das Corpus Christi mysticum, das sich über die ganze Welt erstreckt und erst dann zur Vollreife gelangt, wenn es die ganze Menschheit umfaßt als ein Leib, dessen Haupt ist Christus der Herr. Aus dieser Gemeinschaft ergeben sich die Pflichten der Glieder des Leibes untereinander, ergeben sich aber auch Pflichten gegen die Außenstehenden. Wie beim werdenden Organismus alle Zellen und Kräfte mitarbeiten am Ausbau des Ganzen und sich ganz besonders auf schwache oder wunde Stellen konzentrieren, so muß auch der kirchliche Organismus seine vitalen Kräfte vor allem dahin konzentrieren, wo es noch schwache Stellen, unentwickelte Glieder gibt. So erhält das Naturgesetz von der Nächstenliebe durch die Leib-Christi-Gemeinschaft seine Bedeutung auch in der höheren, übernatürlichen Sphäre: Die Kreise der Caritas werden über die natürlichen Bedürfnisse von Fleisch und Blut hinausgezogen in das Reich der übernatürlichen, hinaus über die Grenzen einer Sippen- oder Volksgemeinschaft in die Gemeinschaft aller Menschen in Christo. Jeder Christ wird zum „berufenen Apostel

Jesu Christi“, zum Seelsorger seines Bruders, dessen Verantwortung um so größer ist, je größer die Not und Hilflosigkeit derer ist, die ihm in Christo dem Sein oder wenigstens der Bestimmung nach verbunden sind.

Vergleicht man im Lichte dieser Gedanken das, was in christianisierten Ländern an Opfern und Mühen für das Heil der einzelnen Menschen aufgewendet wird, mit dem, was für die Bekehrung der Heiden und der Betreuung der Christen in nichtchristlichen Ländern geschieht, so wird man wenigstens für manche Zeiten der Geschichte ein fast unerklärliches Mißverhältnis feststellen müssen. Hier bemüht sich je ein Priester für rund tausend Menschenseelen und die hören kaum auf ihn. In den Missionsländern warten manchmal Hunderttausende auf einen Priester und der kann nicht auf sie hören, weil er zu viel andere Sorgen hat. (P. Leopold Brellinger S. J. hat in der Jesuitenmission von Sienhsien einen Sprengel mit 470.000 Heiden und über 3000 Christen zu betreuen, während ein 70jähriger chinesischer Jesuit neben ihm 410.000 Menschen seiner Sorge anvertraut hat!)

So lassen sich Missionspflicht und Missionssorge für Priester und Gläubige aus seiner Stellung in der Leib-Christi-Gemeinschaft ableiten. Sie ergeben sich aber ebenso eindeutig auch aus der *Heiligen Schrift*. Richtet sich doch der Missionsbefehl bei Mt 28 wie die Verpflichtung zum Missionsgebet bei Mt 9, 38 nicht bloß an die Apostel und ihre Nachfolger, sondern, wenigstens indirekt, auch an die Gläubigen. „Weil es der Wille Gottes ist“, dringt auch der Völkerapostel immer wieder darauf, „daß man Bitten und Gebete, Andachten und Danksagungen verrichte . . . , auf daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2, 1 u. 3) und mahnt alle Brüder, mitzuarbeiten und zu beten, „ut sermo Dei currat et clarificetur“ (2 Thes 3, 1).

Irgendwie ist das Bewußtsein dieser allgemeinen Missionspflicht in der Kirche Gottes immer lebendig gewesen, wenn sie auch den einzelnen Gläubigen vielleicht nie so eindringlich nahegelegt wurde, wie durch die großen Missionsrundschriften unserer letzten Päpste, Leo XIII., Benedikt XV. und Pius XI. Gerade unser gegenwärtig regierender Heiliger Vater läßt keine Gelegenheit vorbegehen, ohne wenigstens in irgend einer Form auf die schwere Pflicht und Verantwortung hinzuweisen, die in dieser „Entscheidungsstunde der Weltmission“ auf uns lastet. „Wenn sich kein einziger aus der Gemeinschaft

der Gläubigen dieser Pflicht entziehen kann“, sagt er im Rundschreiben vom 28. Februar 1928 („Rerum Ecclesiae“), „wie könnte es da der *Klerus*, der durch die wunderbare Erwählung und Gnade Christi des Herrn teil hat an seinem Priester- und Apostelamte?“

Wie sich eine volle Erfassung unseres Glaubens ohne Erfassen dieser Pflichten kaum denken läßt, so gibt es auch kein wirkliches Leben nach dem Glauben ohne Erfüllung dieser „katholischen Weltpflicht“, wie sie Unterrichtsminister Dr Schuschnigg auf dem Wiener Katholikentag geheißen hat. Ganz im Geiste unseres Heiligen Vaters betont Schuschnigg, daß eine katholische Aktion ohne den „weltweiten, unendlich fruchtbaren Missionsgedanken wesentlich mangelhaft wäre“ (cf. „Kath. Missionen“ 1934, S. 1 f.). Ein anderer Führer des katholischen Deutschland hat schon zwanzig Jahre früher auf dem Katholikentag in Metz denselben Gedanken in die Worte gekleidet: „Es gibt für die innere Glaubenswärme kaum ein zuverlässigeres Thermometer als das Maß von Unterstützung, die unsere Heidenmissionen draußen aus einer einzelnen Familie oder Gemeinde erhalten“ (Wesche, Die Heidenmission auf den deutschen Katholikentagen, Saarbrücken 1928, S. 176).

So klar diese Gedanken in sich sein mögen, für ihre Verwirklichung braucht es mehr als ein bloß verstandesmäßiges Erfassen. Um das Missionswerk auch in unserer Notzeit noch als „*Primum opus caritatis*“ durchzuführen und in unsere Seelsorgsarbeit einzubauen, braucht es vor allem beim Seelsorger selber warmes, *persönliches Missionsinteresse*. Es muß nicht gerade ein Feuer fühlbarer Missionsbegeisterung sein und noch viel weniger bedarf es einer romantischen Missionsschwärmerei. Aber die still glühende Glut eines im Glauben gründenden, an der Seelenliebe des Heilandes entfachten, tiefen Missionsinteresses muß der Priester vor allem in sich tragen, wenn er andere entzünden will. Ein Priester, den Politik und Volkswirtschaft innerlich mehr berührt als der Fortgang des Glaubenswerkes in der weiten Welt, der mag ein treuer Diener seines Staates, seiner Gemeinde sein, aber katholischer Priester ist er nicht. Und würde er bei der Sorge um das Heil und Wohl der eigenen Gemeinde den Blick für die Bedürfnisse anderer Länder und anderer Seelen verlieren, so fehlte ihm ein Wesensmerkmal des Apostelgeistes, die *Katholizität*.

Hätte es der Kirche Gottes im Laufe der Jahrhunderte nicht so oft an Priestern dieses Schlages bis hin-

auf in die höchsten kirchlichen Stellen gefehlt, es müßte heute mit ihrer Ausbreitung auf Erden anders stehen. Ein Zusammenbruch des Missionswerkes auf der ganzen Linie, wie wir ihn am Ausgang des 18. Jahrhunderts erleben mußten, wäre wenigstens in dieser Form wohl nie möglich gewesen.

Gewiß ist jeder Priester zunächst und in erster Linie für die Gemeinde da, in die ihn die Vorsehung hineingestellt hat. Ihr soll seine ganze Kraft und Liebe gehören. Aber im Grunde muß auch diese Liebe weltweit, *katholisch sein*. Und sie wird es werden, wenn wir uns bei unserem Beten und Arbeiten von den weltweiten Gedanken inspirieren lassen, wie sie der Geist Gottes in Bibel und Missale, in den kirchlichen Gebeten und Symbolen niedergelegt hat.

Zur Erhaltung und Belebung dieses weltweiten, katholischen Geistes wird allerdings auch ein gewisses Ausmaß von regelmäßigen Informationen und Kenntnissen erforderlich sein.

Durch Studium und Information Missionsliebe und Missionsinteresse zu wecken, ist deshalb auch der Hauptzweck, den sich Benedikt XV. mit der Einführung des *Priestermissionsbundes* gesetzt hat. Die „*Unio cleri*“ verlangt Studium des Missionswesens von ihren Mitgliedern, weil nur dort wahres Interesse vorhanden sein kann, wo ein gewisser Grundstock von Kenntnissen durch persönliches Sichhineinarbeiten erworben wird. Natürlich sind dazu nicht missionswissenschaftliche Studien erfordert, wie sie etwa in Münster betrieben werden: Ein praktisches Eingehen auf Aufgaben und Schwierigkeiten, ein gelegentliches Verfolgen des ganzen Missionswerkes in den führenden Missionszeitschriften kann genug Anregungen für *persönliches Miterleben* geben. Und wo dies einmal vorhanden ist, wird auch die praktische Missionsarbeit zum Bedürfnis werden. Wer die Berichte über das Ringen an der Weltfront der Kirche, wer die großen Wahlkämpfe zwischen Christ und Antichrist im Heidenland auch nur annähernd mit ähnlichem Interesse verfolgt, wie wir seinerzeit die Kriegsberichte aus den Zeitungen erwartet haben und wie wir heute die großen Wahlschlachten verfolgen, der braucht nicht immer wieder an seine Missionspflicht gemahnt zu werden, dem wird jedes Gebet, das er spricht, jedes Opfer, das er sich abringt, jedes Werk, das er vollführt, zum Missionswerk werden.

Wer mit eigenen Augen all die Völkermassen der afrikanischen, indischen und malaiischen Küste gesehen hat, unter denen Franz Xaver gewirkt, wer das 500-Millionenvölk Chinas kennengelernt hat, dessen Bekehrung Ziel und Sehnsucht des Völkerapostels der Neuzeit war, der begreift, wie einem Franz Xaver immer wieder der Gedanke kommen mußte, „durch die Hochschulen Europas zu laufen und wie von Sinnen zu rufen, daß Millionen von Heidenseelen zugrunde gehen durch die Schuld jener, die ihre Wissenschaft nur in eigenem Interesse und nicht für die Interessen Gottes benützen!“ (Cf. A. Brou, St. Francois X., Paris 1912, S. 233.)

Erwägen wir doch mit unserem Heiligen Vater („Rerum Ecclesiae“) „immer und immer wieder im Geiste, daß es noch tausend Millionen Heiden gibt“ und auch „unser Herz wird keine Ruhe finden“ und wird uns drängen, „zu rufen und nicht nachzulassen, wie eine Posaune unsere Stimme zu erheben“ (Is 58, 1).

Der heilige Franz Xaver weist uns auch dort hin, wo wir vor allem unsere Stimme erheben sollen: unter jenen Ständen, die am meisten tun könnten für das Missionswerk der Weltkirche . . . und, Gott sei es geklagt, bisher immer noch so wenig Interesse dafür zeigten: Die *Gebildeten*! Es wird einem oft weh ums Herz, wenn man so manche Zeitschriften und Tagungsberichte auch katholischer Korporationen durchblättert und unter viel schöngeistigem Geflunker oft so wenig an wirklich katholischen Gedanken findet. Über alle möglichen Probleme und problemlosen Dinge handelt man und das große Problem der Weltgeschichte, die Welterlösung, findet so wenig Beachtung!

Es ist leider Tatsache, daß diese Kreise von unseren Predigten und Vorträgen heute wenig mehr erfaßt werden. Aber in persönlichem Kontakt steht doch so mancher von ihnen auch heute noch mit dem Priester. Wenn dieser innerlich wirklich ganz durchdrungen ist von der Erkenntnis der Größe und Bedeutung der Weltmission, so muß sich seine Überzeugung auch langsam auf andere übertragen. Freilich, wenn auch der Geistliche es seiner standesgemäßen Bildung zu schulden glaubt, daß er sich mit ihnen über jeden Filmstar, jede Theatermode, jede Sportsensation unterhalten kann und es ganz selbstverständlich findet, daß man in diesen Kreisen von den großen katholischen Kulturpionieren draußen an der Heidenfront so viel wie nichts weiß, wird Missionsinteresse im-

mer nur Sache der „Armen im Geiste“ bleiben! Um große Bewegungen zu entfachen, braucht es persönliche Begeisterung, einen Überzeugungseifer, wie wir ihn heute in anderen Lagern so oft beobachten! Sollten wir ihn nicht für die größte und realste aller Ideen, die Idee der Welteroberung für Christus den König, aufbringen und auch in anderen erwecken können?

Kommen wir in unsern Unterhaltungen immer wieder darauf zurück, spielen wir unseren Bekanntenkreisen Missionsliteratur in die Hände, freilich nicht vom Schlag so mancher Missionszeitschriftchen, die mit ihren pietistischen Geschichten und ewigen Bettelbriefen die Intelligenz abstoßen, sondern vom Format der großen, führenden Missionsblätter, regen wir sie zum Studium einzelner Sonderfragen an, wie sie z. B. in den „Katholischen Missionen“ häufig behandelt werden, zeigen wir ihnen, wie sich da Stoff fände für wissenschaftliche Arbeiten über Medizin und soziale Fragen, Völkerrecht und Kulturgeschichte, und wir werden manchen zu einem tieferen Verständnis der Missionsarbeit der Kirche verhelfen und durch die Weltmission vielleicht wieder, wie es in Frankreich in der letzten Zeit öfter geschah, zur Weltkirche zurückführen.

Gelingt es uns, unter den Gebildeten unserer Pfarrei ein paar warme Anwälte der Weltmission zu gewinnen, dann wird es uns ein leichtes werden, die Missionsidee auch in die Masse des Volkes zu tragen. Das muß das nächste Ziel unserer Missionsarbeit in der Heimat sein, die *Massen zu erfassen*: Die ganze christliche Welt mobil zu machen für die Eroberung der Heidenwelt: „Alle Gläubigen für alle Ungläubigen“ gab 1933 der Präsident des Werkes der Glaubensverbreitung zum Missionssonntag („Kath. Missionen“, Dezember 1933) als Parole aus und unser Heiliger Vater selber hat die Vereinigung aller Gläubigen aller Völker zur Evangelisation des ganzen Erdkreises den päpstlichen Missionswerken, dem Werk der Glaubensverbreitung, der heiligen Kindheit und des heiligen Petrus zum Ziel gesteckt. Wir dürfen also diese Werke nicht als etwas Peripheres betrachten, als einen Verein, der beim ganzen Apparat unserer pfarrlichen Überorganisation auch noch betreut sein will, sondern müssen sie als organisch aus dem Wesen von Priestertum und Seelsorge herausgewachsene *Seelsorgsmittel* wieder organisch einbauen in unser ganzes Seelsorgswerk. Die päpstlichen Missionswerke sind

keine Organisationen, keine Vereine, sie wollen ein Gedanke, eine Idee sein, die als grandioses Netz lebendiger Venen und Arterien den Organismus der Weltkirche belebt. Sie brauchen darum auch nicht kanonisch errichtet zu werden wie andere kirchliche Vereine. Allüberall, wo der Glaube lebendig zu werden beginnt, wo das religiöse Leben einer Gemeinde über die Schatten des eigenen Kirchturms hinausgreift, wo man *katholisch* zu denken und zu handeln anfängt, sind sie eo ipso schon eingeführt und verwirklicht. Wer einmal seinen Glauben innerlich erfaßt hat, den drängt es, zur Verbreitung des Glaubens mitzuwirken. Und dort, wo es der Seelsorger verstanden hat, nur einen Funken wahren Missionsinteresses in die Herzen zu senken, wird von allen, die es irgendwie vermögen, an Gebeten und Opfern *mehr geleistet* werden, als die Statuten der päpstlichen Missionswerke verlangen. Und wer infolge wirtschaftlicher Not auch dieses Mindestopfer nicht mehr leisten kann, der nimmt schon kraft des Armenprivilegs an den Privilegien und Vorrechten der päpstlichen Missionswerke teil. (Näheres darüber cf. Dr M. Gatterer S. J., Die Weltmission der Kirche und wir Seelsorger, F. Rauch, Innsbruck 1933, wo man in kürzester Form alles zusammengetragen findet, was man für die praktische Missionsarbeit in der Seelsorge braucht.) Hat man die Herzen einmal durch einen Predigtzyklus, ein Missions-triduum oder ähnliches warm gemacht, so genügt vielleicht ein einmaliger Unterricht über Sinn und Zweck der päpstlichen Missionswerke, um groß und klein eintragen zu können. Das Führen von Listen wird zur leichteren Einbringung der Beiträge ratsam sein, ist aber nicht notwendig und würde dem Zweck des Werkes eher schaden, wenn man im Ganzen nichts anderes sähe, als eine Organisation zum Eintreiben des Missionsobolus. Dort, wo einmal rechtes Verständnis, Liebe und Missionsbegeisterung vorhanden ist, folgt der Missions Groschen von selber. Solange aber unsere Gläubigen beim Worte „Mission“ an nichts anderes als ans „Geldhergeben“ denken müssen, so lange wird die Masse des Volkes der Missionsbewegung fern bleiben. Gelingt es uns hingegen, unsere Gemeinde durch Predigt, Beichtstuhl, Vortrag und Verkehr in persönliche Beziehung zur Mission zu bringen, sie die Not der Heidenwelt persönlich, innerlich erleben zu lassen, dann wird ihnen die Missionshilfe mehr als lästige Pflicht, dann wird sie ihnen Herzensbedürfnis. Es ist rührend, wie findig einfache Leute werden, um für

die Verbreitung des Reiches Gottes Geld flüssig machen zu können.

Wenn auch die ersten Missionswerke, für die der Seelsorger zu werben und zu schaffen hat, immer und vor allen die *großen päpstlichen* sein müssen, so kann es doch zur Belebung des Missionsinteresses auch von Nutzen sein, die Missionssorge einer Pfarrei auf ein ganz *bestimmtes* Missionsgebiet zu lenken, weil nur dort, wo persönlicher Kontakt Mission und Heimat verbindet, lebendiges Missionsinteresse entsteht. So gibt es Pfarreien und Vereine, die ganze Missionsdistrikte förmlich adoptieren. Ein regelrechter Briefverkehr hält die Verbindung aufrecht und hin und wieder wird die Missionspost vom Pfarrer auf der Kanzel vorgelesen. So gibt es immer etwas, das das Interesse anregt und wach hält. Eine kleine Missionsausstellung zu Dreikönig. Wenn der Pfarrer selbst nicht genug Sachen hat, bestellt er sich von den Zentralen Aachen oder Wien das Wandermuseum. Dazu die Leistungen der Heimat, die Stickereien der Pfarrmädchen, Schnitzereien, Laubsägearbeiten, Werkzeugkisten der Gesellen u. s. w.: (In irgend einer Mission kann man ja alles brauchen!) und die Leute kommen. Auch solche, die bisher noch fern gestanden. Ein paar eifrigen Missionsaposteln gelingt es dabei, sie auch für Mitarbeit zu fangen. Ein andermal hält man Missionsfeier, ein Triduum vielleicht oder einen Vortrag mit Lichtbildern¹⁾ und stimmungsvoller Missionsandacht in der Kirche. Vor allem sollte ja der Priester seine Gläubigen *katholisch beten* lehren, viel und gemeinsam beten lehren für die Missionen. Es gibt trotz aller Fortschritte des Gesamtmissionswerkes heute Missionsgebiete, ja ganze Länder, wo sich die Missionäre immer wieder sagen müssen: Hier hilft kein Durchhalten und Opfern, keine Propaganda und kein Geld mehr, hier hilft nur ein Gebetssturm der Christenheit, der die Idole dieses Volkes niederreißt und ihm jene Gnade erlangen hilft, die es vielleicht schon einmal verscherzt hat.

Fürchten wir nicht, daß durch so eine Einstellung auf ein bestimmtes Missionsgebiet das Interesse für die Gesamtheit leidet. Wo die Not der Heidenwelt als solche einmal den Weg zu den Herzen gefunden hat, haben auch die päpstlichen Missionswerke Eingang gefunden und da sind alle Heiden einbezogen. Dabei bleibt das Herz auch

¹⁾ Praktische Einführung cf. „Katholische Missionen“, Dezember 1933: „Missionswerbung durch das Lichtbild.“

noch immer frei und offen für die Not im eigenen Lande. Schon der protestantische Missiologe Warneck hat die Erfahrung gemacht, daß diejenigen, die immer schreien, man solle vor lauter Missionshilfe die Heimat nicht vergessen, selber gewöhnlich beides vergessen. Wie seinerzeit, so braucht auch heute Christus in der Weltmission noch heilige Frauen, die ihm mit ihrem Vermögen dienen (Lk 8, 3). Wenn der Heiland dieser Mittel bedarf, so kann es nicht unrecht sein, sie auch eventuell notleidenden Menschen zu entziehen. „Übrigens ist es tausendmal erprobt“, sagt mit Recht Fürst Löwenstein, „daß aus der gleichen Diözese, aus dem gleichen Dorf und aus der gleichen Hand, die für die Ehre Gottes unter den Heiden am freigebigsten opfert, auch für die Not der Armen die reichsten Almosen fließen“ (Gatterer, I. c., S. 85). Auch mit engen volkswirtschaftlichen Erwägungen möge man uns nicht mehr kommen, wo es doch erwiesen ist, daß gerade jene Kreise, die für Mission nichts übrig haben, Unsummen Geldes in völlig unwirtschaftlichen Ausgaben verschleudern. So sind in den letzten Jahren von Deutschland allein jährlich durchschnittlich 20 Millionen Mark für Lippenstifte und ähnliches nach Frankreich gewandert! Wenn wir mit der Missionsidee das Volk zur Einschränkung in solchen Dingen erziehen, leisten wir ihm größere Dienste, weil auch heute noch der Weg zur Sanierung der einzelnen wie der Gesamtheit nicht über künstliche Steigerung des Verbrauches, sondern über *Sich-genügen-lernen* und *Sparen* führen muß. Keinem Missionär wird es einfallen, die Unterstützung armer Arbeitsloser oder die Sammlung einer Winterhilfe für Kirchen- oder Schulbauten im Heidenland zu beanspruchen. Aber das erwarten diese Pioniere Gottes, die draußen an der Front oft unter härtesten Entbehrungen mit Tod und Hölle ringen und nur zu oft mitansehen müssen, wie ihnen Hunderte von Seelen wieder aus den Händen gleiten, weil die Mittel fehlen, das erwarten sie von uns, daß wir uns in der Heimat von den vielen *unnötigen Ausgaben*, die auch in dieser Notzeit immer noch gemacht werden, um des Glaubens, um der Seelen und ihres Erlösers willen hin und wieder etwas absparen und als Kaufpreis für die Seelen opfern. Ein Stücklein Zucker im Tag, eine Zigarette in der Woche (man könnte bei Rauchern den Missionsbeitrag in Form einer wöchentlichen „Missionszigarette“ einführen), den einen oder andern Kinobesuch im Jahr . . . Es gibt so viel Gelegenheit, wo niemand etwas verliert, aber das Reich Gottes

unendlich viel gewinnt, wenn wir diesen Verzicht zum Opfer für die Missionen machen.

Die Tatsache, daß solche Menschen, die sich um der Seelen willen hin und wieder etwas versagen können, immer neue Gelegenheiten finden, ja direkt suchen, um zu opfern, zeigt allein schon, daß sie auch innerlich mit solcher Drangabe glücklicher werden als andere, die nur nach der Maxime leben, daß man sich auch etwas gönnen muß. Hier liegt die große *seelsorgliche Bedeutung der Missionsarbeit*. Sie ist ein Glaubenswerk, das erst zum Vollerleben der Gnade unseres Glaubens führt. Sie ist ein Liebeswerk, das mehr befriedigt als selbst erlaubter, sittlicher Genuß. Sie ist ein weltweites soziales Werk, das durch die Berührung mit der Not und dem tiefen Lebensstandard anderer Völker mehr beiträgt zur Lösung der sozialen Frage als ewiges Klagen und Hinstieren auf die eigene Not.

Von den Höhen des Ölberges aus ließ 1928 der protestantische Internationale Missionsrat einen Aufruf an die christliche Welt ergehen zu einem „uneingeschränkten Angebot heiligen Opferdienstes“. Für uns ist derselbe Ruf schon Jahrhunderte zuvor von derselben Stelle in noch viel eindringlicherer Form ergangen, von jenem, der allein Autorität und Macht hat, diesen heiligen Opferdienst von uns zu fordern, Christus, der König der Ewigkeit. Für uns Priester gibt es auf diesen Aufruf keine andere Antwort als „Ecce adsum Domine!“ Herr, ich bin bereit, mit allen meinen Kräften mitzuwirken, daß dein Reich zu uns komme über die ganze Welt.

Die rechtlichen Beziehungen der Ursulinen zum Dritten Orden des heiligen Franziskus.

Von P. Dr Burkhard Mathis O. Cap., Solothurn (Schweiz).

Wie bekannt, können nach can. 704, § 1, Cod. jur. can., Personen, welche ewige oder zeitliche öffentliche Gelübde abgelegt haben, nicht zugleich einem Dritten Orden für Weltleute angehören, auch dann nicht, wenn sie vor Ablegung der Gelübde einem Dritten Orden zugeteilt waren. Der innere Grund besteht darin, daß, wer das Größere hat, das Kleinere miteingeschlossen besitzt, daß, wer das Vollkommenheitsideal mit wirksameren Mitteln erreichen kann, der weniger wirksamen Mittel nicht bedarf.

1. a) Nun hört man aber zuweilen in confuso, die Ursulinen hätten das Privileg, als *Ursulinen-Schwwestern* dennoch dem Dritten Orden des heiligen Franz von Assisi weiterhin anzugehören. Neuestens behandelt der bekannte und hochverdiente Kapuzinerkanonist Matthäus Conte da Coronata diese Frage in seinem Werke „Il Terzordine Franciscano. Legislazione canonica“ (Marietti, Torino-Roma 1933). In Nr. 49 beantwortet er die Frage, ob Personen, die nach Art der Ordensleute in Gemeinschaft leben, ohne Gelübde abzulegen, dem Dritten Orden einverleibt werden können, bezw. einverleibt bleiben können. Wenn auch vorsichtig und zurückhaltend, bejaht er die Frage, indem er can. 704, § 1, dem Wortlaute nach eben auf die eigentlichen Religiösen mit öffentlichen Gelübden einschränkt. Wohl mit vollem Recht.

b) In diesem Zusammenhange weist nun P. Matthäus da Coronata auf die Institution der Ursulinen hin und auf die beiden päpstlichen Dokumente, erlassen durch die Religiösenkongregation vom 30. Juni 1911 (A. A. S. III, S. 391) und vom 20. Mai 1917 (A. A. S. IX, S. 350 f.; Gasparri, Fontes C. J. C. VI, n. 4427). Ersteres Dekret hat folgenden Inhalt: Auf Bitten der Oberinnen der Stiftung der heiligen Angela Merici, Ursulinen genannt, wird diese Stiftung dem franziskanischen Dritten Orden *kanonisch aggregiert* „ad instar aliarum Congregationum Seraphico Ordini pariter aggregatarum . . . quatenus opus sit et iuxta preces, salva semper eiusdem Societatis autonomia et independentia ad normam iuris“. Die Motivierung hebt hervor, daß die heilige Angela Merici vor ihrer Gründung der Ursulinen „nach Kleid und Regel“ dem Dritten Orden des heiligen Franz von Assisi angehörte, und daß ihr Fest im ganzen seraphischen Orden officio duplici gefeiert werde. Der Geist der heiligen Angela möge aber weiter in ihren Töchtern leben und wirken.

c) Das andere Dokument behandelt die Angelegenheit näherhin: Am 19. Mai 1917 hatte die Heilige Religiösenkongregation folgende vier Fragen zu beantworten:

I. Ob die Töchter der Genossenschaft der heiligen Ursula dem franziskanischen Dritten Orden oder einem anderen Dritten Orden für Weltleute eingegliedert werden können?

II. Ob das Dekret der Heiligen Religiösenkongregation vom 30. Juni 1911, wodurch eine Privilegien- und Ablassgemeinschaft zwischen dem Dritten Orden des heiligen Franz und der Genossenschaft der heiligen Ursula ein-

gegangen worden war, auch für jene Familien der Ursulinen gelte, welche nicht ausdrücklich darum nach-gesucht hätten?

III. Ob die Töchter der heiligen Ursula, insofern sie dem franziskanischen Dritten Orden aggregiert seien, den Zusammenkünften und gottesdienstlichen Funktionen („conferentiis et functionibus“) der Drittordensversammlungen beiwohnen können?

IV. Ob die Mitglieder der Drittorden für Weltleute in die Genossenschaft der Töchter der heiligen Ursula übertreten dürfen?

Die vom Papst Benedikt XV. am 20. Mai 1917 genehmigte Antwort lautet: Ad I. Negative. Ad II. *Affirmative*. Ad III. Negative. Ad IV. *Affirmative*, relicto tamen Tertio Ordine cui pertinebant. (A. A. S. IX, S. 350 f.; Archiv für katholisches Kirchenrecht 98 [1918], S. 247.)

d) P. Matthäus da Coronata bespricht in dem angeführten Werke (S. 132 ff.) beide römischen Entscheide, will sie jedoch nicht für die *ganze* Genossenschaft der Ursulinen verstanden wissen, sondern nur für jene Ursulinen, die *keine* Gelübde ablegen. Nach ihm würden sich — und er beruft sich auf Vermeersch (*Periodica de re canonica et morali* I, S. 35, 157—163; IV, S. 161; VI, S. 77; IX, S. 48 f.) — die päpstlichen Erlässe vom 8. Mai 1905, 21. Juli 1899, 17. Juli 1903, 10. März 1902, 20. November und 7. Dezember 1907 auf die Ursulinen *mit* Gelübden beziehen, während die Entscheide vom 30. Juni 1911 und vom 20. Mai 1917 die Ursulinen *ohne* Gelübde betreffen, die in den Privathäusern ihren karitativen Werken nachgehen.

2. Dem können wir nun, salvo meliore iudicio, nicht beipflichten. Folgende Gründe scheinen dagegen zu sprechen:

a) Das Dekret der Heiligen Religiosenkongregation vom 30. Juni 1911 enthält nicht die leiseste Andeutung eines Unterschiedes in den Familien der heiligen Ursula, der für unsern Fall in Betracht käme. Es redet schlecht-hin vom Zwecke der Genossenschaft als dem „studium in promovenda vita christiana et in curandis apud privatas familias et in ipsa societate bonis operibus“.

b) Nicht anders verhält es sich mit dem Reskript der Heiligen Religiosenkongregation vom 20. Mai 1917. Darin ist ohne jeden Hinweis auf einen Unterschied die Rede von den „Filiae e Societate S. Ursulae“. Der Inhalt aber läßt sich, wie bald gezeigt werden soll, ohne diesen Unterschied genügend erklären.

c) Was die Geschichte dieser Ordensfamilie betrifft, ist zwischen den ursprünglichen Ursulinen der heiligen Angela von Merici und verschiedenen spätern Zweigen zu unterscheiden. Nach dem Standardwerke „Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche“ von Prälat Dr Max Heimbucher „bildete die Schwesterschaft der heiligen Angela keine gemeinsam lebende klösterliche Genossenschaft. Die Mitglieder blieben vielmehr in ihren Familien und legten keine Gelübde ab, beobachteten jedoch eine bestimmte Lebensregel und standen unter einer Oberin und mehreren Aufseherinnen. Erst in späterer Zeit nahmen die Ursulinen in den meisten Ländern die klösterliche Lebensweise an und legten zum größten Teil auch die feierlichen Gelübde ab.“¹⁾ Die päpstliche Bestätigung der Gründung Angelas und ihrer ‚Regel‘ erfolgte durch Paul III. am 9. Juni 1544.“²⁾ Für die Ursulinen in Italien führte Karl Borromäus, durch eine Bulle Gregors XIII. ermächtigt, das gemeinschaftliche Leben und die einfachen Gelübde ein. Auch die Stiftung der Anna von Xaintonge hatte öffentliche Gelübde. Nach dem Niedergang durch die Revolution und Aufklärung kam ein neuer Aufstieg. Im Auftrage Leos XIII. regte die Congregatio Episcoporum et Regularium durch Schreiben vom 21. Juli 1899 an alle Bischöfe, in deren Diözesen Ursulinen sind, einen Zusammenschluß der verschiedenen Kongregationen an. Ihm folgte ein beträchtlicher Teil, aber nicht alle Zweige. Sowohl die Mitglieder der Kongregation von Brescia, als jene des Frommen Vereins von der Unbefleckten Empfängnis leben heute noch als weltliche Ursulinen in ihren Familien und legen nur das öffentliche Gelübde der Keuschheit ab. Die Gesamtzahl der Ursulinen beträgt heute rund 13.000 in nahezu 400 Klöstern, von denen über 220 mit 6000 Mitgliedern zur Römischen Union gehören.

d) Eine Umfrage bei den Ursulinen selbst ergibt, daß sie den Charakter entweder von Moniales oder von Sorores haben, daß also im allgemeinen heute Gelübde

¹⁾ Über die Gelübde der deutschen Ursulinen handelt ein Aufsatz von *Augustin Arndt S. J.* im Archiv für katholisches Kirchenrecht 75 (1896), S. 209 ff.

²⁾ *Heimbucher*, a. a. O. I³, S. 629 ff. Vgl. *B. Arens*, Anna von Xaintonge, Stifterin der Ursulinen von Dôle; Freiburg 1903, Herder. Über die deutschen und römischen Ursulinen handeln auch zwei Artikel in der *Revue des Communautés Religieuses* IV (1928), S. 157 f., und V (1929), S. 39. Über deren Rechtsstellung schreibt Ph. Hofmeister in der Abhandlung „Von den Nonnenklöstern. Archiv f. kath. Kirchenrecht 14 (1934), S. 1—96.

abgelegt werden. So in den Art. 37 ff. der „Constitutions et Règles des Religieuses de la Compagnie de Sainte Ursule“ (Fribourg, Suisse, 1927). Von einer Aggregation oder Ablassgemeinschaft mit dem franziskanischen Dritten Orden freilich scheinen viele Ursulinen nichts zu wissen.

e) Der von P. Matthäus da Coronata zitierte bestbekannte P. Vermeersch scheint selbst seine frühere Ansicht geändert zu haben, indem er im *Epitome iuris canonici* schreibt: „Praeterea S. C. de Religiosis interdum religiosos dispensat, ut possint in Tertio Ordine cui magnum affectum gerebant, permanere“ (I, n. 800).

f) Tatsächlich werden wir den beiden angeführten römischen Dekreten, sowie der Stellung der Ursulinen zum Dritten Orden des heiligen Franz von Assisi gerecht, wenn wir für *alle* Ursulinen die Gewährung einer Privilegien- und Ablassgemeinschaft annehmen. Diese Gemeinschaft von 1911 wird weder durch das Reskript von 1917 noch durch den Codex iuris canonici aufgehoben. Das Reskript von 1917 aber wahrt den Charakter der *kanonischen Aggregation* einer Genossenschaft an den franziskanischen Dritten Orden, welche Kongregation als solche nicht zum Franziskanerorden gehört, wohl aber in der Gründerin nahe Beziehungen zu ihm hatte. Sonach ist der Beitritt der Töchter der heiligen Ursula in den Dritten Orden unzulässig. Schon am 16. Juli 1887 hatte die Ablasskongregation in Causa Veronensi allgemein entschieden: Omnes utriusque sexus qui sunt membra alicuius religiosi Instituti vel Congregationis, aut a Summo Pontifice aut ab Episcopo approbatae, in qua emittuntur vota sive perpetua sive ad tempus, non possunt adscribi in Tertium Ordinem S. Francisci Assisien-sis.³⁾ Die Fußnoten zu can. 704, § 1, berücksichtigen diese Quelle. An den Privilegien und Ablässen des franziskanischen Dritten Ordens haben aber nichtsdestoweniger weiterhin alle Familien der Ursulinen Anteil. Darin liegt eben gerade das Wesen der kanonischen Aggregation. Diesbezüglich kommen die Dekrete der Ablasskongregation vom 28. August 1903,⁴⁾ der Congr. Ep. et. Reg. vom 30. Januar 1905,⁵⁾ vom 18. Nov. 1905⁶⁾ und vom 2. Dez.

³⁾ Zitiert bei Vermeersch, De Religiosis Institutis et Personis (1909) II, Nr. 279.

⁴⁾ Ebendort S. 35 f., 607 f.

⁵⁾ Acta Ordinis Minorum XXIV, S. 160.

⁶⁾ Analecta Ecclesiastica XIV (1906), S. 20.

1905 in Betracht.⁷⁾ Darnach haben die Orden der braunen Franziskaner und Kapuziner die Erlaubnis erhalten, Kongregationen von Tertiärbrüdern oder Tertiarschwestern zu aggregieren.⁸⁾ Die Konventualen erhielten eine noch weitgehendere Erlaubnis, indem sie nicht nur franziskanisch eingestellte Kongregationen, sondern auch „alia Instituta utriusque sexus votorum simplicium, quae tamen habitum et nomen ab alio Ordine non mutuuntur, ab Episcopis tantum approbata“ aggregieren durften.⁹⁾ Irgendwie mag sich diese Auffassung bei der kanonischen Aggregation der Ursulinen ausgewirkt haben. Tatsächlich sind mehrere Zweige der Ursulinen ohne Kenntnissnahme eines Franziskanergenerals direkt durch die Religiosenkongregation aggregiert worden.

g) Weil es sich bei den Ursulinen nicht um eine eigentliche Franziskanerfamilie handelt, ist ihnen laut Responsum III die Anteilnahme an den Zusammenkünften und gottesdienstlichen Funktionen der Drittordensversammlungen versagt. Es soll damit wohl der Meinung begegnet werden, als ob die Ursulinen eigentliche Drittordensmitglieder seien. Natürlich ist den einzelnen Mitgliedern nicht verboten, devotionis causa an den lokalen Drittordensversammlungen teilzunehmen, wie andern Nichtmitgliedern auch nicht. Weil endlich die Ursulinen mit Gelübden und ihrem gemeinsamen Leben (oder wenigstens mit dem Gelübde der Keuschheit) an sich höher stehen als die weltlichen Tertiaren, verstehen wir die Antwort IV, wonach es den Tertiaren gestattet ist, in die Genossenschaft der Töchter der heiligen Ursula überzutreten. In dem Augenblick der Profeßablegung aber wären sie nicht mehr eigentliche Mitglieder des Dritten Ordens, genießen jedoch kraft des erwähnten Privilegs die Ablaß- und Indultgemeinschaft mit dem Dritten Orden weiter.

h) Hier ist eine letzte Schwierigkeit zu lösen. Beide angeführten Dekrete reden von „privilegia indulgentiaeque“, während die Schreiben der Kongregation für die

⁷⁾ Summarium Indulg. Ord. Min. Conventual. ed. 1910, S. 15, Nr. 37.

⁸⁾ Bei den braunen Franziskanern war die Bedingung angeknüpft: „dummodo nomen et habitum vel saltem aliquod Ordinis insigne exterius deferant.“ Es scheint, als ob im Dekret vom 30. Juni 1911 daran erinnert wird, da gesagt wird, die heilige Angela Merici „regulam et habitum“ Tertiariorum amplexam esse. Wegen Unzukömmlichkeiten jedoch wurde diese Bedingung im Schreiben an die Kapuziner vom 18. November 1905 weggelassen.

⁹⁾ Reskript vom 2. Dezember 1905.

Regularen und Bischöfe an die Generale der Franziskaner-Familien von „indulgentiarum atque gratiarum participatio“ sprechen. Offensichtlich muß das Wort „Privilegien“ bezüglich der Ursulinen auch im Sinne von geistlichen Gnaden verstanden werden, zumal ja bei den Schwestern der Ursulinen von Privilegien im Sinne von Jurisdiktion nicht die Rede sein kann.

Das Krankenapostolat.

Von Karl Sudbrack S. J.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch an das Eucharistische Krankentriduum, über das wir in dieser Zeitschrift, 1935, Heft 2, S. 332 ff., berichtet haben. Die zeitliche und zugleich innere Fortsetzung dieses Triduums ist das Krankenapostolat. Beide machen zusammen das große Krankenwerk unserer Tage aus.

In dieser Abhandlung möchte ich nun über das Krankenapostolat berichten.

Wesentliche Pflichten.

Die bedeutendste Frucht des ersten Eucharistischen Krankentriduums zu Bloemendaal (Juli 1925) ist das Krankenapostolat, das ein paar Monate später „unter dem Banner und Schutze, dem Vorbild und der Fürsprache Mariens, der Königin der Apostel und Märtyrer“ zu Bloemendaal bei Haarlem (Holland) ins Leben trat.

Dem Krankenapostolat können natürlich nur *Kranke* beitreten. Diese müssen in irgend einer Form der Apostolatsleitung, d. h. einem Krankensekretariate, diesen Entschluß mitteilen. Es genügt, daß sie zu dem Zweck brieflich Name und Wohnung angeben. Der Beitritt selbst erfolgt kostenlos, wie überhaupt grundsätzlich keine Beiträge erhoben werden.

Um so entschiedener drängt dafür das Apostolat auf das Wesen der Sache, die Erfüllung der *drei wesentlichen Vereinspflichten*, die als solche natürlich nicht unter Sünde binden. Sie sind: a) der feste, kräftige Willensentschluß, das Leiden aus der Hand Gottes anzunehmen; b) es im Geiste Christi nach Gottes Willen als Christ zu tragen; c) es dem lieben Gott für das Reich Gottes, die Interessen der Kirche, aufzuopfern.

Das Apostolat verlangt nur den *Willensentschluß*, nicht das Gefühl, das Leid im christlich-apostolischen

Sinne anzunehmen und zu tragen. Seine Mitglieder können* und dürfen darum auch alle erlaubten natürlichen und übernatürlichen Mittel anwenden, um gesund zu werden. Das Apostolat bezweckt nur, die tatsächlich vorhandenen Krankheiten und Schmerzen apostolisch auszuwerten.

Die genannten drei Vereinspflichten sind *wesentliche Punkte*. Sie können und müssen gefordert werden. Sie sind aber auch nicht allzuschwer zu leisten und schließen einen außerordentlich *fruchtbaren Keim* in sich, weil sie den Kranken von innen heraus zur christlichen Leidensgesinnung, zur Erfüllung des christlichen Krankenberufes erziehen. Es ist das der Schöpfungsberuf des Menschen in kranken und elenden Tagen.

Zu dem Zweck muß der oft verhärmte, verbitterte, zurückgestoßene, mit Gott und der Welt zerfallene Kranke zuerst einmal sich zu dem *Willensentschluß* auffassen, das Kreuz, an das er geheftet ist, aus der Hand des allmächtigen Gottes anzunehmen. Der Kranke, der seine Lage nüchtern mit den Augen des Glaubens ansieht, merkt bald, daß ihm auch nichts anderes zu tun übrig bleibt. Er muß sich zum ersten Punkt entschließen.

Diesen Entschluß muß er *immer wieder erneuern*, wenn auch noch so lange und schmerzlich, noch so entbehrungsreich und aussichtslos auf Besserung seiner Krankheit ist. Ja, gerade dann erst recht! Er muß sich durchringen zu der Seelenhaltung, sein Kreuz als Christ nach Gottes Willen im Geiste Christi zu tragen. Das verlangt oft geradezu Heldenmut. Aber es ist nun einmal so der klar ausgesprochene Wille Gottes. Der Kranke muß also aus sich auch zum zweiten Punkt die Stellung des Apostolates einnehmen.

Um beide Punkte leichter und besser zu erfüllen, weist ihn das Krankenapostolat auf die dritte Vereinspflicht hin, den leider so vielen verborgenen Sinn und *apostolischen Wert des christlich ertragenen Leidens*. Christus hat uns am Kreuz erlöst. Er will, daß wir darum auch unserseits geduldig mit ihm leiden, selbst in den schlimmsten und elendsten Tagen, und zwar zur Rettung der Seelen, zur Ausbreitung seines Reiches in den Menschenherzen. Das ist das Apostolat des Leidens, von dem die kleine heilige Theresia sagt: „Jesus will weit mehr durch Leiden und Prüfungen als durch Arbeiten und Predigten Seelen retten.“ Wir sollen durch unsere Leiden gleichsam ersetzen, was dem Leiden Christi noch

fehlt. — In diese apostolische Gesinnung soll der Kranke eintreten und in ihr wachsen. Er empfängt damit einen überaus großen *Trost* und eine überaus große *Kraft*. Jetzt sieht er ein, daß sein krankes Dasein nicht unnütz oder wertlos ist, daß er es vielmehr mit den höchsten Lebenswerten erfüllen kann, wenn er mit Christus für Christus, d. h. für das Heil der Seelen, die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, leidet. Das ist der dritte Punkt, den das Apostolat verlangt. Auch ein wesentlicher Punkt.

Die Krankheit ist für den Kranken das Kreuz Christi, das er nicht mehr zu suchen braucht. Er muß sie einfach als solches ansehen, anfassen und lieben lernen. Das setzt aber sehr große Gnaden voraus, weil der Kranke dann gegen seine ganze Natur angehen muß. Also muß er um diese Gnaden beten! Übernatürlich gesinnte Kranke ergänzen und setzen Christi Leiden in der Zeit fort. Das ist der Sinn der Krankheit.

Man sieht, die Mitglieder werden in den wahren christlichen Krankenberuf eingeführt, zu dem Millionen berufen sind, Millionen auch solcher, die sich heute noch der besten Gesundheit erfreuen. Was gibt es Besseres, Notwendigeres, Nützlicheres, Wichtigeres als diese Gesinnung für die leidende Menschheit?

Freie Übungen.

Um die Mitglieder noch tiefer in die Leidensschule des Gekreuzigten einzuführen, empfiehlt das Krankenapostolat einige fromme Übungen, die den Kranken mit dem leidenden Heiland besonders eng verbinden. Es sind freie Übungen, die vor allem nicht in starre Formeln gepreßt werden dürfen.

Die Mitglieder sollen womöglich jeden Tag sich vom Krankenbette aus in geistiger Weise mit dem *unblutigen Kreuzesopfer* unseres lieben Heilandes in ihrer Heimatkirche vereinen. Sie sollen die Leiden des Tages gleichsam auf die Patene des Priesters legen, um Kraft zu erflehen, mit Christus und für Christus zu beten, zu opfern und zu leiden. Das ist die höchste Erfüllung des Krankenberufes und des Krankenapostolates zugleich.

Sie sollen ferner womöglich jeden Tag in einem kürzeren oder längeren *Akt zwischen 12 bis 15 Uhr* ihre Leiden und Schmerzen gegenseitig für die vielen Tausende von Mitgliedern des Krankenapostolates aufopfern. Es sind das jene Stunden, in denen der Heiland den

schwersten Teil seines Opfers vollbrachte, die Zeit, da er am Kreuze hing. Das ist darum auch eine zweite rechte Opferzeit für so viele Kranke, die Trost suchen bei jenem Herzen, das aus Liebe zu uns am Kreuz gebrochen ist. Ein bestimmtes Gebetsformular ist nicht notwendig, ist auch nicht vorgeschrieben. Das eigentümliche Gebet des Kranken ist eben das Leidensgebet. „Das Leiden ist die höchste Form des Gebetes“, sagt unser Heiliger Vater. — Sehr zu empfehlen ist, daß sich die Kranken in dieser Zeit nach Vermögen auch in die körperlichen und seelischen Qualen des gekreuzigten Heilandes versenken, in seine fürchterliche, geheimnisvolle Gottverlassenheit, um so solide Kraft zu erhalten, auszuharren und die Gnadenschätze des Gekreuzigten ihren leidenden Brüdern und Schwestern im Krankenapostolat zuzuwenden.

Die Hauptmeinung des Krankenapostolates ist somit keine andere als die: Christi Interessen zu fördern, alle Belange, für die Christus gestorben ist, die Gottesmutter eintritt und die Kirche opfert und betet. Das Krankenapostolat hebt darum auch keine schon bestehende anderweitige Verpflichtung auf oder drängt sie zurück. Es empfiehlt nur die freie Übung von 12 bis 15 Uhr zu gegenseitiger Hilfe den Kranken. Diese können selbstverständlich die genannten Leidensstunden auch für andere, schon bestimmte, ihnen auferlegte oder gewünschte apostolische Zwecke aufopfern. Sie können das auch durch die Hand der Gottesmutter tun, damit diese ihre guten Werke dem Heiland und dem himmlischen Vater darbringt.

Die übrigen *21 Stunden* des Tages können und sollen die Apostolatsmitglieder für die großen, allgemeinen Interessen der Kirche aufopfern. Also z. B. für die Heiligung der Seelen, die Bekehrung der Sünder, die Rückkehr so vieler Wahrheitssucher, die Rettung der am Tage Sterbenden, kurz für alle Interessen, für die der Heiland sein Blut vergossen hat. — Wie wir aus der Geschichte des modernen Missions-Krankentages wissen, gehen die Kranken gerne auf solche Gebetsmeinungen ein. Zählte doch der Missions-Leidenstag 1933 bereits fast eine halbe Million Kranke, die in 200 Diözesen den Leidenstag (Pfingsten) für die Missionen mitmachten („Osservatore Romano“, 9. Mai 1934).

Die Mitgliedschaft erlischt entweder durch Gesundung oder Tod.

Die Sekretariate.

Die wesentlichen und freien Übungen verlangen nach einer leitenden Zentrale, den Sekretariaten des Krankenapostolates in den Ländern, bezw. Diözesen.

Das Sekretariat sendet nämlich allen, die sich zum Eintritt melden, ein *Einführungsschreiben* zu, das sie über die wesentlichen Vereinspflichten und freien frommen Übungen unterrichtet.

Dem Schreiben liegt ein künstlerisch ausgeführtes *Aufnahme-Diplom* bei. „Ich will durch mein Leiden jenes Werk zu Ende führen, das Jesus durch sein Leiden begonnen hat. Mein Herr und Heiland, ich will dich leidend verherrlichen, damit ich leidend auch durch dich verherrlicht werde.“

Ferner erhalten die Aufgenommenen ein *Krankenkreuzchen*, das einen Ring trägt, der sich um den Schnittpunkt der Kreuzbalken windet, und auf dem der Wahlspruch steht: „Christo confixus sum cruci.“ „Das Kreuzchen erinnert Sie an Ihren heiligen, edlen, tatkräftigen Entschluß, durch Krankheit und Leiden Apostel Jesu Christi und seines Reiches zu sein. Im Kreuze liegt das Heil, das Leben und die Auferstehung.“ — Der Aufnahmetag ist ein wahrer Gnadentag.

Von diesem Tage an erhalten die Mitglieder regelmäßig jeden Monat einen *Krankenbrief*. Derselbe trägt einen warmen, persönlichen Charakter und bespricht bald diesen und jenen Punkt, der den Empfänger interessiert und in seinem christlichen Leidensberuf bestärkt. — Die Briefe des holländischen Sekretariates erscheinen nicht in Druckschrift, sondern in handschriftlichen Vervielfältigungen, um so auch äußerlich alles Geschäftsmäßige und Unpersönliche aus dem intimen Verkehr mit den Kranken fernzuhalten.

Mitunter werden den Briefen *Beilagen* zugefügt. Eine solche behandelte den „Großartigen Beruf des Kranken“. Der Gebetstext versetzt sich psychologisch in die Stimmung so vieler unzufriedener, murrender und verzweifelnder Kranken. Er wirkt besser als manche gute Predigt, schon deshalb, weil er Gebet ist und der Beter die Gebetspredigt sich selbst hält.¹⁾

¹⁾ Der praktische Gebetszettel „*Der hohe Beruf des Kranken*“ (vierseitig) kann bezogen werden durch den Karmel in Köln-Lindenthal, Dürener Straße 89. Er tut vorzügliche Dienste am Krankenbett und im Hospital, indem er den Kranken unauffällig in seinen neuen, ungewohnten, oft so sehr schweren Leidensberuf einführt.

Die *Auslagen* der Sekretariate sind nicht gering, wie das zum Beispiel die regelmäßigen Portoausgaben so vieler Tausende von Krankenbriefen beweisen, die jedem Empfänger persönlich zugestellt werden. All diese Auslagen werden durch freiwillige Gaben jahraus und jahrein gedeckt, die Kranke und Gesunde spenden.

Die Sekretariate treiben keine eigentliche *Propaganda*. Wenn in einer Gegend ein Eucharistisches Krankentriduum stattgefunden hat, so treten wohl alle kranken Teilnehmer dem Apostolat bei, weil sich dieses als die natürliche Fortsetzung des Triduums für die Zukunft erweist. Die gewonnenen Mitglieder selbst sind die besten Propagandisten des Werkes. Sie zeigen ihren kranken Freunden und Bekannten Abzeichen, Aufnahme-Diplom und Monatsbriefe und werben dadurch aufs beste.

Eine eigentliche Propaganda, die vom Sekretariat programmäßig unternommen und durchgeführt wird, ist darum nicht nötig. Das Werk empfiehlt sich von selbst.

Bedeutung des Apostolates.

Die Bedeutung des Apostolates liegt auf der Hand.

Es ist nun einmal eine Tatsache, daß die allermeisten Kranken mit ihrem Los *unzufrieden* sind. Auch sehr viele fromme, geistliche Personen leiden unter dieser Stimmung. Wirklich zufriedene, gottergebene Kranke trifft man nur sehr selten, wie das Ärzte, Krankenpersonal und Kenner immer wieder bestätigen. Die Krankheit ist nur ein Übel für Ungezählte, die mit ihm nichts anzufangen vermögen. Sie ist leider Gottes sehr, sehr oft selbst für „Gutgesinnte“ nur ein Unglück, das man bekämpft, nicht aber eine Leiter, die zum Himmel führt.

Da kommt unser Krankenapostolat und lehrt ungezählte, unfreiwillige Kreuzträger ihr hartes Los, nämlich die wirkliche Krankheit und die seelischen Leiden und die damit oft verbundenen, an sich nicht gehörenden Verkennungen und Entbehnungen aller Art zuerst einmal geduldig *aus der Hand des Schöpfers* annehmen. Es zeigt sie im hellen Lichte des Christentums und lehrt, wie der Kranke immer wiederum von neuem geduldig sein muß, wenn er auch sehr oft nur unter schweren Opfern das Kreuz auf seine schwachen, wunden Schultern nehmen wird.

Der Schwerpunkt des Apostolates: man könnte sagen der glückliche Handgriff, ist nämlich die *apostolische Be-*

wertung und Ausnützung des Leidens. Der Kranke leidet mit Christus und für Christus; er leidet, um seinen Leidensgefährten in ihren körperlichen und seelischen Leiden zu Hilfe zu kommen; er leidet für die Zeit und Ewigkeit umspannenden Interessen der Kirche, für die Belange des gekreuzigten Gottessohnes, für die Ehre Gottes.

Kurzum, das Apostolat weitet Blick und Herz. Es erinnert immer wiederum an die Bekehrung so mancher Verwandten und Freunde, an die Verteidigung des Glaubens in der Heimat, an die Bekehrung der Heiden in den Missionsländern, an so viele apostolische Fragen, die durch das Leidensapostolat besonders gefördert werden. Dadurch schafft es dem Kranken einen neuen Lebensinhalt, eine große Idee, die in die Ewigkeit hinübergreift. Es lehrt sie vielleicht zuerst nur *aus der Not eine Tugend machen*, das Kreuz einmal aufnehmen, dann aber mit Riesenschritten der *Vollkommenheit* zustreben, für die wir alle ohne Ausnahme, Priester und Laien, Gesunde und Kranke geschaffen und durch Christi Blut verpflichtet sind. Es lehrt durch Leiden sühnen für eigene und fremde Sünden, viele schwere Tugenden üben, den Heiland mit reiner Liebe und über alles lieben. So schafft es Opferseelen, die zugleich *Apostel Jesu Christi* sind. Es lehrt, was so ungemein schwer ist, den Schöpfungsberuf des Menschen in kranken und leidenden Tagen. Stärkung und Trost gewährt dabei den Mitgliedern der Gedanke, daß sie nicht vereinzelt dastehen, sondern mit so vielen Kreuzträgern: schlichten Gläubigen und Sühneseelen, Ordensleuten, Priestern und Bischöfen verbunden eine wahre Gebetsmacht darstellen.

Die *Früchte* des Apostolates reifen natürlich im Verborgenen. Nur gelegentlich treten sie ans Tageslicht; sie offenbaren sich in vielen Tausenden von Zuschriften an die verschiedenen Zentralen, denen die Briefschreiber aus der Fülle des Herzens berichten. Diese kurze Andeutung möge genügen.

Groß und in die Augen springend sind die Erfolge der Eucharistischen Triduen, die das Krankenapostolat einleiten und befruchten. Aber weit größer, wenn auch den Sinnen verborgen, sind doch die ständigen Früchte, die das Krankenapostolat Monat um Monat, Jahr um Jahr in ungezählten Krankenstuben zeitigt.

Ausbreitung des Apostolates.

Dieses Lob, das wir dem Apostolat spenden, unterstreicht die Geschichte.

Am 1. November 1925 rief *Pfarrer Laurentius Wiltenborg*, der Stifter der Eucharistischen Krankentrüden, das Krankenapostolat zu Bloemendaal bei Haarlem (Holland) ins Leben. Im November 1930 waren ihm schon ungefähr 10.000 Mitglieder beigetreten. Heute versendet das holländische Sekretariat durchschnittlich jeden Monat 17.000 Krankenbriefe.

Inzwischen ist die Zahl der Sekretariate auf 19 Sekretariate in 16 verschiedenen Ländern gewachsen. Wir führen sie in einer kurzen Übersicht auf.

Die Sekretariate des Krankenapostolates.

1. Erzsekretariat: Bloemendaal bei Haarlem für Holland. In zehn Jahren 39.000 Anmeldungen; zur Zeit ungefähr 17.000 aktive Mitglieder.
2. Sekretariat: des Johannesbundes zu Leutesdorf am Rhein für Deutschland. Gegründet 1926. 21.000 Mitglieder.
3. Sekretariat: Antwerpen für die flämischsprechende Bevölkerung Belgiens. Gegründet 1926.
4. Sekretariat: Brüssel für die französischsprechende Bevölkerung Belgiens.
Beide belgische Sekretariate zählen zusammen 12.000 Anmeldungen.
5. Sekretariat: Milwaukee (Wisconsin) für die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Gegründet 1926 von einer kranken Dame. In vier Jahren eroberte es 31 Staaten der Union.
6. Sekretariat: der Benediktinerabtei Sainte-Marie zu Paris für Frankreich. Zuerst befand es sich in der Benediktinerabtei Wisques. Ungefähr 20.000 Anmeldungen.
7. Sekretariat: Guémar für Elsaß-Lothringen. Ungefähr 20.000 Anmeldungen.
8. Sekretariat: Liverpool für England.
9. Sekretariat: London für England.
10. Sekretariat: Rio de Janeiro für Brasilien.
11. Sekretariat: Assuncion für Paraguai.
12. Sekretariat: Verona für Italien. Ungefähr 10.000 Mitglieder.
13. Sekretariat: Lwów für Polen. Gegründet 1930. 16.000 Mitglieder.
Eine Hilfsaktion für Kranke verteilte 1933 im ganzen 1783 Pakete und 6313 Kleidungsstücke durch den Radio-Briefkasten für Kranke. Die erste Radio-Krankenandacht kam 1933 zustande; bald folgte ein Radio-Krankentrüden (Wilna). Seitdem sendet die Lemberger Radiostation jeden Samstag Radio-Krankenstunden. Generalsekretär ist Hochwürden Michael Rekas, Lwów.
14. Sekretariat: Brattslawa für die Tschechoslowakei.
15. Sekretariat: der Oblaten zu Mont-Joli für Kanada.
16. Sekretariat: Genf für die Schweiz.
17. Sekretariat: Hospicio de Huespan für Panama.
18. Sekretariat: Barcelona für Spanien.
19. Sekretariat: Karitassekretariat Freiburg i. Br. für Erzdiözese Freiburg. Gegründet 1935.

Unter dem Segen des Episkopates.

Vier Jahre nach der Gründung des Krankensekretariates zu Bloemendaal (1929) bat *Bischof Kmetko* von Neutra (Tschechoslowakei) den Heiligen Vater, das Werk zu einem Weltverein zu erheben. „Se. Heiligkeit“, berichtete er, „ist gut unterrichtet und hofft reiche Früchte für die Kirche. Um aber die Bestätigung für die ganze Kirche schneller zu erhalten, empfiehlt der Papst, daß möglichst viele Ordinarien sich mit diesbezüglichen Bittgesuchen an ihn wenden.“

Zur selben Zeit bat auch *Kardinalprimas Hlond* von Polen im Verein mit 20 anderen polnischen Bischöfen um die römische Bestätigung.

Jetzt hielt *Bischof Aengenent* von Haarlem, in dessen Diözese das Krankenapostolat unter seinem Vorgänger, dem um die Bewegung hochverdienten *Bischof Callier*, ins Leben getreten war, den Zeitpunkt für gekommen, um einen entscheidenden Schritt zu tun. Dieser sollte das Krankenapostolat womöglich in alle Diözesen der Welt tragen. Mit seiner Empfehlung versehen, richtete Pfarrer Willenborg ein lateinisches Schreiben an sämtliche Residenzbischöfe und bischöflichen Präfekten des katholischen Erdkreises, in dem er bat, ein gemeinschaftliches diesbezügliches Gesuch an den Heiligen Vater zu unterschreiben. „Das Krankenapostolat ist ein wünschenswertes Hilfsmittel der Katholischen Aktion. Die Kranken können nämlich, da sie von der Katholischen Aktion ausgeschlossen sind, ihm beitreten und so sich als Laienapostel betätigen. Sie können durch christliche Geduld ihre Gebete und Schmerzen heiligen und dadurch den Segen des Himmels auf die gesamte Katholische Aktion herabziehen.“ Zur „Katholischen Aktion“ sollte damit ergänzend die „Katholische Passion“ treten.

410 Bischöfe, darunter 13 Kardinäle, zahlreiche Missionsbischöfe, Bischöfe verschiedener Riten unterzeichneten die Bitte. Ein kurzer Auszug zeigt, wie die Idee die katholische Welt zum großen Teil heute schon erobert hat.

Auszug der bittstellenden Diözesen.

A. Diözesen und Erzdiözesen.

1. Deutschland: Augsburg, Breslau, Freiburg, Hildesheim, Köln, Mainz, Münster, Osnabrück, Paderborn, Speyer, Würzburg.
2. Österreich: Linz, Salzburg.
3. Tschechoslowakei: Neutra, Königgrätz, Leitmeritz, Olmütz, Prag, Szepes.

4. Ungarn: Fünfkirchen (Pécs), Kalocsa, Veszprim.
5. Schweiz: Basel, Chur, Sitten.

B. Weitere Erzdiözesen.

6. England: Westminster.
7. Frankreich: Auch, Besançon, Cambrai, Lille, Paris.
8. Italien: Brindisi, Bologna, Camerino, Campagna, Catanzaro, Cosenza, Fermo, Genua, Messina, Modena, Palermo, Salerno, Syracus, Taranto, Trani, Trient, Udine, Vercelli.
9. Spanien: Granada, Maiorca, Zaragossa.
10. Portugal: Braga, Oporto.
11. Polen: Krakau, Lublin, Lemberg (Lateinischer Ritus; Griechisch-Ruthenischer Ritus; Armenischer Ritus), Posen, Wilna.
12. Griechenland. Naxos.
13. Kanada: Ottawa, Québec.
14. Vereinigte Staaten: S. Antonio (Texas), New-Orleans.
15. Mexiko: Guadalajara, Linares, Mechoacan.
16. Kleine Antillen: Port of Spain.
17. Guatemala: Guatemala.
18. Panama: Panama.
19. Kolumbien: Bogota.
20. Brasilien: Diamantina, Fortaleca, S. Paul.
21. Indien: Agra, Bombay, Kalkutta, Ernaculam, Madras, Simla.
22. Syrien: Balbek (Griechisch-Melchitischer Ritus), Damaskus (Syrischer Ritus), Tarabolus (Maronitischer Ritus), Zahle (Griechisch-Melchitischer Ritus).

Der Papst versprach, die Sache selbst in die Hand nehmen zu wollen. Er erhob die fromme Vereinigung „Apostolatus Infirmorum“ zu einer *Erzvereinigung* (Prima Primaria), der alle Kranken in der ganzen Welt beitreten können. Voraussetzung freilich ist, daß das Krankenapostolat zuerst in der Diözese des beitretenden Kranken kanonisch errichtet ist; ferner, daß der betreffende Ortsordinarius schriftlich seine Zustimmung zur Angliederung an das Erzapostolat zu Bloemendaal gibt (vgl. can. 723). Die Angliederung ist nötig, damit die Beitretenden die geistlichen Gnadenerweisungen erhalten (vgl. can. 722, § 1).

Ein weiteres Bittgesuch zwecks Erwerbung von Privilegien für die Leiter und von unvollkommenen und vollkommenen Ablässen für die Mitglieder läuft noch.

Unter dem Segen des Heiligen Vaters.

Im November 1929 überreichte Pfarrer Willenborg dem Heiligen Vater in einer *Audienz* ein künstlerisch ausgeführtes Kranken-Album mit der Geschichte des Werkes. Lächelnd betrachtete der Papst den Prachtband und den reichen Gnadenschatz, der da eingetragen stand. Gerührt und mit Nachdruck las er laut: „30.797 Kranke opfern dem lieben Gott ihre Leiden im Monat Dezember

für den Heiligen Vater auf.“ — „Sagen Sie“, so antwortete er darauf, „den Kranken, daß der Papst sehr dankbar ist. Leiden ist die höchste Form des Gebetes.“ Schon damals stimmte er zu, daß das Werk sich zu einer Weltandacht entwickeln solle.

Endlich erhob Pius XI. am 12. August 1934, wie schon angedeutet, die Fromme Krankenvereinigung von Bloemendaal zu einer *Erzvereinigung*. „Den jetzigen und künftigen Leitern der Erzvereinigung des Krankenapostolates erteilen Wir nach can. 722, 723 des Kirchlichen Rechtsbuches die Vollmacht, sich rechtmäßig alle religiösen Krankenvereinigungen anzugliedern, die unter derselben Leitung und unter demselben Titel in der ganzen Welt errichtet sind und errichtet werden. Desgleichen bevollmächtigen Wir sie, ihnen alle Ablass und geistigen Gnaden mitzuteilen, die der Apostolische Stuhl der Erzvereinigung gewährt hat oder gewähren wird.“

Möge nun in recht vielen Krankenstuben das kleine Kreuzchen des Krankenapostolates Trost und Segen verbreiten! „Christo confixus sum cruci.“

* * *

Redaktionsbemerkung: Zum gleichen Gegenstand erhalten wir noch von anderer geschätzter Seite eine Mitteilung, die wir hier anreihen:

Kranken-Apostolat.

Neben der Form des Kranken-Apostolates mit den Zentrale in Bloemendaal sind u. a. noch hervorzuheben das bereits 1921 gegründete „Kranken-Apostolat Unserer Lieben Frau von Bürglen“ in der Schweiz und die seit 1616 bestehende, 1866 zur Erzbruderschaft erhobene Vereinigung „Heil der Kranken — heiliger Josef — heiliger Kamillus“ mit dem Sitz in Rom. Letztere hat mit dem Apostolatsgedanken der Kranken noch die Besonderheit verbunden, auch Krankenseelsorger und Krankenfreunde als Mitglieder zuzulassen und sie zum Apostolat an den Kranken im Sinne der Seelsorgehilfe zu aktivieren. Diese Form hat neuerdings großen Anklang gefunden und wieder eine Art von Kranken-Apostolat angeregt, die geeignet ist, der Seelsorge unmittelbar wie mittelbar besser zu dienen; sie wurde bevorzugt beim Aufbau des Kranken-Apostolates in der Erzdiözese Freiburg i. Br. und — wieder mit einfühelndem Verständnis für die besonderen Verhältnisse und Aufgaben anders — in Österreich; Auskunft über jenen Aufbau gibt die Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe, Freiburg i. Br., Werthmannhaus, und über die österreichische Form das Katholische Kranken-Werk, Wien, XIII/9, Versorgungsheimstraße 72. Damit ist nicht einer unübersichtlichen Zersplitterung Vorschub geleistet, sondern die internationale Gemeinschaft wird gern bejaht — soweit sie überhaupt praktisch Wert und Bedeutung hat; nur wird in den letztgenannten Formen der pastorale Sinn und Hilfwert konsequenter wahrgenommen. Das ist um so wichtiger, als heute die Seelsorge ganz allgemein greift nach den Werten der Besinnung und Vertiefung, nach dem Gedanken des Opfers und Leides, nach den Methoden unmittelbarer Fühlungnahme mit dem Menschen.

Diese Verinnerlichung und Vergeistigung kommt aber am eindeutigsten im Raum der Krankenseelsorge zur Darstellung und Übung. Von dieser erwarten wir uns alle für die Gesamtseelsorge eine wesentliche Hilfe in der Besinnung auf den Menschen in seiner vitalen Not, in der Praxis persönlicher Erfassung, in der Wertung des Geistigen und Religiösen, im stärkeren Einbau der Sakramente in die Seelsorgetechnik. Gerade in diesem pastoralen Sinn will das Krankenapostolat im Katholischen Krankenwerk Wien für Seelsorger und Laienapostel verstanden werden und tätig sein.

Wien.

P. Dr Svoboda.

Ein Brief von † Dr Eduard Poppe an einen jungen Kaplan.

Von Dr Josef Rußwurm, Rom.

Am 10. Juni 1934 waren es zehn Jahre, daß zu Moerzeke, einem kleinen Dörfchen in Belgien, der Kurat des dortigen Schwesternhauses, Dr phil. Eduard Maria Johannes Poppe, starb. Er war ein heiligmäßiger Priester, der für die eucharistische Bewegung in Belgien und Holland in seinen nur acht Priesterjahren Unglaubliches geleistet, als Beter und Hostie, als Prediger und Schriftsteller, Seelenführer und Organisator! Das Volk verehrt ihn, den Mitbegründer des E. K. („Eucharistischer Kreuzzug“), als „heiligen Apostel der *Eucharistie*, der *Kinder* und der *Priester*“. Der Priesterbrief „Pater, sanctifica eos“ (1934 in Leutesdorf in deutscher Übersetzung erschienen), noch mehr aber die soeben (Februar 1935) herausgekommene deutsche Bearbeitung seines Lebensbildes¹⁾ geben Zeugnis von der Mission, die der mit 33 Jahren verstorbene Dr Poppe unter seinen Mitbrüdern und im katholischen Volke zu erfüllen hat, auch in unseren Landen. Wir machen mit wärmster Empfehlung auf die genannten Schriften aufmerksam und sind heute in der Lage, unseren Lesern einen *Originalbrief Dr Poppes in deutscher Erstveröffentlichung* zu bieten, der wertvolle pastoral-aszetische Gedanken enthält und das Priesterwirken an die Quelle der Fruchtbarkeit: die priesterliche Heiligkeit und *innere* Heilandsnachfolge, weist. Insoferne soll er auch im Rahmen unserer theologisch-praktischen Zeitschrift als durchaus am rechten Platze erscheinen: Wir wollen uns am priesterlichen Geiste des

¹⁾ *Eduard Poppe*. Mit Christus geopfert. Deutsche Bearbeitung der flämischen Biographie von Dr Jacobs durch Firmin H. M. Hehemann, Wien, Verlag des Johannesbundes Leutesdorf am Rhein, 224 Seiten.

heiligmäßigen Dr Poppe für all unser priesterliches Wirken neu entzünden! Möchte Dr Poppe seine große Mission auch an uns erfüllen!



Du fragst mich, was ich zu der vielen Arbeit meine, die Du mit Deinen Kindern und Deinen Kranken hast... Es ist schade, ja, daß der Tag nicht 48 Stunden hat und daß Du infolgedessen gezwungen bist, mitunter andere dringende Geschäfte hinauszuschieben. Das ist aber nun einmal so: die Sonne nimmt keine Rücksicht auf unsere Überlast an Arbeit und es ist nicht möglich, alles zu tun, was erwünscht wäre. Mache aber weiter, wie Du angefangen hast: laß das *Wichtigere* vorangehen. Von Deinen ersten Kaplansjahren hängt großenteils Dein weiterer Lebenslauf ab, und auch . . . die Ewigkeit! Dem ist so, lieber Freund, das ist eine Regel mit *sehr* seltenen Ausnahmen.

Betrachte darum *alle* Arbeit, welche Deine Obrigkeit Dir auferlegt, als von *Gott* verlangt: auch Deine mehr wirtschaftlich gerichteten Bemühungen,²⁾ die Dir „so zuwider sind“ und Dir soviel Schreibearbeit und Laufereien aufbürden! Ich hab' es nicht gerne, Freund, daß Du mit einem Anflug von Erbitterung darüber schreibst und so *menschlich* darüber urteilst. Nein, Dein *Priesterleben* wird dadurch nicht verloren gehen. — Ich gestehe es zwar gerne ein: die *Gefahr* der „Materialisierung“ und der „geistlichen Erschöpfung“ ist tatsächlich vorhanden; die Klagen und Beispiele anderer Mitbrüder sind sicher *Fingerzeige*, denen Du Rechnung tragen sollst: Gewiß! Beunruhe Dich aber nicht, Theodor, halte am *Gehorsam* fest und regle alles *ordnungsmäßig* in Deinem Priesterleben. Der *Gehorsam* macht alles verdienstlich, auch den kleinsten Federstrich, den Du für irgend einen Verein machst! Und die *Ordnung*, die Du beim Erfüllen Deiner vielseitigen Verpflichtungen und beim Abwickeln Deiner dringenden Geschäfte einhältst, wird bei Dir *der Gefahr in großem Maße vorbeugen*.

Was den letzten Punkt betrifft, bin ich hinsichtlich Deiner Person ziemlich beruhigt: *Dein geistliches Leben, Dein „Apostolat“ ist in guter Ordnung. Du lässest vorgehen, was wichtiger ist, und Du stellst zurück, was we-*

²⁾ Hier zählt Poppe in seiner drolligen, greifbaren Redeweise alle möglichen Vereine (z. B. auch den für günstigen gemeinsamen Einkauf von Düngemitteln u. s. w.) auf.

niger bedeutet; halte daran fest, das ist das Rettungsbrett:

Fülle erst Dich selbst, bevor Du Dich ergießt. Sorge erst für Dein eigenes geistliches Leben, um desto wirksamer für Deine „Schäflein“ sorgen zu können. „Laisser Dieu pour Dieu“ (Gott wegen Gott verlassen) ist wahrlich eine goldene Regel; sie steht aber nicht im Widerspruch mit dem Hauptgrundsatz alles priesterlichen Apostolates: „Chercher Dieu pour soi-même, afin de chercher les âmes pour Dieu“ (Gott für sich selbst suchen, um so Seelen für Gott zu suchen). Eben darum sage ich Dir: mach so fort, wie Du es tust, und sei beruhigt. Und halte Dich an der richtigen Ordnung Deiner Apostolatsarbeiten.

„Die Schulen und die Kinder an erster Stelle!“ so schreibst Du. Gut so, Theodor! So lernten wir es schon zu unserer Zeit in den Seminarvorträgen. Jawohl, unsere Hauptsorge soll den Kindern und den Kranken gewidmet sein. Sie sollen unsere mit Vorliebe gehegten und gepflegten Schäflein sein. Warum immer nach Kollegen und Nachbarn schauen? Du bist nicht beauftragt, über Kollegen zu urteilen; nirgends steht aber auch geschrieben, daß Du in allem Deinen Kollegen folgen mußt. „Urteile nicht“, sagt Jesus, „folge mir nach“, verlangt er. „Ich bin der Weg . . . Ich bin der gute Hirt . . .“

Also denn, lieber Freund, wenn Du noch einmal über die „vielen“ Stunden nachzugrübeln und nachzusinnen anfängst, welche Du auf die Vorbereitung Deiner Religionsstunden und auf Deine Besuche in den Schulen und bei den Kranken verwendest, mache dann nicht viel Federlesens, sondern denke: „Jesus war auch ein Kinderfreund; Jesus hatte auch eine besondere Vorliebe für Arme und Kranke. *Sufficit discipulo, ut sit sicut Magister.* Das ist klar, nicht wahr lieber Freund?

Übrigens haben wir auch ein wenig ein geistliches Interesse daran, es so zu machen. Das Apostolat bei den Kindern und den Kranken trägt mehr ein als irgend ein anderes. Keine Zeit ist für die Gnade besser geeignet als die Kinderjahre und die Zeit der Heimsuchung. Die Heiligen gingen wie instinktiv zur Jugend, um ihr Apostolat dauerhaft zu machen. — Schau mal, was nicht alles Philippus Neri, P. Chevrier, Don Bosco und P. Allemand mit von der Straße aufgelesenen Gassenbengeln und Abnormen erreicht haben! — Ist es nicht staunenswert, wie sie durch das Kinderapostolat mitunter ein

wahres Wunder der Erneuerung in einer ganzen *Generation* von Familienvätern und Hausmüttern wirkten!

Außerdem, Theodor, wir brauchen Berufe, und Berufe sät man im Religionsunterricht, auf den Schulbänken!

Sorge also ruhig für Deine *Kleinen*, lieber Freund. Die Zeit, welche Du auf sie verwendest, verzinst sich hoch. Nach zehn Jahren sind jene Kleinen schon erwachsene Pfarrkinder. Nach zwanzig Jahren sind die Kleinen die Familienväter Deiner Pfarrei, Deine Vereinsmitglieder, Deine Mithelfer; die Deinigen, ja, oder vielleicht die Deines Nachfolgers. Was verschlägt es, daß ein anderer mäht, was Du säest, wenn nur *Jesus* auf dem Felde reiche Früchte findet. Diese geistliche Uneigennützigkeit wird vom lieben Meister um so mehr gewürdigt und belohnt.

O, mein lieber Theodor, laß uns Kinderfreunde bleiben, geistliche Kinderfreunde. Wer sie liebt, hat sie! Und wer das Kind gewinnt, der hat die Zukunft!

Soll ich noch mehr sagen? Höre, ich habe es mehr als einmal erfahren: Willst Du die Eltern gewinnen, so Sorge für ihr *Kind*! Eines Tages begegne ich in der Stadt einem Fabrikarbeiter. Er grüßt mich höflich — es war nicht seine Gewohnheit, das zu tun. Ich grüße auch und gehe weiter. Am nächsten Tag begegne ich ihm wieder am gleichen Ort. Ich grüße und schaue ihn freundlich an. Ich sehe, daß er mir etwas sagen will. „Sie kennen mich doch wohl, Herr Kaplan? Ich bin der Vater der kleinen Bertha.“ „So, so? Sie sind der Vater der kleinen Bertha?“

„Sie hat mir erzählt, Hochwürden, daß Sie sie mit einem schönen Bildchen belohnt haben. Meine Frau und ich, wir beide waren froh! Sie lernt gut, nicht wahr, Hochwürden? Und abends kommt sie und erzählt alles, was Sie in der Stunde sagen und erklären. Wollen Sie wohl glauben, Hochwürden, daß die Kleine uns oft zum Staunen und zum Nachdenken bringt?“

Lieber Theodor, *dem* Mann bin ich bald darauf auch am Beichtstuhl begegnet. So haben die Kinder, ohne es zu wissen, mir mehr als einmal einen Fisch ins Netz getrieben.

Du bist erst einige Monate Kaplan. Nun denn, wenn Du im Glauben ausharrst in Deinem Umgang mit den Kindern, so wirst Du in einigen Jahren noch schönere Anekdoten erleben als ich.

Nun folgt, Theodor, ein letzter Rat. Er ist noch wichtiger als der vorhergehende. Er ist aber einer, der Dir nur nützen wird, wenn Du ihn mit einem lebendigen Glauben befolgst und ausnützeest. Glaubst Du, Freund, daß Du über Deine Pfarrkinder nichts vermagst ohne die *Gnade*? Glaubst Du, daß die Bekehrung und die Fortschritte Deiner Pfarrkinder die Frucht des *Gebetes* sind, und nicht nur das Ergebnis schöner Predigten und Abhandlungen?

Mein lieber Theodor, nimm dann Deine *Zuflucht* zu den Kleinen! Laß Deine Kinder in dieser übernatürlichen Weise auch *mitarbeiten*. Lehre Deine Kinder, mit Dir zu beten für die Schwerkranken; bitte sie um eine Kommunion für die monatlichen „Standescommunien“, die Du zur Blüte bringen willst. Lehre sie, ihre Launen in Abtötungen umzusetzen und sie aufzuopfern für die Wiederbelebung des Männerapostolates. Fange mit keinem Werke an, mein Lieber, ohne es zuvor durch Deine kleinen Apostel mit Gebet und Kommunionen *vorbereiten* zu lassen. Glaube, Theodor, glaube an die Kraft des Kindergebetes und handle nach diesem Glauben. Du wirst so glücklich sein!

Vernachlässige also auch die mehr materiellen Arbeiten nicht, nein, Theodor, keine einzige. Aber vor allem: vernachlässige Deinen „Kinder“-Verein nicht! Lieber Theodor, laß die Kleinen vorgehen!

Nun mache ich Schluß, lieber Freund, denn es ist Donnerstag Abend: sonst würde ich vielleicht vor lauter Schreiben die „Heilige Stunde“ vorübergehen lassen. Ich will nun selbst etwas Öl auf die Lampe gießen, *ne postquam aliis praedicaverim* . . .

Bis später! Deine Fragen über Seelsorgeangelegenheiten beantworte ich wohl mal ausführlich.

Nos cum prole pia benedicat Virgo Maria!

(Aus dem Flämischen von P. Dr M. O. van der Hagen O. Praem. und Dr J. R.)



Anhang: Deutsche Poppe-Bibliographie:

1. In deutscher Erstveröffentlichung anderswo erschienene *Poppe-Originalaufsätze* (u. a.):

„*Pater, sanctifica eos*“ (Inneres Leben und äußeres Apostolat) in „*Sanctificatio nostra*“ 1935, 193 ff., Maiheft (Nr. 5).

„*Unser Fasten*“ (Bußgesinnung und Abtötung). „*Katholische Kirchenzeitung*“, Salzburg 1935, 74 f. (Nr. 10 vom 7. März).

„*Wider Willen*“ (Über die priesterliche Armut). Bayerisches „Klerusblatt“ (Eichstätt) 1935, 129 ff. (Nr. 9 vom 27. Februar).

„*Hostia pro Hostia*“ (Eucharistie und geistliches Leben). „Die Schildwache“ (Basel) 1935, Nr. 36/37.

„*Offener Brief an die christliche Mutter*“ (Über die religiöse Erziehung). „Schildwache“ 1935, Nr. 18.

„*Der Geist des Eucharistischen Kreuzzuges*“ (Rettet das Kind). „Der Rufer“, Mai 1935, S. 135 ff., (Leutesdorf am Rhein). (Weitere Aufsätze im *Erscheinen*.)

2. Bereits in deutschen *Buchausgaben* vorliegende Poppe-Original-Arbeiten:

„*Eucharistische Pfarrseelsorge*.“ Verlag Abtei Windberg, Niederbayern, M. 1.20.

„*Pater, sanctifica eos!* Ein Brief an die Priester.“ Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein, M. —.40. (Weiteres in Vorbereitung.)

3. Arbeiten über Poppe in deutscher Sprache:

Dr Eduard Johannes Maria Poppe. Von Dr O Jacobs, Brüssel. Deutsche Bearbeitung von Firmin H. M. Hehemann, Wien. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf a. Rh., 224 Seiten, M. 4.—. (Vgl. die Besprechung von Dr Iru in „Schildwache“ 1935/28, „Poppe als Führer“.)

„*Eduard Poppe, der Herold der heiligen Eucharistie*.“ Von Firmin Hehemann, Leutesdorf, M. —.20 (1933).

Ferner die von *verschiedenen Zeitschriften* (z. B. „Korrespondenz des Priestergebetsvereines“ Wien, 1935/3 vom 15. März, S. 43 ff.) veröffentlichte kurze *Wesenszeichnung von Poppes Priesterpersönlichkeit und Priesterwirken* aus der Einleitung zum obengenannten Büchlein „*Pater, sanctifica eos*“. (In dieser Schrift auch *allgemeine Poppe-Bibliographie*.)

Meine lieben Skrupulanten.

Von Prof. P. Matthäus Kurz, Heiligenkreuz bei Baden.

Warum lieb? Die Abneigung der Priester gegenüber Skrupulanten ist nicht selten. Hat ja jeder seelisch gesunde Mensch einen angeborenen Widerwillen gegenüber so lästigen Eigenheiten, wie sie einem da begegnen; nicht selten kostet der Verkehr mit ihnen ja wirklich viel Zeit, viel Geduld, und schließlich ist der Erfolg — wie man hört — eigentlich doch nicht sehr hoch einzuschätzen. Also eine wenig fruchtbare Arbeit. — Weil diese Störung

angeblich bei Klosterfrauen öfter vorkommen soll, wird einem großen Heiligen die Äußerung nacherzählt, daß er lieber ein Regiment Rekruten abrichte, als daß er drei Klosterfrauen beichthöre. Der Scherzworte, die keine Schmeichelworte sind, gibt es darüber unter Priestern und Nichtpriestern nicht wenige und auch die Lehrbücher wissen nicht viel Angenehmes über diese Leute zu berichten. Wie kann man sie da auf einmal „liebe Skrupulanten“ nennen?

Das Gesagte ist alles richtig. Aber eben deshalb, weil es richtig ist, erhebt sich ein Hintergrund, der uns nachdenklich stimmt, und in der Seele erklingt ein Wort, das eine Art Zauberkraft hat: die Skrupulanten sind *Leidende!* Vielfach sind es Kranke. Es gilt für sie jedenfalls das Wort des seligen Heinrich Suso von der „unsäglichen Würde“ der Leiden; das Wort vom „königlichen Wege des Kreuzes“; das Licht des Glaubens zeigt sie uns in der Nachfolge des Herrn. — Wir wollen ihnen also doch auch einige Aufmerksamkeit schenken!

Die Vererbung. Die Statistiker sagen, daß etwa 70 v. H. aller Skrupulosität auf Vererbung beruhe. Wir werden über sie daher ebenso wenig scherzen oder Scherze dulden wie über von Geburt Blinde und Lahme, sondern ihnen mit einer ähnlichen Barmherzigkeit begegnen wie diesen. Für sie gibt es keine Asyle, keine Krankenhäuser, keinen Arzt, keine eigene Pflege wie für andere erbhaft Belastete. Häufig wissen sie von dieser Vererbung und der Gedanke: „Warum muß ich durch fremde Schuld leiden? Warum gerade ich?“ — der peinigt sie oft sehr.

Die ungerechte Beurteilung. Solche Gedanken sind ihnen um so qualvoller, als ihre Umgebung ihnen ihr Leiden nicht glaubt — oft genug auch in gebildeten, selbst in ärztlichen Familien. Eine solche Person kam einmal zu Pfarrer Kneipp, der ihren Zustand sofort erkannte und sagte: „Danken Sie Gott für Ihren frommen Sinn! Aber erwarten Sie sich ja kein Verständnis von Seite der Menschen!“ Ein Priester sagte: „Sooft ich den Kreuzweg bete, gedenke ich bei der ersten Station mit besonderer Herzlichkeit der Skrupulanten, die so besonders viel durch ungerechte Urteile zu leiden haben!“

Der Wert der Priesterhilfe. Er wird öfter von Priestern selber unterschätzt als von Laien. „Siebzig von Hundert erblich belastet — da läßt sich nichts machen!“ Diese Rede ist grundfalsch. Wie steht es — um einen

naheliegenden Vergleich zu machen — mit der Tuberkulose? Achtzig von Hundert erblich belastet! Aber wie viele davon können bei richtiger Behandlung durch ein Lebensalter wertvolle Mitglieder der Menschheit sein! Ein berühmter Spezialist sagte: „Wenn der Tuberkulose gut unterrichtet ist, ist er halb geheilt.“ Dies Wort gilt noch weit mehr von den Skrupulanten. Die Entwicklungsjahre sind für sie die schwersten. Aber haben wir den armen Mitbruder über diese Zeit glücklich hinweggebracht, steht er vor einer fruchtbaren Lebensarbeit, obwohl er in seinem Innern immer kränkeln wird. Besonders in vier Berufsarbeiten kann er ganz Tüchtiges leisten: als Jurist, als Arzt, als Erzieher und als Priester. Denn gerade von ihm kann man erwarten, daß er skrupulose Menschen richtig und liebevoll zu behandeln verstehen werde, wozu ja gerade in diesen Berufen Gelegenheit genug geboten ist.

Wir können aber durch unsere Hirtentreue nicht nur manches Gute erreichen — wir können viel Arges verhindern. Werden nämlich diese Leidenden vernachlässigt oder seelisch mißhandelt — was Wunder, wenn sich das dann rächt?

Die größte Auszeichnung. Eine hochgestellte englische Dame war in Berlin in einer Gesellschaft, wo die meisten Herren mit ihren Auszeichnungen geschmückt waren. Sie traf den Grafen Bismarck und bemerkte, daß er nur eine kleine Medaille trug. Darüber befragt, sagte er mit stolztem Lächeln: „Nanu! Das ist eben jene Auszeichnung, auf die ich am meisten stolz bin. Ich habe nämlich einmal mit eigener Lebensgefahr einem Ertrinkenden das Leben gerettet.“

Es ist leider nicht durchführbar, jenen Seelsorgern, die sich um die Skrupulosen erfolgreich bemühen, die dadurch verdienten Lebensrettungsmedaillen zu verleihen. Denn nicht nur schwere Geistesstörungen, sondern sogar Selbstmorde können die Folge einer unverständigen oder einer lieblosen Behandlung sein. Die Arbeit des Priesters wird sich noch segensreicher gestalten, wenn er die Gelegenheit hat, auch auf die Umgebung des Kranken aufklärend und vor allem geduldstärkend einzuwirken. Auch hier ist es wichtig, zum Zwecke der Aufmunterung darauf hinzuweisen, daß ja in der Regel nach Überwindung der Entwicklungsjahre der schwerste Teil der Arbeit geleistet ist.

Büßerleben. Die Hirtenliebe zu verlorenen und wiedergefundenen Schäflein wird es uns erleichtern, wenig-

stens jenen Skrupulanten Geduld zu schenken, die nach ihrer Bekehrung auf solche Weise geläutert und vor Rückfällen bewahrt werden.

Antonius, der lange Jahre nicht gebeichtet hatte, kämpfte nach seiner Bekehrung mit der Ängstlichkeit, ob es nicht eine Vernachlässigung der göttlichen Gnade sei, wenn er nun nicht wenigstens jeden dritten Tag, noch besser jeden Tag beichte. — Pater Benno, der durch viele Jahre die Rubriken allzuleicht genommen hat, wird nun ein Rubrikenskrupulant. So geht öfter durch Gewohnheitssünden der rechte Maßstab des Gewissens verloren und nur mit bußfertiger Geduld kann er wieder „erarbeitet“ werden. Kann erarbeitet werden! Vielleicht! Vielleicht auch nicht.

Wer würde solchen Schäflein die Hilfe versagen wollen? Es ist so schön, da Arzt und tröstender Engel zu sein.

Priesterschuld. Wohl noch enger sind wir jenen Seelen verpflichtet, die durch die Schuld von Priestern mit solchen Leiden behaftet sind. Im allgemeinen können wir ja zu unseren Gläubigen sagen: „Durch das Evangelium habe ich euch gezeugt!“ Aber haben wir acht, daß sich nicht unsere Sünden auf unsere geistlichen Kinder vererben! Rigorismus, noch mehr aber Laxismus kann in ihrer Seele zu Skrupeln führen.

In den Achtzigerjahren ist in einem Orte des Waldviertels Mission gehalten worden: die Missionäre waren ebenso gelehrte wie fromme Priester; aber die Bitte des Pfarrers, die Eigenart der Leute beachten zu wollen, welche nun einmal eine etwas allzumilde Beurteilung mißverstehen könnten, ist mit Lächeln übergangen worden. Wirklich hat die allzu milde Praxis viel Skrupeln erzeugt. Nach Schluß der Mission hat ein Großteil der Gläubigen gebeten, die Missionsbeichte wiederholen zu dürfen. Einige Personen haben längere Zeit gebraucht, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. — Ganz gewiß sollen wir einer mehr rigorosen Bevölkerung mit der Zeit das Gewissen besser schulen, es richtigstellen; aber das geht nicht gleichsam über Nacht! Ist nun hierin von unerfahrenen Priestern des Guten zu viel getan worden, müssen wir in der Nacharbeit wohl das Ansehen derselben zu schonen bedacht sein, aber doch das sittliche Urteil wieder richtigstellen.

Das Charisma der Skrupulantenführung. Der gottselige Bischof Johann Michael Sailer von Regensburg

hatte in besonderem Grade die Gnade der Beruhigung der Gewissen. Sie ist ihm aber nicht vom Himmel zugeflogen gekommen, sondern er hat sich's zum Teile auch bitter verdienen müssen, wie seine Lebensgeschichte zeigt. (Von Wilibrord Schlags; Hermann Rauch, Wiesbaden.)

Es heißt da S. 24: „In stiller Gottesfurcht und in wohlbewahrter Unschuld herangewachsen, verlor ich in der bedeutendsten Angelegenheit auf einmal das Richtmaß des gesunden Urteiles . . . Ich sah Sünde, wo keine war — sah große Sünde, wo nur geringe war, und gleich einem unmündigen Kinde konnte ich weder über Gesetz noch über Sünde noch über Buße nach der Wahrheit entscheiden. Mein ganzes inneres Leben war weiter nichts als Gewissenszweifel . . . Diese Gewissensunruhen wurden dadurch vermehrt, daß ich, die Eingebungen gutmeinender Frömmigkeit für Einsprechungen des Heiligen Geistes haltend, neben dem Joch des mißverstandenen Gesetzes nun auch das Joch selbstgemachter Einsprechungen zu tragen hatte.“

In dieser Not hat Sailer den richtigen Beichtvater erhalten, der ihn in kurzer Zeit zu heilen vermochte.

Bücherhilfe. Ganz gewiß haben gerade in solchen Dingen Bücher auf gesunde und auf kranke Seelen einen großen Einfluß; aber auch die besten Bücher können schaden, wenn der Seelenführer fehlt; denn wenn die Neigung zu Skrupeln nun einmal vorhanden ist, sind einem Buche gegenüber Mißverständnisse denn doch viel leichter möglich als gegenüber einem priesterlichen und väterlichen Freunde. Selbst das vorzügliche Buch von Lehen „Über den Frieden der Seele“ kann sich nur unter priesterlicher Leitung voll auswirken.

Jene zahlreichen Stellen der „Nachfolge Christi“, wo von der geistigen Blindheit die Rede ist, vom Mangel an Selbsterkenntnis, von der schwierigen Unterscheidung zwischen den Bewegungen der Natur und der Gnade, sie alle drohen — so richtig und so wertvoll sie auch an sich sind — zu Keimen von Mißverständnissen zu werden. Der Heiland hat eben zur Führung der Seelen nicht ein Sakrament der Bücherweihe, sondern das der Priesterweihe eingesetzt.

Auch dafür ist uns das Leben Sailers ein schönes Beispiel. Er erzählt weiter:

„In dieser Schule hart mitgenommen und lange umhergetrieben, fand ich nach vier Jahren endlich — in der

Mitternacht — einen erleuchteten Gewissensfreund, der mir mit dem Ausdrucke seiner Liebe das Herz abgewann. Allmählich lernte ich ihm glauben, trauen, gehorchen — und das Gewissen stellte seine Rügen ein. Er wollte, um das Übel durch eine Radikalkur zu ertöten, mein unmündiges Urteil selbst mündig machen. Zu dem Zwecke führte er mich auf die Quelle meiner Ängstlichkeit zurück und zeigte mir, daß aus der Unmündigkeit des Urteiles und aus dem Gutmeinen, das keinen Führer als sich selber hat, all die marternden Zweifel entstanden seien.“

Gewiß! Es kann auch der Beichtvater nur selten so durchgreifend helfen, wie es bei Sailer der Fall war; aber das eine ist sicher, daß wir vor allem den Heilwert der Lektüre auf diesem Gebiete nicht überschätzen dürfen.

Das Echo katholischer Radiopredigten.

Von P. Salvator Maschek O. M. Cap., Mels (Schweiz).

Berichte aus dem Leben großer Kanzelredner, die 20.000 bis 30.000 Zuhörer hatten, wie Berchtold von Regensburg, Antonius von Padua, Johannes Capistranus, machen heute keinen großen Eindruck mehr. Ein Mitbruder, der im *Studio Bern* seit etwa vier Jahren regelmäßig Radiopredigten hält, sagte mir, er dürfe ohne Übertreibung mit mindestens 200.000 tatsächlichen Zuhörern rechnen.

Überaus interessant ist das *Echo dieser Radiopredigten*, welche zum Teil allgemein christliche, zum Teil spezifisch katholische Themen behandelten. Vor mir liegen etwa 150 Briefe aus dem Hörerkreis des Schweizer Senders Beromünster an einen bekannten Radioprediger. Sie stammen meist aus der Feder von Protestanten, die das Wort Gottes als Mittelpunkt ihres Gottesdienstes besonders hoch schätzen und auf welche die katholische Klarheit und Überzeugungskraft einen besonders tiefen Eindruck macht.

Was sich aus dieser Radiokorrespondenz an praktischen Erkenntnissen gewinnen läßt, könnte man in drei Gedankengruppen zusammenfassen: Wirkungen — Voraussetzungen — Folgerungen.

Wirkungen:

Die erste Wirkung der katholischen Radiopredigt ist *Klärung und Vertiefung des Glaubenslebens*: „Sie er-

freuten uns mit einer erhabenen und lehrreichen Predigt. Schönen Vorträgen mißt auch der Laie, der einfache wie der gebildete, großen Wert bei“ (ein Postbeamter in Zürich). — Ein protestantischer Bauer aus dem Zürcher Unterland legt die Gedankengänge ausführlich dar, die ihm zufolge einer Radiopredigt über „Bereitschaft“ gekommen sind. Es zeigt sich, daß auch der einfache Mann durch gediegene Predigten zum Nachdenken angespornt wird. — Ein Katholik aus der Zürcher Diaspora schreibt dem besagten Prediger: „Jetzt ahne ich erst die ganze Schönheit unseres Glaubens!“

Eine zweite Hauptwirkung dieser Predigten ist *Ermunterung und Bestärkung im Guten*: Eine Kranke aus dem Kanton Bern berichtet: „Ich habe viel durchgemacht, aber die Trostworte Ihrer Predigt haben mich immer wieder aufgerichtet. Auch mein Arzt dankt Ihnen; er hat schon oft mitgelauscht.“ — Eine Ärztin bittet um Abschrift der Predigt für sich und ihre Kranken. — Kurgäste aus einem innerschweizerischen Hotel schreiben: „Mit guten Vorsätzen gehen wir morgen heim . . .“ — Ein Hörer aus dem Aargau berichtet, die letzte Predigt habe Friede und Erbauung bewirkt. — Eine Laienschwester im Krankendienst dankt für die Predigt und nimmt sich vor, sich ihrem Berufe wieder mit besonderer Treue zu widmen. Was kann man eigentlich von einer guten Predigt mehr erwarten? — „Glaube, Friede und Hoffnung sind wieder in meine zweifelnde Seele eingekehrt“, schreibt eine gebildete Hörerin und meint zugleich: „Was muß es doch für eine beglückende Freude sein, auch bei den Zuhörern solche Geständnisse auslösen zu können!“

Selbst *Bekehrungen* sind die Frucht packender Radiopredigten und beweisen, daß der Segen Gottes auch auf dieser Art der Verkündigung des Evangeliums ruht: So bittet ein Herr aus der Hauptstadt um eine Sprechstunde für seinen irrenden Sohn, da dieser aus der letzten Predigt schließt, der Prediger werde auch ihm helfen können. — Ein armer Sünder, wie er sich selber nennt, hat zum ersten Male bei einer Radiopredigt wieder Tränen bekommen. Es war das Thema vom Guten Hirten . . . Unwillkürlich denkt man, ob nicht eine Art Volksmission im Rundfunk durchgeführt werden könnte oder doch eine Predigtreihe „für Suchende und Ringende“.

Die Radiopredigten sind nicht nur selber ein *Apostolat*, sondern drängen auch die Hörer zu apostolischer

Tätigkeit. — Oder was will das anderes heißen, wenn ein Hotelbesitzer schreibt, er möchte die Radiopredigten auch seinen Angehörigen zukommen lassen. — Ein Pfarrer wünscht die Drucklegung einer Predigt und bestellt gleich 50 Exemplare. — Ein protestantischer Herr will eine Predigt über das Vaterland in hunderttausend Exemplaren auf eigene Kosten drucken lassen und dieselbe überallhin versenden, besonders unter antimilitaristische Geistliche seines Bekenntnisses — natürlich in der Schweiz. — Eine Frau im Bündner Oberland bittet um die Abschrift der Predigt, um sie ihren Kindern auf den Lebensweg mitgeben zu können. — „Das Radio erfüllt ein modernstes Apostolat“, schreibt ein Luzerner; und mit Recht begrüßt ein Mitbruder den Prediger auf einer Karte als Radioapostel.

Hebung der konfessionellen Gegensätze, Achtung vor der Kirche und ihren Vertretern ist auch eine nicht zu unterschätzende Wirkung der Radiopredigt: Ein Buchdrucker im Berner Gebiet erklärt, das erste Mal im Leben eine katholische Predigt gehört und nun einen ganz anderen Begriff vom katholischen Geistlichen, besonders vom Ordensmann, bekommen zu haben. — „Gott sei Dank, daß er uns so gute Priester geschenkt“, bemerkt eine Hörerin aus dem St. Gallischen. — Ein Berner Oberländer protestantischen Bekenntnisses dankt für die Betonung und Betätigung des Brudersinnes in der Predigt. — Eine Glaubensgenossin desselben kann nicht umhin, wie die Frau im Evangelium, den Prediger selig zu preisen: „Sie sind ein echter Jünger Jesu; Ihnen ist das Himmelstor jetzt schon geöffnet!“ — Ein Berner erklärt: „Obwohl ich Protestant bin, möchte ich doch die Bemerkung beifügen, daß vor allem die katholische Kirche erkannt zu haben scheint, welch wertvolles Hilfsmittel zur Verkündigung des göttlichen Wortes uns im Radio gegeben ist und daß sie sich bemüht, ihren Zuhörern nur das Beste zu bieten.“ — Eine Protestantin bittet um den Priestersegen, nachdem sie eine Predigt über die Gnadennittel gehört hat.

(Es ist wohl zu merken, daß diese Briefe zum Teil erst Wochen nach der Predigt geschrieben wurden, also nicht nur der Niederschlag einer Augenblicksbegeisterung sind.)

Wenn man bedenkt, welch ein gewaltiger Zuhörerkreis der Rundfunkpredigt lauscht, kann man sich vorstellen, wie weit sich ihre Segenswirkungen ausbreiten. Ganze Häuser hören zu. Einer erzählt's dem andern. Die

Predigt wird zum Gesprächsgegenstand, und zwar allermeist im wohlwollenden Sinne, wie aus zahlreichen Zuschriften erhellt.

Die größte Wohltat ist die Radiopredigt für solche, die sonst nicht Gelegenheit haben, das Wort Gottes anzuhören, für Kranke und deren Pflegepersonal, für alte Leute und weit Entfernte. So berichtet eine Familie aus Frankreich, es sei ihr eine doppelte Freude, in fremdem Lande und so weit von der Kanzel entfernt, in der Muttersprache regelmäßig das Wort Gottes zu hören.

Das Köstlichste in der ganzen Radiokorrespondenz ist das Brieflein eines Solothurner Kindes, das dem Radioprediger berichtet, es habe den Radioapparat umarmen wollen, als es die bekannte Stimme des Paters darin hörte.

Voraussetzungen:

Daß die Predigt im Rundfunk solche Wirkungen hervorbringt, setzt allerdings ein inhaltlich und stilistisch gepflegtes und sorgfältig vorgetragenes Kanzelwort voraus. Auch das erhellt aus vielen Zuschriften:

Viele rühmen die *Gediegenheit* der Predigten. Protestanten lesen die Schriftstellen nach und finden, daß wirklich das *Wort Gottes* gepredigt wurde. — Ein Zuhörer aus Freiburg im Breisgau erklärt sogar, eine Marienpredigt, die er im Rundfunk gehört, als Betrachtungsstoff benützen zu wollen.

Dabei wird mit Genugtuung hervorgehoben, daß die Predigten sehr *lebensnah* seien: „Dank und Segenswunsch für die treffende moderne Predigt“, schreibt ein Geistlicher aus Appenzell. — Ein gebildeter Hörer berichtet direkt ans Studio in Bern im Namen einer großen Zuhörerschaft: „So wie er es versteht, die Zuhörer in fast atemloser Folge zu halten, kann wirklich nur ein in allen heutigen Weltwirrnissen einsichtiger Mensch.“ — *Anschaulichkeit und Klarheit* ist etwas, das alle, auch die gebildeten Zuhörer lieben: „Die Beispiele, die Sie anführten aus Weltgeschichte oder Leben, machen Ihre Predigten lehrreich und interessant“ (aus Zürich). — Ein Akademiker in der Ostschweiz stellt mit Genugtuung fest, „wie wunderbar klar und verständlich“ der Prediger gesprochen habe. — Ein Beamter aus der Innerschweiz: „Mit all den aus dem Leben und der Natur gegriffenen Beispielen steigerten Sie die Aufmerksamkeit.“

Das Allerwichtigste und Eindrucksvollste ist jedoch *die innere Überzeugung und das Feuer*, das aus den Predigten spricht. Es bewahrheitet sich das Wort Fedor Stepuns: „Eine Wahrheit, ohne Glauben verteidigt, muß einer inbrünstig verteidigten Lüge erliegen.“ Hier natürlich im umgekehrten und gesteigerten Sinn: Eine inbrünstig verteidigte Wahrheit siegt über alle Lüge und nimmt die Menschen gefangen. — So spricht zum Beispiel ein Korrespondent den Wunsch aus, „daß alle Seelsorger der Welt mit solch überzeugenden Worten predigen würden“. — „Die tiefernsten Worte blieben nicht ohne Eindruck“, berichtet eine Hörerin aus Bern. — „Frisch, überzeugend, packend“, charakterisiert ein Pfarrer die letzte Predigt. — „Tief ergriffen vom heiligen Feuer und den flammenden Worten“, schreibt einer nach der Predigt über Gebet und Arbeit. — „Gedanken und Form werden sehr geschätzt“, berichtet eine Korrespondenz aus der Ostschweiz.

Folgerungen:

Angesichts dieser Tatsachen kann man sich der *Bedeutung der katholischen Radiopredigt* nicht verschließen. Es kann unmöglich mehr einer sprechen, wie noch kürzlich ein Kanonikus irgendwo gesprochen, „man solle die Sache dem Teufel überlassen“. Vielmehr wird man dem französischen Geistesmann beipflichten, der den Ausspruch getan: „La radiophonie est un don magnifique de Dieu — Der Rundfunk ist eine herrliche Gottesgabe.“ Diesen Ausspruch hat unser Radioprediger an einem Danksonntag — im Dezember 1931 — zum Grundgedanken seiner Predigt gemacht und mächtigen Beifall gefunden. Unter den beistimmenden Zuschriften finde ich sogar noch eine Karte von — mir. — Was Father Coughlin in Detroit durch seine Vorträge in Nordamerika erreichte, läßt sich, zusammengekommen, auch hier durch die gläubige, gediegene, schöne und vor allem lebensnahe und hinreißende Radiopredigt erreichen.

Die Erfahrungen, die unser Radioprediger macht, die Ergebnisse der Korrespondenz, die er bekommt, lassen sich zu einem eigentlichen *Lehrgang der Rundfunkhomiletik*, ja der Kanzelberedsamkeit schlechthin ausarbeiten. Es zeigt sich, daß die Hauptsache an einer rechten Predigt der gediegene Inhalt, die Klarheit und Anschaulichkeit, die Lebensnähe, auch eine schöne Form, verbunden mit einem gefälligen Vortrag, vor allem aber die innere Ergriffenheit ist.

Wir dürfen das Radio ruhig überall empfehlen, sollten aber zugleich das Volk anleiten, es richtig zu benützen, den Schund im wahren Sinn des Wortes auszuschalten und das Beste nur sich und den Angehörigen auszuwählen. Dazu haben wir in der Schweiz die Radioberatungsstelle des Katholischen Volksvereines, die regelmäßig in unseren Blättern das Hörenswerteste von allen musikalischen, wissenschaftlichen und unterhaltlichen Darbietungen der verschiedenen Sender bekanntgibt. Auch der Bund katholischer Radiohörer der Schweiz hat seine sehr praktische Bedeutung. — Ob ein eigener katholischer Sender die Möglichkeit gäbe, an ebenso viele Nichtkatholiken heranzukommen, ist eine Frage für sich.

Pastoralfälle.

(Protestantisches Taufen.) Bei der klaren, längst entschiedenen Tauffrage erwarte kein Leser neue Offenbarungen zur kirchlichen Lehre. Aber angenehm mögen Beobachtungen auf dem Gebiete unserer Überschrift sein, die die Sache beleuchten und bei Zusammenstößen in der Seelsorge mit den andern die Entscheidung erleichtern. Legen wir also den Nachdruck auf das „brevis via per exempla“ und schenken wir uns lange Erörterungen über die quaestio juris.

*Protestantische Taufe ein Weihehindernis?*¹⁾ Am 19. März 1861 standen im Dom von Paderborn die Presbyterandi vor dem Bischof. Er hielt die übliche Ansprache und schloß mit den Worten: „Si quis igitur habet aliquid contra illos, pro Deo et propter Deum cum fiducia exeat et dicat.“

Da tritt einer aus der Zahl hervor und sagt: „Reverendissime Domine, Diakon Hensen ist von einem protestantischen Geistlichen getauft und nicht wiedergetauft; ist das kein Hindernis der Weihe?“

Bischof Konrad Martin antwortet rasch und bestimmt: „Das ist kein Hindernis!“ Andreas Hensen wird geweiht und hat alle andern an Ordensauszeichnungen und Priesterjahren übertroffen; er starb als diamantener Jubilar zuletzt in bona pace et sana mente.

Bischof Martin kannte die Zuverlässigkeit protestantischer Pastoren von damals im Gebiete der Diaspora; er sah hier einen vor sich, der schon 24 Jahre als Katholik die Sakramente empfangen hatte und nun das sechste empfangen sollte. So hielt er

¹⁾ Dies Beispiel ist mir mündlich von meinem Pfarrer erzählt, der bei den 1861ern war.

sich an: „Rebaptizare catholicum immanissimum scelus est.“ (S. Aug. ep. 23 ad Maximin.)

Auf Anfrage teilt soeben ein Konvertit, der jetzt nach dem Kriege Priester wurde, mit: „Ich bin von einem alten lutherischen Pastor getauft, dessen Taufe *ich* für sicher gültig halte. Unser Divisionspfarrer taufte mich aber sub condicione bei der Konversion wieder. Die Taufe bei den Reformierten meines Wirkungskreises findet nur als allgemeine Besprengung der meist in großer Zahl anwesenden Kinder statt, einmaliges Aussprechen der Taufformel für alle.“ (29. 5. 35.)

Protestantische Taufe und Ehesakrament. Pfarrer A. S. schrieb schon zweimal an den protestantischen Pastor einer Konvertitin aus Pommern um ihren Taufschein wegen der bevorstehenden Trauung mit einem Witwer. Keine Antwort. Das Ordinariat hatte dem Pfarrer S. gesagt: „Bekommen Sie nach dem zweiten Gesuch keinen Taufschein, so wenden Sie sich an uns.“ — Nun ist morgen schon Beichte, erste heilige Kommunion und Trauung. Sein Ordinarius könne ihm da auch nicht helfen, sagte unser Pfarrer in grauen Haaren und telegraphierte am Vorabend an den Propst von St. Hedwig in Berlin: „Halten Sie die Taufe vom protestantischen Pfarrer in N. im Jahre 18 . . zur Trauung für gültig?“ Die baldige Antwort war: „Quoad matrimonium censeo esse validum.“

Der Propst war mit den Verhältnissen in Pommern gut bekannt, kannte auch die Handlungsweise der eigenen Diözese Breslau und löste die Schwierigkeit wie angegeben. Der Fall liegt 38 Jahre zurück. Ob man heute in Berlin so entscheiden kann?

Der protestantische Pastor dispensiert vom Symbolum. Dr. Lubarsch, † jüdischer Arzt in Berlin, berichtet in seinem „Bewegtes Gelehrtenleben“, S. 545: „Achtzehn Jahre alt, wollte ich mich taufen lassen, wie meine Schwester es bei ihrer Hochzeit getan hatte. Mein Vater war mit meinem Schritt einverstanden. Ich hatte aber Gewissensbedenken, das apostolische Glaubensbekenntnis abzulegen, weil ich an einen Teil der Sätze nicht glauben konnte und glaubte. Ich wandte mich an Pfarrer zweier verschiedener Richtungen; an den liberalen Prediger Köllreuter, bei dem meine Schwester getauft war, und an Adolf Stöcker, den Antisemiten, die beide, wenn auch mit sehr verschiedener Begründung, meine Bedenken zu zerstreuen suchten. Trotzdem konnte ich meine Bedenken nicht überwinden, sondern trat erst über, als ich durch den Pfarrer Kalthoff erfuhr, daß in seiner Gemeinde die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses *nicht* erforderlich sei.“

In derselben nachsichtigen Gemütsart befand sich in Köln der als Prediger gefeierte protestantische Pfarrer Jatho, der es

offen von der Kanzel herab sagte: „Wenn mir da ein Kind zur Taufe gebracht wird, kann ich mich nicht dazu verstehen, anzunehmen, daß so ein kleines Wesen etwas wie eine Erbsünde auf sich haben soll.“

Wenn der König Taufpate ist. Der heiligen Taufe geziemt Ehrfurcht von allen Anwesenden. In der Schloßkapelle zu Berlin war Taufe. Friedrich II., Maria Theresias großer Feind, gehörte zu den Paten. Um Seine Majestät auszuzeichnen, gibt der Priester ihm die brennende Taufkerze in die Hand. Nun beginnt der Hofprediger seine Taufrede, ernst, feierlich, und für die hohen Gäste, die man so selten beisammen hatte, auf eine Stunde berechnet. Die lange Dauer reizt den König, er wird unruhig; der Prediger kürzt nicht ab. Da auf einmal fängt durch das Ungeschick des Königs das leichte Mull- und Spitzenzeug um das Kind zu brennen an. Ein Aufschrei der Frauen, der Prediger stockt, er schließt. Das Feuer ist glücklich gelöscht, dem Kinde ist nichts geschehen; es soll nun getauft werden. Da sagt Friedrich: „Ich habe es schon mit Feuer getauft!“ — Der bibelfeste Pastor aber antwortet: „Majestät, aber nicht mit dem Heiligen Geiste“; und nimmt das Taufwasser zum Aufgießen.

Bewahren wir unter allen Umständen die Ruhe wie dieser Domine. Um Protestanten „als Paten“ nicht zu verletzen, läßt man sie die Kerze oder sonst etwas halten, so fühlen sie sich geehrt; im übrigen gelten die Vorschriften der Kirche über die Befähigung zur Patenschaft, wie sie jeder Geistliche kennt.

Die gedrückte Stimmung des Altlutheraners schwand. „Warum taufen denn die Katholiken alle Konvertiten wieder?“ fragte Pastor S. den katholischen Geistlichen, der sich als Aushelfer in einem Seeheim für Kinder als Ortspfarrer vorstellte. Unser Mitbruder antwortete: „Herr Pastor! Wen Sie und Ihr Nachbar getauft haben, den taufen wir nicht wieder. Jeder Mensch kann gültig taufen, selbst ein Heide oder Jude, so lehrt die katholische Kirche. Was Sie von der Taufe lehren und wie Sie taufen, bürgt für die Gültigkeit Ihrer Taufe.“ Da atmete der Mann erleichtert auf. Er hatte geglaubt, die Kirche erkenne das protestantische Taufen grundsätzlich nicht an, und war nun froh, daß man sein Taufen für gültig hielt. Er taufte nämlich mit der genauen Formel durch Aufgießen des Taufwassers mit der hohlen Hand. Seine älteste Tochter mischte sich mit der Frage in das Gespräch, warum der Vater sie Dorothea getauft habe, der altmodische Name könne ihr nie gefallen. „Du warst unser erstes Kind und aus Dank gegen Gott nannten wir dich so, denn dein Name ist griechisch und bedeutet Gottesgabe, deshalb.“ Warum sollte ein so frommer Prediger nicht gültig taufen?

Das Taufen aus der hohlen Hand war in Übung bei diesem und den andern lutherischen Pfarrern jener Gegend. Das läßt

einen Fall hier einfügen, der katholisch ist und eigentlich nicht hieher gehört, aber doch paßt er zur Sache. X. Y. war von jeher ein Skrupelmensch, besonders wegen seiner Taufe, da der Pate gesagt hatte, es sei bei ihm „nicht richtig gemacht“; der Küster hätte das Wasser aufgegossen. Er tritt ins Kloster ein, nimmt seinen Taufzweifel mit und bringt ihn vor die Klosterobern. Die entscheiden: soll sub condicione wiedergetauft werden, was auch geschieht.

Der Fall wird aber dem noch lebenden Geistlichen bekannt, der „es nicht richtig gemacht“ hätte. Dieser nimmt die Sache sehr ernst und beschwert sich beim Ordinarius über die Klosterobern. Er erklärt, er habe die Taufe stets so gespendet, daß ihm der Küster das Wasser in die hohle Hand geschüttet und er es dann dem Kinde auf den Kopf gegossen habe; was dabei „nicht richtig“ wäre?

Wie steht's bei den Anglikanern mit der Taufe? Man glaubt mit Grund, die englischen Protestanten, zumal die eigentlichen Anglikaner, seien bei der Taufe zuverlässig, da sie viel mehr vom alten Glauben und seinen Übungen bewahrt haben, als die deutschen Protestanten. Wir wollen sehen.

Unter „Protestant Baptisms“ liegen Ausschnitte vor aus der „Catholic Times“, unserm größten Blatte in England; somit fahren wir mit der Reihe der Fälle fort.

M. B. ist bei einer protestantischen Taufe. „Etliche Jahre sind es her, daß mir der Bischof eine Kirche anwies, wo die Katholiken noch keine Pfarrwohnung hatten. Die Armut meiner Leute nötigte mich, in einem protestantischen Hause eine Wohnung zu mieten. Während ich da bin, wird der Familie ein Kind geboren und weil mein Zimmer das gute Zimmer der Leute war, so fragten sie sehr höflich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn es für die Spendung der Taufe benützt würde. Durchaus nichts! Es wäre mir sogar lieb, wenn ich bei der heiligen Handlung zugegen sein könnte. So habe ich den hisce oculis gesehen, wie der protestantische Domine die Taufe spendete. Und was sah ich?

Erstens las er aus der Apostelgeschichte den Abschnitt von dem Diakon Philippus und dem Eunuchen vor.

Zweitens hielt er darüber eine endlose Ansprache, worin er klar machte, daß er die Taufe für einen frommen Brauch hielt, das sei sie und nichts mehr: „That and nothing more.“ — Was ich nachher an dem Kinde getan habe, weiß Gott und meine Schwester. Vielleicht tat ich unrecht, aber ich folgte in dem Augenblicke meinem Gewissen.

Ein Anglikaner taufte ein sterbendes Kind und behauptete, es gut gemacht zu haben, „weil ich das Wasser über den Kopf

des Kindes gegossen und dabei gesagt habe: „In the name of the Father and of the Son and of the Holy Ghost.“

Nun suchte ein „Sacerdos“ zu beweisen, das Sakrament wäre ungültig gespendet, weil ausgelassen sei: „I baptise thee...“ Gegen diesen trat nun W. H., ein Anglikaner, auf und schrieb: „So mangelhaft unterrichtet der anglikanische Klerus in Spendung der heiligen Riten sein mag, so kann ich doch nicht glauben, daß einer bei der Taufhandlung so schrecklich nachlässig wäre (appallingly neglectful), die Worte: ‚Ich taufe dich‘ auszulassen.“ Der Mann hätte sich gewiß nicht im Wesentlichen geirrt, wie gewisse Sekten sprechen: „Im Namen Jesu taufe ich dich.“ Daß aber das Gießen des Wassers nicht bei den Worten geschehen müsse: „Ich taufe dich“, ergäbe sich doch aus dem katholischen Gebetbuch: garden of the soul, worin drei Kreuzchen anzeigen, daß es bei Vater, Sohn, Heiliger Geist zu tun sei.

Das protestantische Taufregister mangelhaft. Nach dem Tode des anglikanischen Erzbischofs Tait ging das Gerede, der Herr sei nie getauft worden. Unter „Nota bene“ wurde die Sache wie folgt aufgeklärt: „Die Mitteilungen der ‚Church Times‘ (protestantisch) sind nicht genau. Es ist festgestellt, daß Dr Tait bei seiner Geburt die Nottaufe empfing durch einen Presbyterianer, dem Geistlichen Dr Macknight. Als Urkunde dafür hat man nur eine Aufzeichnung in der Familienbibel. Macknight trug Nottaufen nicht ins Kirchenbuch ein. Hinzu kommt, daß die Eltern des Kindes nicht zu seiner Presbyteralkirche, sondern zu der Episkopalkirche gehörten und ihm nur befreundet waren.“ Auch darum keine Eintragung!

Welche Folgen es haben kann, wenn Kirchenbücher nachlässig geführt werden, zeigt

der Fall Königin Viktoria. Nach dem Ableben der Königin Viktoria (1904) schrieb „Daily Post and Mercury“, Liverpool, es sei kein Bericht von einer Taufe der Königin aufzufinden, die doch 60 Jahre das Oberhaupt(!) der englischen Kirche gewesen wäre. Der Fall ist so bedeutend, daß der Wortlaut hier stehe: „Es scheint, daß die Staatsregister und Archive nach Beweisstücken dieser Art ohne Erfolg durchsucht sind, und was noch auffallender ist: kein Hofbericht in Zeitungen bringt Nachricht von irgend einer religiösen Feierlichkeit aus Kindheit und Jugend der verstorbenen Königin.“ (Also auch keine Konfirmation?) Nach „Daily Post and Mercury“ ist diese Unterlassung in der ganzen englischen Geschichte seit der Normannenzeit (1066—1154) der einzige Fall dieser Art.

Die „Catholic Times“ von 1908, der wir diese Nachricht entnehmen, schreibt dazu: „Wie immer die Sache mit der Taufe der verstorbenen Königin liegen mag, sicher ist, daß bei verschiedenen protestantischen ‚Bekenntnissen‘ die Taufhand-

lung vernachlässigt oder ganz unterlassen wird. In ihren kirchlichen Erziehungshäusern wird den künftigen Geistlichen die Wichtigkeit des Taufsakramentes nicht genug eingeschärft; man übernimmt die Pflichten des Pastors ohne klaren Begriff ihrer Notwendigkeit oder der Art, wie man tauft.“ — Diese Behauptung unseres Blattes ist ganz genau bewiesen durch den

Fall König Eduard VII. Lord Braye, ein Konvertit, bringt in seiner Selbstbeschreibung,²⁾ S. 308—309, über die Taufe des ältesten Sohnes der Königin Viktoria folgendes:

„Der verstorbene Bischof Dr Brindle, der den Unterricht und den Übertritt der Königin von Spanien, Viktoria Eugenie, Prinzessin von Battenberg, leitete, ist Zeuge für den Bericht.“ Zur Taufe des Kronprinzen Albert Eduard 1841 waren zwei anglikanische Würdenträger eingeladen. Um sich in die hohe Ehre beim künftigen Thronfolger zu teilen, verabredeten sie, daß der eine das Wasser über das Kind ausgießen, der andere aber die Taufformel sprechen sollte. Und es geschah. So war Materie und Form nicht von derselben Person angewendet und damit das heilige Sakrament nicht gespendet worden. Aber die Vorsehung wachte über das königliche Kind. Sie fügte es, daß eine belgische Katholikin bei Hofe war, die der großen Feierlichkeit beiwohnte. Diese bemerkte den schweren Fehler der beiden hohen Geistlichen in der heiligen Handlung und berichtete es nachträglich der Königin allein. Viktoria gab die Erlaubnis, daß die Taufe an dem Kronprinzen heimlich wiederholt wurde. Wer jetzt richtig taufte, das hat Lord Braye überhört oder vergessen, jedenfalls ist durch eine Katholikin die Gültigkeit des Taufsakramentes bei Eduard VII. gesichert und auch das ist sicher, er wußte drum. Da Bischof Dr Brindle durch die Vorbereitung der Prinzessin zum Religionswechsel am Hofe eingeführt war, wagte er eines Tages beim Könige die Bemerkung: „You Sir, Know, that you were baptized a Catholic.“ Bezeichnend ist die Antwort Eduards: „How did you that get out? Wie haben Sie das erfahren?“ (Wörtlich: „Wie haben Sie das herausbekommen?“)

Starb Eduard VII. als Katholik? Lord Braye schreibt darüber: Mai 1910 verschied der König in der Morgenfrühe. Er war kürzlich noch in Lourdes gewesen, wo er an der Grotte eine große Kerze geopfert habe. Fest steht, daß P. Forster S. J. von der Palaststraße freien Zugang zum Schlosse des Königs hatte, weil er Seelsorger der katholischen Angestellten des Hauses war. Es hätte also keine Schwierigkeit gehabt, zum Sterbezimmer des Königs zu kommen. Eduard war sehr gütig und aufmerksam gegenüber Katholiken in seiner Umgebung, sorgte z. B. dafür,

²⁾ Fewness of my days by Lord Braye, London 1927. Sands & Co 15 Kingstreet W. C.

daß Gespanne bereitstanden für solche, die zur heiligen Messe wollten, auch werktags. Wenn man P. Forster über eine Konversion Eduards fragte, antwortete er mit aller Diplomatie: „I wish, I could say, it was true.“ — Er wünschte also, seine Lippen wären nicht versiegelt (l. c. p. 283—284).

St. Augustin, Priesterseminar S. V. D. *Aug. Jos. Arand.*

(Italienisches Konkordat und deutsche Ehe.) Theresia M., geboren am 18. März 1894 zu R., Diözese B. in Deutschland, heiratete als Reichsdeutsche den Österreicher Rudolf H., Bankier, geboren am 21. April 1890 zu N., Diözese B. Beide waren katholisch. Der Ziviltrauung in der Heimat der Braut folgte am selben Ort die kirchliche Trauung am 30. Oktober 1917.

Durch die Ehe mit Rudolf wurde Theresia österreichische Staatsbürgerin (Hofdekret vom 23. Februar 1833), und verlor ihre deutsche Staatsangehörigkeit. Der Geburts- und Wohnort von Rudolf wurde infolge des Versailler Vertrages Italien einverleibt. Während des Krieges weilte Rudolf als Offizier an der Ostfront und kam dann in russische Gefangenschaft. Wegen der unsicheren Zukunft infolge des Krieges hatten die Gatten mit gegenseitigen Einverständnis darauf verzichtet vor Abschluß des Friedens miteinander ehelich zu verkehren. Als nun Rudolf aus der Gefangenschaft zurückkehrte, optierte er für Italien und bezog seine alte Wohnung in N., Diözese B., Neuitalien. Seine Frau folgte ihm in die neue Heimat; sie war während der Kriegszeit in Deutschland bei ihren Eltern geblieben. Da stellte sich nun heraus, daß Rudolf, der infolge des Krieges und namentlich infolge der Gefangenschaft stark an den Nerven gelitten hatte, nicht mehr in der Lage war, mit seiner Frau den ehelichen Verkehr auszuüben. Trotzdem blieb Theresia, um den Schein der Ehe zu retten, jahrelang bei Rudolf und wohnte mit ihm wie mit einem Bruder zusammen. Doch auf die Dauer ließ sich dies unnatürliche Verhältnis nicht mehr aufrecht erhalten. Im Einverständnis mit dem Manne bat Theresia den Heiligen Vater um Dispens a rato et non consummato. Diese Gnade wurde gewährt am 10. Februar 1929. Theresia blieb aber italienische Staatsbürgerin, da sie zivilrechtlich noch mit Rudolf verheiratet war. Trotzdem aber begab sie sich nach Deutschland, um dort eine Lebensstellung sich zu verschaffen, was ihr bei der Unkenntnis der italienischen Sprache in Italien kaum möglich war. Zudem hoffte sie in Deutschland leicht eine Stellung zu erhalten, da ihr Vater ein hoher Staatsbeamter war, und sie selbst kurz vor der Heirat das Staatsexamen in Philologie mit Auszeichnung bestanden hatte. Doch da erhob sich sofort die erste Schwierigkeit, die Theresia nicht geahnt hatte: sie konnte als italienische Staatsangehörige nicht in deutschen

Staatsdienst treten. Einen Lichtblick gewährte das Konkordat mit Italien. Art. 34 bestimmte, daß der kirchlichen Dispens a rato et non consummato auch die bürgerlichen Wirkungen einer geschiedenen Ehe zuerkannt werden, nachdem der zuständige Appellationsgerichtshof darüber befunden hat. Die Dispens wird sodann in das Zivilehereregister eingetragen. (A. A. S. 1929, Bd. 21, S. 290 f.) Zu Artikel 34 gab zunächst der italienische Staat mit Gesetz vom 27. Mai 1929 — Gesetzeskraft vom 8. August 1929 — Ausführungsbestimmungen (a. a. O., S. 364 ff.); es folgten die Weisungen der Heiligen Sakramentenkongregation; sie erhielten ebenfalls Gesetzeskraft am 8. August 1929 (a. a. O., S. 351 ff.). Nach dem Grundsatz: *lex non respicit retro*, mußten Übergangsvorschriften erlassen werden hinsichtlich jener Ehen, welche vor diesen Bestimmungen geschlossen, aufgelöst oder dispensiert worden waren. Solche Vorschriften für den Übergang zum neuen Konkordat sind auch erfolgt. Da die Ehe Rudolf-Theresia am 10. Februar 1929 dispensiert wurde, fiel sie unter die Übergangsvorschriften. Die Sakramentenkongregation bestimmte unter n. 58: mit Zustimmung beider Gatten kann die Ehe auch bürgerlich geschieden werden, obgleich die kirchliche Dispens vor dem 8. August 1929 gegeben wurde; nur muß der Instanzenweg gewahrt werden: die zuständige Kongregation übermittelt das Indult der Dispens a rato et non consummato der Apostolischen Signatur; nach Prüfung der Tatsachen- und Rechtsfrage überweist die Signatur das päpstliche Dekret dem zuständigen Appellationsgerichtshof (n. 49). Dieser verleiht der päpstlichen Dispens bürgerliche Wirkungen, d. h. er erklärt die dispensierte Ehe als bürgerlich geschieden (n. 22 des italienischen Gesetzes).

Auf Grund dieser Bestimmungen wandte sich Theresia an die zuständige bischöfliche Kurie in Deutschland mit der Bitte, bei der Heiligen Sakramentenkongregation die Anerkennung der Dispens von seiten des italienischen Staates einzuholen. Der Prokurator der betreffenden Diözese in Rom erhielt die Antwort: es handelt sich in dem Ehefall Rudolf-Theresia *um eine Ehe, die 1917 in Deutschland geschlossen wurde; das Konkordat betrachte nur Ehen, die eben in Italien geschlossen seien*, und dies in Konformität mit den bestehenden Staatsgesetzen. Für diese Auffassung sprach nicht nur Art. 34 des Konkordates, wo die Rede ist vom „*Stato Italiano*“; nicht nur die Übergangsvorschriften des italienischen Staates, die eben *italienisches* Staatsgesetz sind, sondern vor allem die Instruktion der Sakramentenkongregation zum Konkordat. Die Instruktion wendet sich an die „*Ordinari e parroci d' Italia*“, redet von den „*parrocchie d' Italia*“, von „*parroci e gli ufficiali dello stato civile*“, von „*applicazione delle nuove norme che regolano l' istituto matri-*

moniale in Italia“. Mit dieser Erklärung gab sich der Rechtsbeistand, den Theresia sich in Rom gewählt hatte, nicht zufrieden; er vertrat den Behörden gegenüber folgenden Standpunkt: durch die Einverleibung der Heimat des Mannes in das italienische Staatsgebiet und durch das Domizil, das Rudolf dasselbst hatte und nach dem Krieg wieder bezog, wurde die Ehe Rudolf-Theresia eine Ehe „in Italia“; also kann auf dieselbe das Konkordat angewandt werden. Auf diese Tatsache hingewiesen, legte die Kongregation das Bittgesuch von Theresia der Apostolischen Signatur vor mit dem Ersuchen, beim zuständigen Appellationshof des Königreiches die nötigen Schritte zu unternehmen; was auch geschah. Wie stellte sich der Appellationshof zur Frage? Gemäß den Bestimmungen vom 27. Mai 1929 und 1. Juli 1929 müssen *beide Teile* in die Dispens des matrimonium ratum et non consummatum einstimmen. Daher wurde Rudolf aufgefordert, sich über seine Zustimmung zur staatlichen Anerkennung der kirchlichen Dispens zu äußern. Der Mann gab dazu seine Einwilligung. Sodann verordnete der Appellationsgerichtshof eine analoge Anwendung des Art. 5 des italienischen Ausführungsgesetzes, das also bestimmte: Die Ehe, welche nach den Bestimmungen des kanonischen Rechtes vor dem zuständigen katholischen Geistlichen geschlossen wurde, erfreut sich vom Tage der Trauung an der Wirkungen einer bürgerlich geschlossenen Verbindung, sobald sie in das Zivil eheregister eingetragen ist. Infolgedessen wurde die Ehe Rudolf-Theresia als Ehe zweier katholischer Italiener, die in der katholischen Kirche geheiratet haben, in das Trauregister des Staates eingetragen. Damit war diese Ehe formell eine italienische Ehe. Der Appellationshof konnte daher dieser dispensierten Ehe die bürgerlichen Wirkungen anerkennen, d. h. sie als aufgelöst erklären auch im Bereich des italienischen Staates. Tatsächlich wurde das Urteil in diesem Sinne am 31. Oktober 1932 ausgesprochen. Der Appellationshof teilte darauf der Apostolischen Signatur mit, daß er der vom Papste dispensierten Ehe Rudolf-Theresia die bürgerlichen Wirkungen anerkannt habe. Die Apostolische Signatur teilte dem zuständigen Bischofe von Theresia in Deutschland die Tatsache mit, um die Eintragung ins kirchliche Trauregister zu machen.

Neue Schwierigkeiten erwarteten die arme Theresia; in Italien galt Theresia als *ledig, kirchlich und staatlich*. In Deutschland dagegen galt sie vor dem Staate noch als verheiratet wegen ihrer zivilen Trauung an ihrem Wohnsitz in Deutschland; es galt nun, die Anerkennung des italienischen Urteilsspruches in Deutschland durchzusetzen. Doch niemand wollte das Urteil des italienischen Appellationshofes anerkennen. Das Standesamt von R., wo Theresia getraut worden war, weigerte sich,

Theresia als ledig in das Register einzutragen. Man kann den Standesbeamten begreifen: die Entscheidung des Appellationshofes war durch die Apostolische Signatur der bischöflichen Behörde, nicht dem Standesamt direkt oder indirekt mitgeteilt worden; ferner dürfte ihm zum erstenmal im Leben eine Dispens a rato et non consummato begegnet sein; erst ganz neu mußte ihm die Anerkennung einer solchen Dispens durch den italienischen Staat vorkommen; geradezu unbegreiflich kam es ihm vor, daß er als deutscher Staatsbeamter ein solches Urteil anerkennen sollte und eine deutsche Ehe, wie er meinte, als aufgelöst betrachten auf Grund einer päpstlichen Dispens. Der Standesbeamte weigerte sich daher, Theresia als ledig zu betrachten. Der ruhigere Amtsrichter, aufgeklärt über die Bedeutung einer Dispens a rato et non consummato und deren Anerkennung durch den italienischen Staat, befahl die Eintragung ins Standesregister. Das Standesamt wollte sich damit nicht zufrieden geben und drohte mit Appellationen an das Landesgericht, ja nach Umständen an die oberste Behörde. Durch vernünftiges Zureden wurde endlich der Standesbeamte beruhigt. Waren seine Schwierigkeiten berechtigt? Teilweise sicher. Das deutsche Recht kennt ja nicht die Dispens a rato et non consummato; ferner war die Anerkennung einer solchen Dispens durch den italienischen Staat etwas ganz Neues; es fehlte jeder Präzedenzfall; der Fall Rudolf-Theresia war in Italien auch der erste dieser Art gewesen. Meines Erachtens kann nur durch Analogieverfahren die Ehe Rudolf-Theresia in Deutschland als gelöst betrachtet werden; die Ehe Rudolf-Theresia, *durch päpstliche Dispens gelöst und als solche vom italienischen Staate anerkannt, muß als eine in Italien geschiedene Ehe betrachtet werden*; in Deutschland kann eine Ehe *dem Bande nach nur dann geschieden werden*, wenn sowohl das *Heimatsrecht*, dem der Mann zur Zeit der Klageerhebung unterworfen ist (hier *Italien*), wie die *lex fori* (hier *Deutschland*) eine Ehescheidung *dem Bande nach* kennt. Italien anerkennt die Lösung dem Bande nach kraft des Konkordates für folgende Fälle: Dispens a rato et non consummato; Auflösung eines non consummatum durch professio votorum sollemnium. Doch ist in Deutschland eine Scheidung in concreto nur dann zulässig, wenn nach jedem der beiden Rechte ein Scheidungsgrund besteht; für Theresia bestand ein Scheidungsgrund in Deutschland kraft § 1333: „Eine Ehe kann von dem Ehegatten angefochten werden, der sich bei der Eheschließung über solche persönliche Eigenschaften des anderen Gatten geirrt hat, die ihn bei Kenntnis der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe abgehalten haben würden.“ Zu diesen Eigenschaften gehört auch die dauernde Beiwohnungsunfähigkeit, ob sie auf körperlicher oder

psychischer Ursache beruht (Knecht, Handbuch des katholischen Eherechtes, S. 374, Note 6). Italien hatte einen Grund der Scheidung in der päpstlichen Dispens a rato et non consummato. Deutschland kann auf Grund dieser Tatsachen die Ehe Rudolf-Theresia als geschieden betrachten. Diese Auffassung würde dem Geiste des Haager Abkommens 1904 gerecht: „Abkommen zur Regelung des Geltungsbereiches der Gesetze und der Gerichtsbarkeit auf dem Gebiete der Ehescheidung und der Trennung von Tisch und Bett, Art. 1 und 2.“ „Die Ehegatten können eine Scheidungsklage nur dann erheben, wenn sowohl das Gesetz des Staates, dem sie angehören (Gesetz des Heimatstaates), als auch das Gesetz des Ortes, wo geklagt wird, die Scheidung zulassen. Auf Scheidung kann nur geklagt werden, wenn sie in dem zu beurteilenden Falle sowohl nach dem Gesetze des Heimatstaates der Ehegatten als auch nach dem Gesetze des Ortes, wo geklagt wird, sei es auch aus verschiedenen Gründen, zulässig ist.“

Rom (S. Anselmo).

P. Gerard Oesterle O. S. B.

(Ehe — Weiheprozeß und Pfarrbücher.) Italo P. und Maria M. schlossen im Jahre 1932 eine Ehe, die mit der Trauung in der Kirche sofort ihr Ende fand; denn es kam aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht zu einem ehelichen Leben. Der Mann bat daher um Dispens a rato et non consummato. Da erhoben sich zwei Schwierigkeiten. Im Taufbuch fand der Pfarrer unter dem angegebenen Datum nicht einen Italo P., sondern eine Ida P. Die Mutter des Italo wurde vernommen und gefragt, ob sie eine Tochter mit dem Namen Ida geboren hätte. Sie erklärte, nie eine Tochter dieses Namens und dieses Alters gehabt zu haben. Wie kam nun Ida P. ins Taufregister? Die Mutter gab folgende Erklärung: der Taufspender war ein Amerikaner; die Taufpaten waren wie das Kind und dessen Eltern italienischer Herkunft; die Taufpaten nannten das Kind Italo. Der Spender des Sakramentes verstand Ida. So kam Ida statt Italo ins Taufbuch. Der kirchliche Richter forderte ferner einen Auszug aus dem Trauungsbuch. Vergebens. Die Trauung war überhaupt nicht vermerkt worden, obwohl das Datum der Trauung und der Ort genau von dem Kläger angegeben worden waren. Der Traupriester hatte es unterlassen, für die Eintragung Sorge zu tragen. Die Eltern von Italo konnten als Trauzeugen den Akt der Trauung am bestimmten Tage, in der bestimmten Kirche, vor dem bestimmten Priester bezeugen.

Ein Priester war von der Verpflichtung des Zölibates auf Grund von can. 214 gelöst worden; er wollte sub secreto an einem weitentlegenen Orte getraut werden und bat sich vom zuständigen Pfarrer als Traupriester einen Pater aus, der ihm beim Prozeß behilflich gewesen war. Die Trauung sollte am

Montag stattfinden. Der Bischof hatte das Zeugnis des status liber abgegeben, ohne zu erwähnen, daß A. kraft Entscheid der Heiligen Sakramentenkongregation vom Zölibat gelöst sei; der Pater hatte absichtlich auch davon geschwiegen. Der Pfarrer hatte die Taufscheine der Brautleute eingefordert. Auf dem Taufschein des Bräutigams war nun vermerkt: A. ist katholischer Priester. Der Pfarrer, der zur Trauung delegiert hatte, war ganz bestürzt und machte Schwierigkeiten. Es lagen auch hier Fehler vor: der Bischof hätte im Zeugnis des status liber bemerken sollen, daß A. rechtmäßig vom Zölibat entbunden sei; ferner hätte der Bischof den Pfarrer des Geburtsortes von A. benachrichtigen sollen, daß A. nicht mehr zum Zölibat verpflichtet sei.

In solchen Fällen lernt man die hohe Bedeutung einer trefflichen Führung der Pfarrbücher kennen.

Rom (S. Anselmo).

P. G. Oesterle O. S. B.

(Eine Eheangelegenheit aus den Missionen.) Berta fällt vom Glauben ab und heiratet vor dem Gerichte heidnisch den Heiden Nero. Zehn Jahre später heiratet dieser Nero wieder vor dem Gerichte die Protestantin Mika. Das war im Jahre 1930. Im Jahre 1933 läuft Berta dem Nero weg. Dieser klagt beim Gerichte. Das Gericht verurteilt die Berta, fordert sie auf zu ihrem Manne zurückzugehen, anderenfalls sie mit Stockhieben bestraft wird. Berta nimmt die Stockhiebe entgegen und will zeitlebens mit Nero nichts mehr zu tun haben. Sie geht zu ihren Eltern, lebt dort ein und ein halbes Jahr fromm und will die heiligen Sakramente empfangen. Mika wird dem Nero untreu, vergeht sich mit einem anderen Heiden, so daß Nero sie weggagt aus seinem Hause. Nero will sich bekehren, Christ werden, und die Berta nun kirchlich heiraten.

Quid ad casum?

Zum ersten Teile der Frage muß zunächst verwiesen werden auf can. 2314, Cod. jur. can., der bestimmt: „Omnes a christiana fide apostatae et omnes et singuli haeretici et schismatici incurrunt ipso facto excommunicationem.“ Dieser Exkommunikation ist auch Berta durch ihren Glaubensabfall verfallen. Die Absolution von dieser Kirchenstrafe ist eine Voraussetzung ihrer Zulassung zum Empfang der heiligen Sakramente. Den Weg zur Vereinigung mit der kirchlichen Gemeinschaft weist derselbe Kanon im § 2: „Absolutio ab excommunicatione de qua in § 1, in foro conscientiae impertienda, est speciali modo Sedi Apostolicae reservata. Si tamen delictum apostasiae, haeresis vel schismatis ad forum externum Ordinarii loci quovis modo deductum fuerit, etiam per voluntariam confessionem, idem Ordinarius, non vero Vicarius Generalis sine

mandato speciali, resipiscentem, praevia abiuratione iuridice peracta aliisque servatis de iure servandis, sua auctoritate ordinaria in foro exteriori absolvere potest; ita vero absolutus potest deinde a peccato absolvi a quolibet confessario in foro conscientiae. Abjuratio vero habetur iuridice peracta cum fit coram ipso Ordinario loci vel eius delegato et saltem duobus testibus.“ Daß Berta einen guten Willen hat, daß also quoad dispositionem keine Bedenken obwalten, geht aus ihrem Verhalten nach der Flucht von ihrem heidnischen Manne hervor. Sie läßt lieber über sich die Prügelstrafe ergehen, als noch weiter mit ihm zusammen zu sein, und führt nach der Rückkehr zu ihren Eltern bereits durch ein und ein halbes Jahr hindurch ein frommes Leben. Es sind dies gewiß verlässliche Zeichen einer wahren „resipiscentiae“, dank welcher sie zu den heiligen Sakramenten zugelassen werden kann nach Absolvierung der vor genannten Zensur.

Nun soll diese Berta ihren früheren Mann kirchlich heiraten. Der Heide Nero will sich bekehren, Christ werden. Diese Bekehrung zur katholischen Religion vorausgesetzt, hat eine Eheschließung der Berta mit dem katholisch gewordenen Nero keine kirchengesetzlichen Schwierigkeiten mehr. Die Fragen zivilrechtlicher Natur müssen vor dem Gerichte des Landes geregelt werden. Berta kann den Nero ohne weitere Formalitäten heiraten, da ja ihre erste Ehe mit diesem Nero ungültig war, denn can. 1099 besagt: „Ad statutam superius formam (gemeint ist die zur Gültigkeit der Ehe notwendige kirchliche Trauungsform) servandam tenentur: 1. Omnes in catholica Ecclesia baptizati et ad eam ex haeresi aut schismate conversi, licet sive hi sive illi ab eadem postea defecerint, quoties matrimonium ineunt.“ Kirchenrechtlich war die katholisch getaufte Berta mit Nero nicht verheiratet und der zu vollführende Eheabschluß zwischen ihr und Nero ist der einer gewöhnlichen kirchlichen Trauung.

Schwarz, Tirol.

Dr P. Pax Leitner O. F. M.

(Heilung einer ungültigen Ehe.) X, kaufmännischer Reisender, verheiratet, in Jugoslawien wohnhaft, hat sich 1925 ununterbrochen über drei Monate in Deutschland aufgehalten. Seine Frau liebte unterdessen mit einem anderen Manne zu Hause, er aber, der Reisende, hatte in Deutschland eine reiche Braut, von ihm gravida facta. Um die Schande zu verdecken und reiche Mitgift zu erhalten, schlossen sie in aller Form bald die kirchliche Ehe. Aber schon nach vierzehn Tagen kam die neue Frau im gemeinsamen Haushalte auf die Spur, daß ihr Mann bereits verheiratet ist. Nach weiteren vier Wochen kam aus Jugoslawien die Nachricht, daß seine erste Frau, vom

Schlage gerührt, gestorben ist. X hat nun der zweiten Frau alles bekannt, sie um Verzeihung gebeten und hat nun mit ihr weiter in ehelicher Gemeinschaft gelebt. Nicht lange nach dem Tode der ersten Frau übersiedelte X nach Jugoslawien und wandte sich nun an den Pfarrer, damit seine Eheangelegenheit in Ordnung gebracht würde. — Was hat der Pfarrer zu tun, bezw. wie wird er vorgehen müssen?

Nach meinem Dafürhalten liegt bei der endgültigen Regelung der Eheangelegenheit das *impedimentum criminis* vor, weil X nicht sofort nach dem Bekanntwerden des Todes der ersten wahren Frau das sündhafte Zusammenleben mit der Frau in Deutschland aufgegeben hat, also es einer bischöflichen Dispens für die Schließung der Ehe bedarf; sodann muß für die zweite Frau, da sie aus Deutschland ist, ein Ehefähigkeitszeugnis herbeigeschafft werden, damit die in Jugoslawien beabsichtigte Eheschließung für diesen Staat rechtliche Gültigkeit haben wird, und endlich muß die Ungültigkeit der in Deutschland geschlossenen Ehe dem betreffenden Pfarramte in Deutschland, wo die Ehe geschlossen worden ist, bekanntgegeben werden.

So weit der Fragesteller. Was die erste Behauptung, das Vorhandensein des *impedimentum criminis*, anbelangt, so ist zu antworten, daß nach dem Tode der ersten rechtmäßigen Frau ein Ehebruch nicht möglich war, somit das Ehehindernis des Verbrechens nicht mehr entstehen konnte. Anders liegt die Sache für die Zeit zwischen der zweiten und sechsten Woche; *wußte* die zweite Frau, daß ihr Mann bereits verheiratet ist, *und* verkehrte sie trotzdem geschlechtlich mit ihm, so ist, nach dem kanonischen Rechte, das Ehehindernis des Verbrechens entstanden, sonst nicht. Bloßes Wittern, Vermuten u. s. w. genügt nicht. Damit hängt auch die Notwendigkeit, bezw. die Unnotwendigkeit der Dispens zusammen, die der Bischof auf Grund des can. 1045, § 2, eventuell erteilen kann.

Die Herbeischaffung eines Ehefähigkeitszeugnisses für die Scheinehefrau ist allerdings notwendig, wenigstens in Slowenien, Dalmatien, Kroatien und Slawonien, jedoch nicht für die Gültigkeit der geplanten Ehe; die Gültigkeit hängt vielmehr vom Umstande ab, daß der Ehe kein dirimierendes staatliches Ehehindernis entgegenstehe.

Ob die Ungültigkeit der in Deutschland geschlossenen Ehe dem Trauungspfarramte in Deutschland bekanntgegeben werden muß? — Der Pfarrer kann dies nicht, höchstens das Ordinariat, nach gerichtlicher Feststellung der Ungültigkeit; jedoch ist eine solche Feststellung zum Zwecke der Konvalidation gar nicht notwendig, es genügt vollkommen die Feststellung durch den Pfarrer. Wohl wird man die durchgeführte Konvalidation der

wegen bestehenden Ehebandes nichtigen Ehe dem Trauungspfarramte in Deutschland anzeigen.

Alles in allem hat der Pfarrer bei der Konvalidation der Ehe, namentlich für den staatlichen Bereich, genau so vorzugehen, wie wenn die Ehe zum ersten Male geschlossen werden sollte. Einzelne vorbereitende Akte können allerdings in Wegfall kommen. Die Trauung selbst hat der Pfarrer ins Trauungsbuch unter fortlaufender Nummer einzutragen.

Marburg a. d. Drau.

Prof. Dr Vinko Močnik.

(Erlöschen die vom Bischof verliehenen Fakultäten durch Erledigung des bischöflichen Stuhles?) Folgender Kasus wurde zur Beantwortung eingesandt: Titus hat von seinem Ordinarius bis auf Widerruf die Fakultät, von bischöflichen Reservaten zu absolvieren. Der Ordinarius stirbt. Es fragt sich nun: 1. Ist durch dessen Tod die Fakultät erloschen? — 2. Gelten für diese Fakultät die Normen der *iurisdictio iudicialis* oder die der Gnaden? — 3. Darf man sich bei vorhandenem Zweifel für die Gnade entscheiden oder muß man den Tutorismus anwenden?

Ad 1. Alle Fakultäten wie auch sonstige Gnaden (*beneficia*) sind nach der *Regula iuris* 16. in VI^o an und für sich dauernd verliehen, der Verleiher kann jedoch ihre Gültigkeit auf bestimmte oder unbestimmte Zeit einschränken, was aus den beigefügten Klauseln ersichtlich sein muß. Die Klausel kann lauten: Bis zu meinem Tode. Es ist klar, daß in diesem Falle die Fakultät mit dem Tode des Verleihers erlischt. Andere Klauseln haben nur dann dieselbe Wirkung, wenn der Verleiher die Dauer der Fakultät von seinem Willen abhängig machte; das ist nach der allgemeinen Lehre der Kanonisten der Fall, wenn die Klausel lautet: *ad beneplacitum nostrum*; *ad arbitrium nostrum*; *donec voluero*, nicht aber, wenn die Klausel lautet: *ad beneplacitum Sedis*; *donec revocavero*. Somit lautet die Antwort auf die erste Frage: Negative.

Ad 2. Die Fakultät im vorliegenden Falle bedeutet eine *potestas delegata*, und zwar eine *potestas iurisdictionis delegata*; über diese handeln die can. 199—207, in denen jedoch kein Unterschied gemacht wird zwischen der *potestas iudicialis* et non *iudicialis* seu *potestas iurisdictionis contentiosa* et non *contentiosa* (*voluntaria*). Für beide Arten der *potestas iurisdictionis delegata* gelten die nämlichen Grundsätze, namentlich bezüglich des Erlöschens infolge der beigefügten Klauseln (can. 207, § 1, in fine). Es ist deshalb nicht ganz klar, wieso die Frage aufgeworfen werden konnte, ob für die in Rede stehende Fakultät die Normen der *iurisdictio iudicialis* (nach der Ausdrucksweise des Fragestellers) oder die der Gnaden gelten. Vielleicht schwebte dem Fragesteller der Schlußsatz des can. 61, auf den sich ja

can. 207, § 1, beruft, vor Augen. Allein er gilt bloß für Fakultäten, die in der Form eines Reskriptes erteilt wurden, aus dem vorgelegten Kasus ist es aber nicht ersichtlich, ob die Fakultät, von den Reservaten zu absolvieren, mündlich oder schriftlich erteilt wurde. Weiters muß es sich um eine *potestas alicui facta concedendi gratiam* handeln, die Absolution von den Reservaten, wie überhaupt von Sünden und Zensuren, kann aber nicht gut eine *gratia* genannt werden, da sie *positis ponendis* gegeben werden muß (cfr. can. 886; 2248, § 2). Drittens müssen Personen, denen die Gnade auf Grund des Reskriptes gewährt werden soll, im Reskript selber genau bestimmt und angeführt sein; das trifft jedoch in unserem Kasus nicht zu. Somit kann davon keine Rede sein, daß für die im Kasus angeführte Fakultät die Normen der Gnade gelten.

Ad 3. Bei vorhandenem Zweifel gilt als erste Regel: Der Zweifel muß gelöst werden; kann man ihn nicht lösen, z. B. wegen Mangels an Zeit, weil man ohne Aufschub handeln muß, so kommt can. 209 zur Anwendung: in dubio positivo et probabili sive iuris sive facti iurisdictionem supplet Ecclesia. Deshalb muß man nicht dem Tutiorismus huldigen, wenn nur ein *dubium positivum et probabile* vorliegt, kein bloß *negativum* oder *improbabile*.

Marburg a. d. Drau.

Prof. Dr Vinko Močnik.

(Binationsstipendium.) Ein Kloster leistet regelmäßig die Sonntagsaushilfe im Filialort der Pfarre X. Mit bischöflicher Erlaubnis wird jedesmal biniert. Bei Erteilung der Binationserlaubnis machte der Hochwürdigste Herr die Bemerkung: Das Kloster brauche das Binationsstipendium nicht fürs Seminar abzuliefern, sondern die Patres könnten die Binationsmesse auf ihre Meinung lesen.

Die Patres haben das so verstanden, daß sie die zweite Messe als freie Messe auf ihre eigene Intention lesen können. Die Gläubigen des Filialortes, die während der Woche ohne Gottesdienst sind, waren hocherfreut, daß sie wenigstens an Sonntagen einen doppelten Gottesdienst haben. Gar bald kamen sie auch mit Meßintentionen. Da der Pater die erste Messe auf Meinung des Klosters (Stipendienmesse) liest, so machte er die Leute darauf aufmerksam, daß er für die zweite Messe kein Stipendium annehmen dürfe. Die Leute aber erklärten: „Wenn das so ist, dann geben wir Ihnen das Geld nicht als Stipendium, sondern nur als ein Geschenk. Sie können damit machen, was Sie wollen, wenn Sie uns nur die Messe auf unsere Meinung lesen.“ Und so wurde es lange Zeit hindurch gehalten, Sonntag für Sonntag. Da erhält das Kloster einen neuen Obern. Wie er von der Praxis seiner Patres erfährt, erklärt er dieselbe für un-

statthaft und ordnet an, daß alle Messen nachgelesen werden müssen. Haben die Patres recht gehandelt? Ist das Vorgehen des neuen Obern berechtigt?

1. Um mit letzterem zu beginnen, ist das Vorgehen des Obern doch etwas übereilt gewesen. Wozu die Messen, für die als Binationsmessen nach seiner Ansicht widerrechtlich eine Entschädigung angenommen wurde, jetzt noch nachlesen? An der Gültigkeit des Opfers sowie an der richtigen Applikation hat es doch nicht gefehlt. Der Cod. jur. can. sagt wohl im can. 824, § 2: *Quoties autem pluries in die celebrat si unam Missam ex titulo justitiae applicet, sacerdos, praeterquam in die Nativitatis Domini, pro alia eleemosynam recipere nequit, excepta aliqua retributione ex titulo extrinseco.* Gewiß, ein titulus extrinsecus liegt nicht vor. (Wegentschädigung, späte Zeit der Zelebration u. s. w.) Die Aushilfe wird ja als solche eigens remuneriert. Aber der Obere dürfte übersehen haben, daß in den meisten Diözesen die Bischöfe infolge der Quinquennalfakultäten die Vollmacht haben, zu erlauben, daß auch für die Binationsmesse ein Stipendium angenommen werden darf. Diese Erlaubnis bestand auch, wie aus dem Kasus evident hervorgeht, in der betreffenden Diözese. Die Erlaubnis, für die Binationsmesse ein Stipendium anzunehmen, wird allerdings mit der Einschränkung gewährt, daß das Stipendium dem Ordinariat favore Seminarii aut alterius pii operis abgeliefert werden muß.

2. Die Lösung des Falles würde daher viel einfacher gewesen sein, wenn die so gelesenen Binationsmessen zusammengerechnet worden wären, und die Summe der erhaltenen Stipendien dem Ordinariat für obigen Zweck abgeliefert würde. Dann wäre der Fall erledigt.

Aber es wäre noch eine andere Lösung denkbar. Kann das Kloster diese Stipendien nicht für sich behalten? Nach dem Wortlaut der Quinquennalfakultäten ist es dem Bischof überlassen, zu bestimmen, welchem Zweck die Binationsstipendien zugeführt werden. Favore Seminarii aut alterius pii operis. Nur der Schein der persönlichen Bereicherung des Zelebranten soll vermieden werden. Ist ein Kloster, welches wie in casu zugleich Erziehungshaus für die Ordenskleriker ist, nicht auch ein opus pium? Aus der Bemerkung des Bischofs bei Erteilung der Binationsvollmacht für die besagte Filialkirche könnte man wohl mit Recht den Schluß ziehen: der Bischof verzichtet hier ausdrücklich auf das Binationsstipendium fürs Seminar zugunsten des Klosterseminars. Jedenfalls könnte eine Rückfrage beim Bischof die erforderliche Sicherheit bringen.

3. War das Vorgehen der Patres richtig? Vom pastoralen Standpunkt aus ist es zu begrüßen, wenn die Gläubigen noch Messen lesen lassen. Desgleichen ist der Wunsch der Gläubigen,

bei der auf ihre Meinung gelesenen Messe anwesend zu sein, sicher lobenswert. Daher ist die anfängliche Weigerung des Paters, die zweite Messe auf Meinung der Gläubigen zu lesen, nicht recht verständlich. Es muß doch angenommen werden, daß den Patres die Erlaubnis in der Diözese, für Binationsmessen ein Stipendium annehmen zu dürfen, bekannt war. Daher konnte ohne weitere Erklärungen das Stipendium angenommen werden. Es brauchte ja bloß nachher gemäß der bischöflichen Bestimmung abgeliefert zu werden. Dem Kloster entstand dadurch gar kein materieller Schaden. Ob der Pater auf ein Stipendium appliziert und nachher das Stipendium abliefert, oder ob er auf freie Intention die Binationsmesse persolvirt, bleibt sich materiell ganz gleich.

4. Dagegen wird man der etwas subtilen Unterscheidung zwischen Stipendium und Geschenk nicht so ohne weiteres zustimmen können. Das kirchliche Rechtsbuch gebraucht in den einschlägigen Kanones (824—844) wechselweise den Ausdruck *eleemosyna* und *stipendium*, ohne diesen Begriffen eine rechtliche Definition zu geben. Wollte man daher den Ausdruck *eleemosyna* (Almosen, Gabe) allzusehr pressen, so wäre die Annahme irgend welcher Spende für eine Binationsmesse unter irgend welchem Titel von vornherein ausgeschlossen, soweit nicht der kirchliche Gesetzgeber ausdrücklich eine Ausnahme zuläßt. So in *can. 824, 2.* Nun ist aber nach den Moralisten das Stipendium weder ein eigentliches *pretium sacrificii seu fructus applicati* (also ein Kaufpreis oder Bezahlen der Messe), *quod esset gravissimum peccatum simoniae* (Noldin, *De Sacr.* 185), noch eine pure *eleemosyna* (Almosen), die ich dankbar annehme und die mich zu nichts weiterem verpflichtet. Aus der Annahme des Stipendiums entsteht eine *gravis obligatio iustitiae offerendi missam ad intentionem ejus, qui stipendium dedit* (Noldin *l. c.*), ein Kontrakt, der zwischen dem Stipendiumgeber und -nehmer geschlossen wird. Einige nennen ihn *contractus innominatus* (*do ut facias*), andere sogar *contractus permutationis seu venditionis* (Verkaufskontrakt) *quo labor intrinsecus cum celebratione conjunctus cum stipendio permutatur* (Noldin *l. c.*). Aus dieser Begriffsbestimmung der Moralisten ließe sich die Frage aufwerfen, ob es nicht doch Fälle geben kann, in denen diese Kontraktverpflichtung zwischen Stipendiumgeber und -nehmer durch ausdrückliche Willenserklärung aufgehoben werden kann. Wäre z. B. nicht folgender Fall denkbar? Zu einem Priester, der binieren muß und bereits das erste *sacrificium* mit Stipendium persolvirt hat, kommt ein Mann und bittet, er möge doch die nächste Messe für seine Frau aufopfern, die gerade an einer schweren und lebensgefährlichen Niederkunft darniederliegt. Der Priester sagt

zu. Der Mann will ihm ein Stipendium geben. Der Priester: „Lieber Mann, ich lese Ihnen die heilige Messe aus Gefälligkeit, aber ein Stipendium darf ich nicht annehmen.“ Der Mann: „Ich will Ihre Vorschriften achten, aber wollen Sie es mir nicht verwehren, wenn ich Ihnen dann aus Dankbarkeit für Ihr Entgegenkommen dies hier gebe.“

Dürfte der Priester diesen Geldbetrag annehmen? Ich möchte die Frage nicht entscheiden. Aber ebensowenig möchte ich diese Ausnahme auf unseren Kasus ausdehnen. Denn in unserem Falle wird doch das Stipendium Sonntag für Sonntag angenommen. Da erweckt dieses regelmäßige „Schenken“ gar zu sehr den Verdacht nach einer *pia fraus legis*. Und die verschiedenen „Schenker“ werden nach und nach zu der Meinung kommen, sie geben für diese zweite Messe genau so ein Stipendium wie für andere gewöhnliche Messen. Aus diesem Grunde ist das Vorgehen der Patres sicher nicht zu billigen.

Hamburg.

P. Rhaban Neumeier.

(Stipendium für Diözesanzwecke an Applikationstagen.)

In einer Diözese braucht auf Grund eines apostolischen Indultes nur einmal im Monat eine *Applicatio pro populo* von den hiezu Verpflichteten gemacht zu werden. An den übrigen in Betracht kommenden Tagen darf ein Stipendium für Diözesanzwecke genommen werden. Praktisch wird die Sache so durchgeführt, daß die bischöfliche Kanzlei die Intention bestimmt und die Pfarrer über die erfolgte Persolvierung der bischöflichen Kanzlei Nachricht geben. Nun erkrankt der Pfarrer Blasius und muß am Applikationstag einen Stellvertreter zur Persolvierung bestellen. Da der Vertreter zur *Applicatio* an sich nicht verpflichtet ist, so muß er vom Auftraggeber entschädigt werden. Dies geschieht durch Überweisung eines Stipendiums. Frage: Was ist in diesem Falle mit dem Stipendium zugunsten der Diözesanzwecke? Nach can. 825, n. 3, ist es verboten, für die Applikation einer heiligen Messe ein doppeltes Stipendium zu nehmen. Auch ist es nach n. 4 desselben Kanons verboten, ein Stipendium für die bloße Zelebration und ein anderes für die Applikation anzunehmen. Doch gibt es hier eine Ausnahme: *nisi certo constet unam stipem oblatam esse pro celebratione sine applicatione*. Wenn also die bischöfliche Kanzlei eine Intention für die Pfarrmesse bestimmt, so kann immerhin der Pfarrer für die Zelebration dieser Messe seinem Stellvertreter ein „Stipendium“ geben, weil feststeht, daß dadurch keine neue Applikationspflicht auferlegt wird. Der verhinderte Pfarrer muß also seinem Stellvertreter die Weisung geben, auf die Intention des Bischöflichen Ordinariates die heilige Messe zu lesen. Das Sti-

pendium, das der Pfarrer dem Stellvertreter gibt, ist eigentlich kein Stipendium mehr, sondern eine Entschädigung für eine Dienstleistung.

Graz.

Prof. Dr. Joh. Haring.

(Verhältnis zwischen dem Bischof und seinem Diözesangericht.) Der Bischof Spiridion überweist eine gegen einen Kurialbeamten eingebrachte Klage unter Berufung auf can. 1572, § 2, an die zweite Instanz zur erstinstanzlichen Erledigung, obwohl die erste Instanz, d. i. das Diözesangericht des Bischofs Spiridion, geltend macht, daß die Voraussetzungen des vom Bischof herangezogenen Kanons fehlen und deswegen absolute Inkompetenz des zweitinstanzlichen Gerichtes vorliege. — Wer hat recht? fragt der Einsender des Kasus.

Den Klagegrund selbst gab der Einsender bloß allgemein und nicht in concreto an, weshalb kein Urteil darüber gefällt werden kann, ob die Voraussetzungen des vom Bischof Spiridion herangezogenen Kanons gegeben sind oder nicht. Andererseits bemerkte der Einsender zum Kasus, daß die Anwendung des can. 1572, § 2, an und für sich möglich wäre; demnach scheint der Bischof Spiridion doch recht zu haben. Übrigens ist dies einerlei für die Lösung der anderen Frage, die viel wichtiger ist, nämlich ob die zweite Instanz, an die die Klage überwiesen wurde, absolut oder auch bloß relativ inkompetent ist oder nicht.

Die Gerichte erster und zweiter Instanz, d. h. die Diözesan- und Metropolitangerichte, sind ganz gleich organisiert. Sie sind Organe, durch welche die Bischöfe Recht sprechen; schon daraus geht hervor, daß die Gerichte dem Bischof untergeordnet, ihm unterstellt sind und mit ihm ein Tribunal (can. 1573, § 3) und somit eine Instanz bilden. Der Bischof ist der Leiter seines Gerichtes (cfr. can. 1576, §§ 2 und 3), der Bischof behält seine potestas iudicialis und kann sie jederzeit persönlich ausüben, ausgenommen die Fälle des can. 1572, § 2 (can. 1578); sie geht also nicht restlos auf das Gericht, bezw. auf den Offizial und Vizeoffizial über, vielmehr ist und bleibt sie für den Bischof eine potestas nativa et ordinaria. Wer aber eine potestas iurisdictionis ordinaria hat, der kann sie, ganz oder teilweise, einem anderen mitteilen oder delegieren (can. 199, § 1); ganz bestimmte Worte sind dazu nicht vorgeschrieben und daher nicht notwendig, es genügt, daß die Intention des Deleganten aus dem Wortlaut herausgelesen werden kann.

Mit welchen Worten der Bischof Spiridion die eingebrachte Klage an die zweite Instanz zur erstinstanzlichen Erledigung abtrat, ist nicht mitgeteilt worden. Der Einsender des Kasus spricht bloß vom Überweisen; dieser Ausdruck genügt oder kann wenig-

stens genügen, um von einer Delegation reden zu können. Liegt nun also im mitgeteilten Falle eine Delegation vor, dann kann von einer absoluten oder auch bloß relativen Inkompetenz des ersuchten Gerichtes keine Rede sein.

Marburg a. d. Drau.

Prof. Dr Vinko Močnik.

(Schlichtung der Kompetenzstreitigkeiten und Verhältnis zwischen den Gerichten.) Die Frage nach der Schlichtung der Kompetenzstreitigkeiten und dem Verhältnis zwischen den kirchlichen Gerichten hängt mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Bischof und dem Diözesangericht aufs engste zusammen, da es sich ja, wie der Einsender des Kasus schreibt, um dieselbe causa handelt. Der Sachverhalt ist nun folgender: Im Rechtshilfeverfahren stellt das ersuchte Gericht fest, daß das ersuchende Gericht in causa absolut unzuständig, allein zuständig das ersuchte Gericht ist. Auf Grund dessen lehnt das ersuchte Gericht die angestrebte Rechtshilfe ab, das ersuchende Gericht dagegen verweigert die Vornahme von requirierten Rechtshandlungen, bestreitet dem ersuchten Gericht jedes Recht in causa und verlangt blinden Gehorsam. Das ersuchende Gericht ist II. Instanz für das ersuchte Gericht. — Wer hat recht?

Augenscheinlich handelt es sich hier um einen Kompetenzstreit, den, wenn ich den Einsender des Kasus recht verstehe, das bischöfliche Gericht, nämlich des Bischofs Spiridion, direkt mit seiner II. Instanz auszutragen suchte, wobei es jedoch abgewiesen wurde; das ist, soweit ich sehe, der Schlußakt des Rechtshilfeverfahrens, worauf die Weigerung des abgewiesenen Gerichtes folgte, die erbetenen Rechtshandlungen vorzunehmen.

Das Vorgehen des abgewiesenen Gerichtes steht mit den Vorschriften des Kodex nicht im Einklang; Kompetenzstreitigkeiten schlichten nämlich nicht die beteiligten Gerichte selbst untereinander und keines von ihnen, auch wenn es übergeordnet ist, kann und darf vom anderen „blinden Gehorsam“ verlangen, wie im vorliegenden Falle. Den Weg zur Schlichtung von Kompetenzstreitigkeiten weist uns can. 1612; der Entscheidung des höheren Richters, bezw. des Apostolischen Legaten oder der Apostolischen Signatur, haben sich beide um die Kompetenz streitenden Gerichte einfach zu fügen.

Ähnlich verhält es sich mit der Weigerung, die ersuchten Rechtshandlungen vorzunehmen. Sie verstößt gegen can. 1570, § 2, auf Grund dessen ein jedes Gericht das Recht hat, in *auxilium vocandi aliud tribunal*, somit dieses *aliud tribunal* die entsprechende Pflicht hat, das vorzunehmen und zu vollführen, um was es ersucht wurde. Alle kirchlichen Gerichte ohne Ausnahme, mögen sie über- oder beigeordnet sein, haben sich gegen-

seitig Rechtshilfe zu leisten; sie kann allerdings dann verweigert werden, wenn z. B. die vorzunehmende Handlung unerlaubt ist. Jedoch als Pressionsmittel oder als Mittel gewissermaßen zur Bestrafung des „ungehorsamen“ Gerichtes, wie im vorliegenden Falle, kann und darf sie nicht angewendet werden.

Marburg a. d. Drau.

Prof. Dr Vinko Močnik.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Redaktion* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

(„Mir mißfallen die Angriffe auf das Alte Testament.“) Dies Wort Goethes in „Dichtung und Wahrheit“ sollte bei der Bedeutung des Mannes seine Anhänger und Verehrer besonnen machen. Beim Kampf gegen das Judentum von heute gilt ihnen das Alte Testament nicht mehr als das Werk des Heiligen Geistes, sondern noch weniger als Homer oder Horaz. Mit der Kirche nahm auch der Protestantismus die Offenbarung des Alten Testamentes in Schutz und stellte besonders das Verhältniß der beiden Testamente in klares Licht durch den Hinweis ihrer Abhängigkeit nach den Worten Augustins: „Novum in Vetere latet, Vetus in Novo patet.“

Von den 45 Büchern des Alten Testamentes hat Jesus in seinen Reden nicht weniger als 22 angeführt; möglich, daß er auch die übrigen genannt hat; Johannes sagt ja, daß nicht alles aufgeschrieben ist.

Im Evangelium des heiligen Matthäus kommen 100 Anführungen aus 13 alttestamentlichen Bücher vor.

Bei Markus 15 Stellen aus 13 Büchern.

Bei Lukas 34 Anführungen aus 13 Büchern.

Bei Johannes 14 Anführungen aus 6 Büchern des Alten Testamentes.

In den vier Evangelien finden wir mehr als 160 Hinweise auf das Alte Testament. In Pauli Briefen an die Korinther sind 53 Anführungen; im Hebräerbrieft finden sich bei 13 Kapiteln 85 Stellen, im Briefe an die Galater deren 16. Die Geheime Offenbarung hat 245 Anspielungen und Anführungen.

Wenn Paulus seinem Schüler schreibt: „Weil du von Kind an die Heilige Schrift weißt, kann sie dich zur Seligkeit unterweisen durch den Glauben an Christus“, wie eng stellt der Apostel Altes und Neues Testament zusammen!

Lesen denn die Feinde des Alten Testamentes nicht: „Die Schrift muß erfüllt werden“? Wozu legte der Auferstandene

den Emmausjüngern Moses und alle Propheten aus, wenn sie nichts mehr bedeuteten?

Man könnte fast von einer rührenden Liebe Jesu zum Alten Testament sprechen, wenn man beobachtet, daß er nicht bloß auf Erden, sondern selbst vom Himmel her sich derselben bediente, als er mit Johannes auf Patmos redete.

St. Augustin, Siegburg, Rhld.

Aug. Jos. Arand S. V. D.

(Die Volkskatechese und der Römische Katechismus.) Am Feste der Heiligen Familie, 12. Jänner dieses Jahres, hat die Konzilskongregation eine umfassende Verordnung herausgegeben über die „katechetische Unterweisung“ der Kinder, der Jugend und des erwachsenen Volkes: Acta Ap. Sed. 1935, 145—154. Die römische Behörde spricht mit großem Ernst über diese besonders für unsere Zeit wichtigste seelsorgliche Angelegenheit (*munus, quo nihil est sanctius, nihil magis necessarium*) und schärft von neuem die Vorschrift ein, die vom ehrwürdigen Pius X. („*Pontifex vigilantissimus*“ wird er genannt) in seinem Rundschreiben „*Acerbo nimis*“ vom 15. April 1905¹⁾ gegeben und in den Kodex (can. 1329—1336) aufgenommen wurde. Die päpstliche Behörde wendet sich dann mit bestimmten Vorschriften und Winken an die Bischöfe und alle Seelsorger. Der größere Teil der Verordnung befaßt sich mit der Kinder- und Jugendkatechese. Darüber wird gewiß in diesen Blättern weitläufiger berichtet werden.

In bezug auf die *Volkskatechese*, Christenlehre oder katechetische Predigt betont die Verordnung von neuem das im Kodex can. 1332 enthaltene, aus dem Rundschreiben Pius' X. entnommene Gesetz: „*Diebus dominicis aliisque festis de praecepto ea hora, quae suo iudicio magis apta sit ad populi frequentiam, debet . . . parochus catechismum fidelibus adultis, sermone ad eorum captum accomodato, explicare*“, und ermahnt die Bischöfe, sorgfältig über dessen Ausführung zu wachen. Daß mit dieser *explicatio catechismi* nicht die gewöhnliche vormittägige Predigt gemeint ist („*homilia*“ can. 1344), wird, wenn ein Zweifel obwaltete, ganz klar aus der Frage, auf die die Bischöfe jedes fünfte Jahr in ihrem Bericht nach Rom antworten müssen: „*An et quando praeter consuetam homiliam catechetica institutio adultis a parochis impertiatur?*“

Dann bezeichnet das Rundschreiben den Katechismus, der diesen Katechesen zugrunde gelegt, und den Zeitraum, in dem sein Inhalt durchgenommen werden soll, mit den Worten Pius' X.: „*Qua in re Catechismo Tridentino utentur, eo utique*

¹⁾ Das Rundschreiben Pius' X. ist in deutscher Übersetzung in meinem Schriftchen enthalten: „Zum Religionsbuch der Kirche: Über das heilige Sakrament der Buße.“ S. 1—13.

ordine, ut quadriennii vel quinquennii spatio totam materiam pertractent, quae de symbolo est, de sacramentis, de decalogo, de oratione et de praeceptis ecclesiae“; die Verordnung fügt noch hinzu: „itemque de consiliis evangelicis, de gratia, de virtutibus, de peccatis et de novissimis.“ Mit diesen Beifügungen sollen die Lücken, die sich für die Bedürfnisse unserer Zeit im Römischen Katechismus finden, ausgefüllt werden.

Wenn ein verständiger katholischer Laie die oftmaligen Empfehlungen, ja Vorschriften kennen würde, die die Päpste in bezug auf den Catechismus Tridentinus oder Romanus durch die dreieinhalb Jahrhunderte erlassen haben seit seinem Erscheinen bis herauf zu Pius IX., Leo XIII., Pius X. und Pius XI., der schon im Jahre 1924 „dieses ganz vollkommene Werk“ den Ordensgenerälen für den vertieften Religionsunterricht ihrer jungen Leute empfahl, und wenn derselbe Laie sehen könnte, daß das vom Trienter Konzil angeregte und von Pius V., dem Heiligen, gerade für die Seelsorger herausgegebene Buch in gar mancher Priesterbibliothek nicht zu finden ist oder unter den wenig benützten Büchern verstaubt: was müßte sich der Laie denken? Man würde seine Verwunderung durch Entschuldigungsgründe zu mildern suchen: das Buch ist schwer verständlich; es ist nicht leicht, nach diesem Buch Vorträge zu halten; es enthält nicht alles, was wir für unsere Zeit brauchen u. s. w. Aber wenn der Laie ein verständiger, denkender Mann wäre, könnte man ihm damit nicht restlos die Bedenken nehmen. Er würde uns entgegnen: diese Schwierigkeiten kennt man doch auch in Rom und dennoch bleibt man dort bei der Weisung. Also müßte man doch trotz dieser Schwierigkeiten das Buch zur Grundlage der Volkskatechesen machen.

Gewiß, der Römische Katechismus ist ein Buch, das seinen Gehalt nicht auf den ersten Blick eröffnet, sondern das ähnlich wie die Heilige Schrift seine Schätze erst dann auftut, wenn man demütig und andächtig darin forscht, wenn man sich im Licht der göttlichen Gnade mit Geist und Herz in seine Blätter vertieft. Die betrachtende Seele aber findet darin reiche und süße Nahrung. Von der geringen Unvollständigkeit des Buches abgesehen, die ja leicht ergänzt werden kann und soll, ist der Katechismus ein ganz modernes, für die Gegenwart passendes Buch. Denn er bietet gerade das in reichem Maße, was unsere Zeit in der Religion und den Glaubenswahrheiten sucht: psychologische Vertiefung, Innerlichkeit, Willens- und Gefühlswerte. Man würde bei eifriger Benützung dieses Buches die erfreuliche Erfahrung machen, daß unsere Volkskatechese mehr in die Tiefe geht und selbst dem gut unterrichteten Erwachsenen Neues und Anregendes bringt. Weiter würde man erfahren, daß man

ein zweites, drittes, viertes Mal die christliche Lehre durchnehmen kann, ohne sich zu wiederholen.

Der Verfasser dieser Anzeige hat mit Hilfe zweier Mitbrüder eine gut lesbare deutsche Übersetzung des Buches besorgt und in vier getrennten Bändchen erscheinen lassen und noch ein fünftes Bändchen hinzugefügt mit den Lehrentscheidungen des Vatikanums und einer Auslese aus den Rundschreiben und Verordnungen der letzten vier Päpste.²⁾

Innsbruck.

P. M. Gatterer S. J.

(Ein Ehekasus — „Paradebeispiel von formaler Unvernunft“.) Alfred E. Hoche, vordem Professor der Psychiatrie in Freiburg i. Br., hat ein Buch herausgegeben: „Jahresringe, Innenansicht eines Menschenlebens“, J. F. Lehmanns Verlag, München 1934, eine Biographie, anders als die übrigen, urwüchsig, lebensnah, nicht ohne Seitenhiebe. Der Psychiater stößt auch auf das Kirchenrecht. Drastisch mag er selbst den Ehekasus schildern:

„Vernunft wird Unsinn —“

(Faust.)

„Einer meiner Patienten, ein sehr intelligenter, feingebildeter Mann, der seit Jahren geschieden war, wollte wieder heiraten; beide Teile waren katholisch; als sie sich zur kirchlichen Trauung meldeten, wurde ihnen bedeutet, daß ein absolutes Hindernis vorliege. Was stellte sich heraus: die erste Ehe zwischen dem katholischen Mann und einem evangelischen Mädchen war in der evangelischen Kirche gesegnet worden, galt aber für die katholische Kirche — nach dem noch gültigen Beschluß eines Konzils, ich denke des Tridentiners — als katholisch geschlossen und konnte nur durch päpstlichen Dispens gelöst werden. Die Bestimmung galt nur für die in Deutschland Beheimateten; man mußte ‚natus in Germania‘ sein. Diese Voraussetzung traf in scherzhaft anmutender Form zu. Der Mann hatte seinerzeit diese Welt an einem für diesen Zweck ungewöhnlichen und ganz ungeeigneten Ort betreten; die Wände, die er zuerst beschrie, waren die des Wartesaales auf dem Bahnhof Rastatt, in den seine Mutter, Ausländerin, auf der Reise in die Schweiz begriffen, noch im letzten Augenblick ausgeladen worden war. Auf diese Art war er natus in Germania, und seine erste Ehe bestand noch fort. Hätte er sich etwas

²⁾ Erschienen bei Fel. Rauch in Innsbruck. 1. Bändchen: „Einführung und vom Glaubensbekenntnis“, S 3.— 2. Bändchen: „Von den Sakramenten“, S 3.75. 3. Bändchen: „Von den Geboten“, S 2.25. 4. Bändchen: „Vom Gebet und vom Vaterunser“, S 2.25. 5. Bändchen: „Das Vatikanische Konzil. Auslese aus dem kirchlichen Rechtsbuch und aus Rundschreiben der vier letzten Päpste“, S 3.— In fünf Leinenbändchen S 23.25. Jedes Bändchen wird gesondert abgegeben.

weniger beeilt und mit seinem Debut auf den Wartesaal des Basler Hauptbahnhofs gewartet, wäre er kirchlich nicht mehr verheiratet gewesen. Angesichts dieses Paradebeispiels von formaler Unvernunft versuchte ich beim Erzbischof eine persönliche Intervention zugunsten des Paares. Er war weniger zugänglich als in der Böllerfrage und sagt mit priesterlicher Salbung: „Ja, das bonum generale wird auch einmal zu malum speciale.“ Mein Einwand, daß dann die beiden wohl aus der Kirche austreten würden, schien vorgesehen zu sein; die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „An solchen Mitgliedern verliert die Kirche nichts.“ Nach meiner Erinnerung ist auch der päpstliche Dispens ausgeblieben.“ (S. 232—233.)

Die Lösung bedarf keiner Erläuterung, wohl aber einer Läuterung. Es ist zu bedauern, daß selbst gebildete Nicht-Katholiken das Problem „Gesetz und Ehe“ so wenig fassen: Die Ehe „hat Gott zum Urheber“ (Leo XIII., „Arcanum“, 10. Febr. 1880); die Vorschriften des göttlichen Rechts bestimmen ihre Natur, ihre wesentlichen Eigenschaften und Wirkungen. Für die Getauften ist die Ehe als heiliges Sakrament zu treuen Händen der Kirche anvertraut. Das göttliche Recht wollte die Ehe als Vertrag, das kirchliche Recht sollte in seinem Bereich die Vertragsnormen ergänzend gestalten. So regelte und regelt die Kirche die Eheschließungsform, zeiteitsprechend, oft auch örtlich verschieden, stets zum öffentlichen Wohle; es kann dann zwar bei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Gesetze die Einzelanwendung unter nicht gerade gewöhnlichen Umständen hier und da einmal formalistisch erscheinen und sein; aber in solchen oder in „scherzhaft anmutenden“ Fällen und bei Härten wird die Kirche gerne von ihren eigenen Gesetzen jede vernunftgeforderte Dispens erteilen; doch kann die Kirche sich nicht ein Einbrechen in die göttliche Rechtssphäre anmaßen, wie etwa im obigen Ehefalle die Auflösung einer nun einmal gültig geschlossenen, kraft göttlichen Rechts unauflöslichen Ehe, so daß ein „päpstlicher Dispens“ nach vollzogener Ehe unmöglich ist (vgl. die can. 1013, § 2; 1015, § 1; 1110; 1118; 1119; 1962 u. a.). Gott weiß, was der Menschheit frommt, auch bei der Schaffung der Ehe mit ihren Wesenseigenschaften der Einheit und Unauflöslichkeit; das Ziel ist die Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechtes, der Mensch hat sich da einzufügen, und hier hat das etwaige Mißlingen seinen letzten Grund nicht nur in der allgemeinen, naturgegebenen, geschöpflichen Abfälligkeit vom gottgewollten Ideal, sondern auch in der menschlichen Erbsündlichkeit und deren Folgen.

Geistingen-Sieg.

P. Dr P. Fink C. Ss. R.

(Behelf für die heilige Taufe.) Das Patenbekenntnis bei der heiligen Taufe kann nicht selten wegen völliger Unkenntnis der Obliegenheiten einigermaßen für Priester und Paten peinlich werden; das erst recht, wenn alles Sufflieren seitens der Hebamme nichts helfen will. Freilich wäre jeder Fall einer solchen Situation leicht zu vermeiden, wenn der Text der Patenworte und Priesterfragen, ausgeführt in deutlicher Druckschrift — die einen schwarz, die anderen rot, bezw. in größeren und kleineren Lettern — von einer Kartontafel herabgelesen werden könnte. Um die größtmöglichste Bequemlichkeit zu bieten und alles Suchen überflüssig zu machen, könnten die Einleitungsfragen auf der einen, die Worte des Taufversprechens auf der anderen Seite angebracht werden. Auch ein Diptychon würde sich gut eignen. Die zeitgerechte Darreichung wäre Aufgabe des Mesners.

Linz a. D.

Rud. Fattinger.

(Bezeichnung der kirchlichen Inventarstücke.) Es wäre eine kleine Mühe, jedes neue Stück, das für die Kirche angeschafft wird, also Orgel, Beichtstuhl, Altar, Speisgitter, Statuen, Kelche u. s. w., deutlich zu signieren. Jeder Kirchenrektor sollte soviel historischen Sinn haben, dieses kleine und einfache Stück Geschichtsschreibung auf sich zu nehmen. Eine Eintragung ins Inventar, die ja auch zu erfolgen hat, leistet nicht den gleichen Dienst, da Bücher leicht verschleppt und vernichtet werden können. Das Signum ist an geschützter Stelle anzubringen und womöglich einzukerben, bezw. einzugravieren. Die Anbringung eines Firmenschildchens oder einer gravierten Metallplatte empfiehlt sich weniger, da sie unter unkundiger Hand wieder verlorengehen können. Die Signierung werde von vornherein mit der Werkstätte vereinbart, wobei sie mit dem sonstigen Anschaffungspreis des Stückes mitlaufen wird. Das Signum soll die Jahreszahl, den Namen des Künstlers und der Werkstätte, eventuell auch den des Spenders und des Bestellers enthalten. Ein Bedenken bezüglich der Erlaubtheit der Bezeichnung besteht selbst für die strikt liturgischen Geräte, z. B. Monstranze, Kelche u. s. w. nicht, da nicht bloß verbietende Dekrete fehlen, sondern sogar ein zustimmender Erlaß vorliegt. (S. R. C. decr. auth. n. 2875 vom 7. Dez. 1844.)

Linz a. D.

Rud. Fattinger.

(Auch ein Jubiläum.) Man begeht seinen 50. Geburtstag, den silbernen und goldenen Hochzeitstag und noch viele andere Jubeltage mit mehr oder weniger feierlichem Gedenken. Ist es Geringschätzung oder Gedankenlosigkeit, daß man am 25. oder 50. oder 60. Jahrestag der ersten heiligen Kommunion achtlos

vorübergeht? Weder der Geburtstag noch der Hochzeitstag, geschweige denn ein anderes Jubiläum erinnert uns an eine solche Gnade und Freude wie der Tag unserer ersten heiligen Kommunion, der Tag der Einkehr des lebendigen Gottes in unsere Seele. Es wäre also begrüßenswert und im Sinne der eucharistischen Bewegung, wenn auch dieses Jubiläum öffentlich gefeiert würde. In vielen Gemeinden gehen die Eltern der Erstkommunikanten ebenfalls zum Tische des Herrn, so daß dieser Tag wirklich ein religiöses Familienfest wird. Könnte man da nicht, wie das schon in einigen Pfarreien, besonders in Wien, geschieht, auch die silbernen und goldenen oder gar diamantenen Kommunionjubilare zur feierlichen Begehung ihres Jubiläums einladen? Die Verzeichnisse der Kommunikanten der einzelnen Jahre liegen in den Pfarr- und Schulakten, fordern also keine mühsame Zusammenstellung. Nun könnte man die in Betracht kommenden Personen persönlich oder schriftlich oder auch durch Verlesung der Namen von der Kanzel, etwa zu Beginn der Fastenzeit, oder durch Aufnahme in das Pfarrblatt auf den kommenden Jubeltag aufmerksam machen. Die Anschriften Abwesender würde man durch deren Angehörige erfahren oder letztere würden ihnen selber schreiben; denn sie freuten sich selbst auf ein etwaiges Wiedersehen. So würde dann der Weiße Sonntag zu einem Pfarrgemeindefest und manch zerrissener Faden zwischen Hirt und Schäflein könnte wieder aufgenommen werden. Katholische Aktion wäre es sicherlich.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

(Zum Kapitel Ehen von Kriegsgefangenen in Rußland.) Der Vorschlag des Herrn Prof. Dr V. Močnik in „Quartalschrift“ 1935, 349 f., die von katholischen Kriegsgefangenen ab 1918 geschlossenen Zivil- und akatholischen Ehen als kanonisch ungültig zu erklären, würde für die kirchlichen Ehegerichte eine wahre Erleichterung bedeuten. Referent wagt es aber nicht, solange sich der Apostolische Stuhl nicht zustimmend geäußert hat, diesen Weg zu empfehlen. Vor Jahren schon hat ein Bischof an die Interpretationskommission die Frage gestellt, ob can. 1098 automatisch wirke, also eine vor Zeugen geschlossene Ehe von Katholiken gültig sei, wenn nur die Voraussetzungen des zitierten Kanons materiell gegeben sind, oder ob die Brautleute auch den Willen haben müssen, von der Notform Gebrauch zu machen. Obwohl seither eine Reihe minderwichtiger Fragen entschieden wurde, auf obige Anfrage ist bisher noch keine Antwort erfolgt. Privatim wurde von maßgebender Seite der Rat gegeben, den konkreten Fall dem Apostolischen Stuhl vorzulegen. Es taucht hier nämlich eine alte Frage wiederum auf, die vor dem Kodex auf außertridentinischem Gebiete, bezw.

im Geltungsgebiet der Benediktina und Provida eine Rolle spielte: Wie sind Zivilehen von Katholiken auf diesen Gebieten zu beurteilen? Haben die Brautleute den Willen, eine wahre Ehe zu schließen, so ist diese Ehe kanonisch gültig. Nun kommt aber der Fall regelmäßig erst dann vor das kirchliche Gericht, wenn ein oder beide Teile ehemüde geworden sind. Die Aussagen der Parteien sind, weil vom persönlichen Interesse diktiert, mit Vorsicht aufzunehmen. Und da griff man in früherer Zeit zu Präsumptionen und nahm bei indifferenten und glaubensschwachen Katholiken den Ehemillen an (vgl. über die Frage J. Linneborn, Grundriß des Eherechts⁵, 1933, 79). Überträgt man diese Theorie auf die Zivilehen der katholischen Kriegsgefangenen in Rußland, so kann man jedenfalls nicht allgemein die Ungültigkeit dieser Ehen annehmen.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Das österreichische internationale Scheidungsrecht und das [österreichische] Konkordat.) Dieses Thema behandelt Oberlandesgerichtsrat Dr Karl Wahle (Wien) in der „Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht“ VIII, 1934, Heft 5. Zunächst ist zu bemerken, daß Scheidung nicht im Sinne des a. b. G.-B., § 93 (*separatio a thoro et mensa*), sondern im Sinne von Trennung des Ehebandes genommen wird. Der weitaus größere Teil der Arbeit handelt vom österreichischen internationalen Scheidungsproblem. Die verschiedenen Staaten haben nämlich ein stark abweichendes Scheidungsrecht. Die Haager Konvention (1902) hat zwar gewisse Grundsätze aufgestellt; doch sind nicht alle Staaten dieser Konvention beigetreten und gibt die Konvention selbst wiederum die Möglichkeit von Ausnahmen zu. Es tauchen hier verschiedene Fragen auf: Was ist entscheidend: Staatsbürgerschaft oder Domicil? Sollen ausländische Urteile ohneweiters anerkannt werden, besonders auch dann, wenn offenkundig in fraudem legis gehandelt wurde? Bis 1907 haben die österreichischen Gerichte ausländische Scheidungsurteile nicht anerkannt, wenn auch nur ein Teil Österreicher geblieben ist. Eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes vom 11. Mai 1932 hat mit diesem Grundsatz gebrochen. Mit Recht sagt der Verfasser, daß sich diese Entscheidung mit den Grundtendenzen des österreichischen Rechtes in Widerspruch setzt. — Der zweite Teil der Abhandlung befaßt sich mit der durch das österreichische Konkordat geschaffenen Rechtslage: Die Ehescheidungen dem Bande nach werden weder im Konkordat, noch im staatlichen Durchführungsgesetz erwähnt. Die Scheidung (*solutio vinculi*) einer kirchlichen Ehe ist im österreichischen Inland (abgesehen von einem *Matrimonium ratum non consummatum*) ausgeschlossen und kann auch ein diesbezügliches ausländisches

Urteil, sofern es sich um eine kirchliche Ehe handelt, keine Anerkennung finden.

Graz.

Prof. Dr. Joh. Haring.

(Eine interkonfessionelle Frage des österreichischen Rechtes.) Artikel 8 des Gesetzes vom 25. Mai 1868, R.-G.-Bl. Nr. 49, sucht Streitigkeiten zwischen den einzelnen Konfessionen vorzubeugen und bestimmt folgendes: „Die Vorsteher, Diener oder Angehörigen einer Kirche oder Religionsgesellschaft haben sich der von den berechtigten Personen nicht angesuchten Vornahme von Funktionen des Gottesdienstes und der Seelsorge an den Angehörigen einer anderen Kirche oder Religionsgenossenschaft zu enthalten. Eine Ausnahme kann nur für jene einzelnen Fälle eintreten, in welchen durch die betreffenden Seelsorger oder Diener der anderen Kirche oder Religionsgenossenschaften um die Vornahme eines diesen zustehenden Aktes das Ansuchen gestellt wird, oder die Satzungen und Vorschriften dieser letzteren die Vornahme des Aktes gestatten. Außer diesen Fällen ist der bezügliche Akt als rechtlich unwirksam anzusehen, und es haben die Behörden auf Ansuchen der beeinträchtigten Privatperson oder Religionsgenossenschaft die geeignete Abhilfe zu gewähren.“ So weit der Gesetzeswortlaut. Da dieses Gesetz auch in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien weiter gilt, so beansprucht die Auslegung desselben auch größeres Interesse.

Hauptsächlich dreht es sich darum, wer sind die Personen, die berechtigt sind, um die Vornahme der Funktion anzusuchen? In früherer Zeit wurde diese Bestimmung regelmäßig dahin ausgelegt, daß nur die Religionsdiener der betreffenden Konfession berechtigt sind, den Religionsdiener einer anderen Konfession um Vornahme der Funktion zu ersuchen. So konnte es vorkommen, daß z. B. bei einer Einsegnung einer orthodoxen Leiche der evangelische Pastor den abwesenden orthodoxen Seelsorger auf Ersuchen vertrat. Nicht aber wurden die Angehörigen eines verstorbenen katholischen Selbstmörders, dem die kirchliche Einsegnung verweigert wurde, als berechtigt erklärt, um eine akatholische Einsegnung anzusuchen. In neuerer Zeit trat eine Änderung in der Auffassung ein. So hat z. B. das österreichische Bundesministerium für Unterricht mit Erlaß vom 30. Oktober 1934, Z. 28.960, die Beschwerde eines römisch-katholischen Pfarramtes, welches die Berechtigung der Angehörigen zum Ansuchen um eine akatholische Einsegnung eines Katholiken bestritt, abgewiesen. Man hat sich manchenorts auch kirchlicherseits mit dieser Spruchpraxis abgefunden, doch selbst abgesehen von kanonistischen Bedenken, liegt der Fall nicht so einfach als man vielleicht glauben könnte. In der Tschechoslowakei, wo man noch denselben Gesetzestext hat, entschied die Landes-

behörde in Prag vom 21. Juni 1930, Z. 213.203: „Die von einem akatholischen Religionsdiener im Kremationsfalle eines Katholiken über Ersuchen der Angehörigen des Verstorbenen vorgenommene Einsegnung ist unzulässig.“ Nicht ganz konsequent hatte dagegen der tschechoslowakische Verwaltungsgerichtshof am 26. Juni 1928, Z. 17.927, dem Verstorbenen selbst die Form der Einsegnung, also auch einer fremdkonfessionellen zu bestimmen, zugebilligt.

Bei Auslegung dieser Gesetzesstelle ist wohl zu beachten, daß es sich nicht bloß um Leicheneinsegnungen handelt. Das Gesetz spricht allgemein von der „Vornahme von Funktionen des Gottesdienstes und der Seelsorge an Angehörigen einer anderen Kirche“. Sind unter den berechtigten Personen nicht lediglich die Religionsdiener zu verstehen, sondern auch Angehörige, so könnten z. B. katholische Eltern ihre Kinder ohne weiteres von akatholischen Religionsdienern taufen lassen, sie könnten ihre Kinder zum akatholischen Religionsunterricht und zur Konfirmation schicken u. s. w. Denn es würde sich schließlich nur um „Funktionen der Seelsorge“ handeln, um die nachzusuchen sie berechtigt wären.¹⁾ Ungesetzlich wäre nur das Eingreifen des fremden Religionsdieners, wenn kein Ersuchen vorliegt. Man wird also gut tun, daran festzuhalten, daß unter den berechtigten Personen nur die Religionsdiener zu verstehen sind.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Die Feuerbestattung im Deutschen Reich.) Durch das Reichsgesetz vom 15. Mai 1934, R.-G.-Bl. 1934, I, 380, wird für das Gebiet des Deutschen Reiches die Feuerbestattungsfrage einheitlich geordnet; die wichtigsten einschlägigen Bestimmungen lauten: § 1. Die Feuerbestattung ist der Erdbestattung grundsätzlich gleichgestellt; sie unterliegt den durch die Sicherheit der Rechtspflege gebotenen Einschränkungen. § 2. Die Bestattungsart richtet sich nach dem Willen des Verstorbenen. Liegt eine Willensbekundung des Verstorbenen über die Bestattungsart nicht vor, so haben die Angehörigen, soweit sie geschäftsfähig sind, diese zu bestimmen. Als Angehörige im Sinne dieser Bestimmungen gelten der Ehegatte, Verwandte und Verschwägte auf- und absteigender Linie, Geschwister und deren Kinder, sowie der Verlobte. Bestehen unter den Angehörigen Meinungsverschiedenheiten über die Art der Bestattung, so geht der Wille des Ehegatten demjenigen der Verwandten, der Wille der Kinder oder ihrer Ehegatten dem der übrigen Verwandten, der Wille näherer Verwandten dem der entfernteren Verwandten

¹⁾ Daß nach tschechoslowakischem Recht die Eltern die Religion der Kinder bis zum vollendeten 16. Lebensjahre derselben ändern können, stützt sich auf ein Gesetz vom 23. April 1925, Sg. Nr. 96.

oder des Verlobten vor. Bei Meinungsverschiedenheiten unter Angehörigen gleichen Grades hat die Polizeibehörde, bei der die Genehmigung der Feuerbestattung beantragt ist, ihre Entscheidung unter Berücksichtigung der Umstände des Falles zu treffen. Wer nicht zu den Angehörigen des Verstorbenen gehört, kann die Feuerbestattung nur beantragen, wenn der Verstorbene sie gewollt hat. § 4. Der Nachweis, daß die Feuerbestattung dem Willen des Verstorbenen entspricht, kann erbracht werden: 1. Durch eine von dem Verstorbenen getroffene Verfügung von Todes wegen, 2. durch eine von dem Verstorbenen abgegebene mündliche Erklärung, die von einer zur Führung eines öffentlichen Siegels berechtigten Person als in ihrer Gegenwart abgegeben beurkundet ist, 3. durch eine unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung des Verstorbenen. § 5. War der Verstorbene zur Zeit seines Todes noch nicht 16 Jahre alt, oder war er geschäftsunfähig, so bestimmt derjenige, dem die Sorge für die Person des Verstorbenen oblag, die Bestattungsart. Zur möglichsten Wahrung der kirchlichen Vorschriften erläßt das Erzbischöfliche Generalvikariat Köln am 11. September 1934 (Archiv f. kath. Kirchenrecht, 1934, 594 ff.) eine eingehende Instruktion.

Graz.

Prof. Dr Joh Haring.

(Eine höchst wünschenswerte Dispensvollmacht.) Nach can. 135, Cod. jur. can., sind Majoristen zur Persolvierung des Breviergebetes verpflichtet. Physische oder moralische Unmöglichkeit entschuldigt nach der Lehre der Moraltheologie von dieser Pflicht. — Gerade gewissenhafte Priester leiden im Falle einer schweren Krankheit oft unter dieser Pflicht. Selbst wollen sie nicht Richter in der eigenen Sache sein, aber auch ein geistlicher Mitbruder kann nur erklären, daß nach seiner Meinung keine Pflicht bestehe. Dispensieren kann auf Grund der Quinquennalvollmachten nicht einmal der Bischof. Für eine formelle Dispensation wäre ein Ansuchen beim Apostolischen Stuhl notwendig. Es wäre höchst wünschenswert, daß die Bischöfe und durch dieselben alle Beichtväter die Vollmacht erhielten, kranke geistliche Mitbrüder im Bedarfsfalle ganz oder teilweise vom Breviergebete zu dispensieren.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Über das Schicksal des dinglichen Patronates bei Teilung des Patronatsgutes) liefert Hochschulprofessor Dr Julius Krieg (Regensburg) im Archiv für katholisches Kirchenrecht, 1933, Heft 3 und 4, ein Rechtsgutachten. Der Tatbestand ist folgender: Mit dem Gute Schönberg in der Oberpfalz ist ein Realpatronat verbunden. Im Jahre 1931 kam ein beträchtlicher Teil

des Gutes an die Firma Vilsmeier in Regensburg; den Waldbesitz behielt der bisherige Eigentümer Fürst von Thurn und Taxis. Von der Annahme ausgehend, daß ein Mitpatronat entstanden sei, vereinbarten Vilsmeier und Thurn und Taxis die Rückübertragung des Mitpatronates an den letzteren. Der Begutachter kommt zum Ergebnis: Durch den Teilverkauf ist Mitpatronat entstanden. Die Rückübertragung des Mitpatronates an Thurn und Taxis war, weil gegen die Bestimmungen des kanonischen Rechtes vollzogen, nichtig. Vilsmeier wäre aufzufordern, auf das Mitpatronat zu verzichten. Trotz dieses Verzichtes bleibt das Kompatronat des Fürsten Thurn und Taxis bestehen. Die Patronatspfarre wird aber zu einer Wechselfarre, indem abwechselnd der Bischof einmal frei und das andere Mal auf Präsentation des Fürsten die Besetzung vornimmt.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Die vita communis des Pfarrklerus.) Die gemeinsame Lebensweise der Pfarrgeistlichkeit wurde von jeher von der Kirche gewünscht. In Großstädten boten sich wegen der meist bis 13 Uhr dauernden Schulstunden und wegen der abendlichen Vereinstätigkeit mannigfache Schwierigkeiten. Der Kardinal-Erzbischof von Wien hat nun verordnet, daß in der Erzdiözese Wien und vor allem in der Stadt Wien die vita communis mit gemeinsamem Tisch in allen Pfarren der Diözese wiederum eingeführt werde. Übrigens wurden die neu investierten Pfarrer in Wien schon seit einigen Jahren zur Einführung der vita communis verpflichtet. (Archiv f. kath. Kirchenrecht, 1934, 517 f.)

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Motorrad- und Autofahren der Geistlichen.) Das Kirchliche Amtsblatt der Erzdiözese Paderborn, 1934, 136, bestimmt, daß ohne ausdrückliche und schriftliche Erlaubnis des Ortsordinarius es strengstens verboten ist, Motorräder zu benützen und Autos eigenhändig zu steuern. Diese Erlaubnis wird nur widerruflich und nur dann erteilt, wenn der Nachweis erbracht ist, daß mit der Anschaffung eines Fahrzeuges keine besondere finanzielle Belastung verbunden ist und wenn wirklich dringende Gründe, namentlich seelsorglicher Art vorliegen. Die gewährte Erlaubnis schließt keineswegs die Erlaubnis ein, von den Vorschriften über die geistliche Kleidung irgendwie abzugehen.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Zugskostenvergütung für Geistliche in Freiburg i. Br.) Die Übersiedlung verursacht den Seelsorgsgeistlichen oft sehr große Kosten. Wiederholt wurde die Frage aufgeworfen, ob in dieser Hinsicht den Betroffenen nicht ein Ersatz gewährt werden

könnte und sollte. In Österreich ist dies bei der bestehenden Kongruagesetzgebung nicht möglich. Ist aber einmal Art. XIV des Konkordates über die Einhebung von Kirchensteuern durchgeführt, so könnte man an sich der Frage nähertreten. In der Erzdiözese Freiburg i. Br. (badischer Anteil) wird bei Versetzungen, welche von Dienstes wegen (also nicht lediglich auf Antrag oder aus disziplinären Gründen) erfolgen, eine Zugskostenvergütung aus der Kirchensteuerkasse gewährt, und zwar den Hilfspriestern und Kuraten, ferner den Pfarrern beim Antritt der ersten Pfarre oder bei einem Pfarrwechsel nach zehnjährigem Dienste an der Pfarre. Die Auslagen, welche vergütet werden, sind im Detail bestimmt und ist darüber eine genaue Rechnung zu legen. (Erlaß des Erzbisch. Ordinariates Freiburg, 10. August 1934; Archiv f. kath. Kirchenrecht, 1934, 521.)

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Einhebung des sogenannten Kirchengeldes.) Im Anschluß an die schon längere Zeit bestehende katholische Kirchensteuer schritt man in deutschen Diözesen, so neuestens auch in Meissen, zur Einhebung eines eigenen Kirchengeldes. Herangezogen werden Personen, welche das 18. Lebensjahr vollendet, im Sinne des Einkommensteuergesetzes ein eigenes Vermögen oder eigenes land-, forstwirtschaftliches oder gärtnerisches Grundeigentum oder Betriebsvermögen haben. Befreit sind Personen, welche im Bezug der Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung oder in öffentlicher Fürsorge sich befinden. Die Steuer ist eine freiwillige; doch erwartet die Kirchenbehörde, daß kein verpflichteter Katholik die Entrichtung verweigert. (Archiv f. kath. Kirchenrecht 1934, 264 f.)

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Über Rechtsfragen in Kongregationen bischöflichen Rechtes), die im Kodex keine klare Lösung finden, schreibt Prof. Dr Vinzenz Fuchs (Dillingen) im Archiv für katholisches Kirchenrecht 1934, 121 ff. Eine solche Frage ist die Amtsentsetzung der Generaloberen in den bischöflichen Kongregationen. Der Verfasser schreibt diese Gewalt dem Ordinarius zu. Schwieriger ist die Frage, wenn die Kongregation über mehrere Diözesen sich erstreckt. Bei der Aufnahme in die Kongregation hat der Bischof bei Frauenklöstern Recht und Pflicht des Examens, ferner ein allgemeines Aufsichtsrecht; die eigentliche Entscheidung über die Zulassung haben die in den Konstitutionen bezeichneten Organe. Zur Entgegennahme der Profeß ist der rechtmäßige Obere, bezw. dessen Delegat berufen. (Can. 572, § 1, n. 6.) Bei Kongregationen bischöflichen Rechtes könnte die Beteiligung des Bischofs bei der Entgegennahme der Profeß festgelegt sein.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Was ist das Gloria) bei Lk 2, 14? Dr I. Wobbe kommt in Bibl. Zeitschrift, XXII, zum Ergebnis: „Als Ganzes gesehen, darf man die Worte der Engel nicht einen Hymnus nennen, weil sie dafür zu kurz gehalten sind. Dagegen kann man sie mit Recht eine Akklamation nennen, und zwar eine Akklamation in der Form einer Doxologie. Ebenso wie ein König bei seinem Regierungsantritt durch Akklamationen gefeiert wurde, so begrüßen die Engel den Erlöser bei seinem Erscheinen auf der Welt in ähnlicher Weise.“

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Eine Tagung der katholischen Bibelbewegung) fand am 2. und 3. September 1934 in Beuron statt. Stonner (München) sprach über Wege und Formen schrift- und zeitgerechter Bibel-deutung. (Die Bibellesung ist durch das Bibelstudium zu ergänzen. Letzteres führt zum heiligen Text. Der Wortsinn ist durch die Herausstellung des Gegenwartssinnes für das Leben nutzbar zu machen.) Miller (Rom, S. Anselmo) sprach über Schriftsinn und liturgischen Sinn. Es wurde hiebei auch der Anteil der liturgischen Bewegung am neuerwachten Interesse für die Bibel erörtert. (Biblische Zeitschrift, XXII., 1934, 321.)

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Die siebente deutsche Orientalistentagung) fand vom 29. August bis 1. September 1934 in Bonn statt. Es sprachen auf derselben u. a. E. Heinrich über Neues zur Sumererfrage aus den Grabungen der letzten Jahre, V. v. Soden über Religion und Sittlichkeit nach den Anschauungen der Babylonier.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr Josef Fließer, Professor des kanonischen Rechtes in Linz.

(A. A. S. XXVII, Nr. 3—5.)

I. Entscheidungen der Kodex-Kommission vom 12. Februar 1935.

(A. A. S. 1935, Nr. 3, S. 92).

1. Teilnahme der catechistae religiosi an den Collationes morales.

Can. 131 zählt im § 3 unter den Priestern, die zur Teilnahme an den Dekanatskonferenzen, bzw. zur Einsendung von schriftlichen Arbeiten an diese Konferenzen verpflichtet sind, auf: tum omnes sacerdotes saeculares, tum religiosi licet exempti curam animarum habentes et etiam, si collatio in eorum domi-

bus non habeatur, alii religiosi qui facultatem audiendi confessiones ab Ordinario obtinuerunt. Es war nun zweifelhaft, was unter cura animarum inbegriffen ist. In manchen Diözesen sind Berufskatecheten, wenn sie selber pflichtige Katechetenkonferenzen abhalten, vom Besuch der Dekanatskonferenzen dispensiert. Nunmehr hat die Commissio Pontificia ad Codicis Canones authentice interpretandos für die Katecheten aus klösterlichen Gemeinschaften, die sonst nicht regelmäßig in der pfarrlichen Seelsorge tätig sind, entschieden, daß sie nicht an den Dekanatskonferenzen teilzunehmen brauchen. Die Entscheidung lautet:

D. An inter *curam animarum habentes*, de quibus in canone 131 § 3, recensendi sint religiosi sacerdotes, qui munere funguntur catechistae, vel vicarii cooperatores, vel cappellani a paroco dependentis in nosocomiis aliisque piis domibus.

R. Negative quoad religiosos catechistas; affirmative quoad religiosos vicarios cooperatores vel cappellanos, si, ad normam canonis 476 § 6 Codicis I. C., vicem parochi suppleant eumque adiuvant in universo paroeciali ministerio.

2. Der locus legitime destinatus für die Schwesternbeichte.

Can. 522 erlaubt jeder religiosa, zur Beruhigung ihres Gewissens auch bei einem zum Beichthören von Frauen bevollmächtigten Priester, der nicht confessarius ordinarius oder extraordinarius ihres Klosters ist, zur Beichte zu gehen, und zwar in qualibet ecclesia vel oratorio etiam semipublico. Zu diesem unklaren Passus über den Ort dieser Beichte erschien am 24. November 1920 eine Entscheidung der Kodexkommission, die besagte, daß can. 522 in dem erweiterten Sinne zu verstehen sei: Die Beichte der Schwestern, welche zur Beruhigung des Gewissens bei einem für Frauenbeichten bevollmächtigten Priester abgelegt wird, ist gültig und erlaubt, wenn sie entgegengenommen wird in ecclesia vel oratorio etiam semipublico, *aut in loco ad audiendas confessiones mulierum legitime destinato*. (A. A. S. XII, p. 575.) Nun erhob sich die Streitfrage, ob unter dem Ausdruck „legitime“ nur Orte zu verstehen sind, die von den Vorgesetzten für dauernd als Beichtort bestimmt worden sind, oder ob auch die Bestimmung des can. 910 anzuwenden ist, welcher im § 1 zwar verbietet, daß Beichten von Frauenspersonen extra sedem confessionalem entgegengenommen werden, aber hinzufügt: nisi ex causa infirmitatis aliave verae necessitatis et adhibitis cautelis, quas Ordinarius loci opportunas judicaverit. Die Frage, ob diese weitere Auslegung gestattet ist, war um so mehr von Bedeutung, als die Entscheidung der Kodexkommission vom 28. Dezember 1927 die Beichte einer Schwester, welche außerhalb der ecclesia, des oratorium und

des locus legitime destinatus abgelegt wurde, nicht nur als unerlaubt, sondern als ungültig erklärt (A. A. S. XX, p. 61).

Nummehr ist entschieden worden, daß in den Ausdruck Locus legitime destinatus auch die Bestimmung des can. 910, S 1, mit einzubeziehen ist. Die Entscheidung lautet:

D. Utrum verba: *loco legitime destinato*, de quibus in interpretatione diei 24 novembris 1920 ad canonem 522, intelligenda sint tantum de loco habitualiter designato, an etiam de loco per modum actus designato vel ad normam canonis 910 § 1 electo.

R. Negative ad primam partem, affirmative ad secundam.

3. Das zweite Noviziatsjahr.

Can. 555, § 1, bestimmt, daß zur Gültigkeit des Noviziates die Dauer eines vollständigen und ununterbrochenen Jahres notwendig ist. § 2 erklärt, daß eine längere Dauer des Noviziates zur Gültigkeit nur dann erfordert ist, wenn diese Bestimmung in den Konstitutionen der betreffenden religiösen Gemeinschaft enthalten ist.

Es erhob sich nun die Streitfrage, ob bei zweijähriger Dauer des Noviziates das erste oder das zweite Jahr als das kanonisch erforderliche Noviziatsjahr anzusehen ist. Desgleichen war fraglich, ob der Ordinarius loci vom zweiten, nicht ad validitatem erforderlichen Jahre dispensieren kann. Auf beide Dubia antwortete die Kommission folgendermaßen:

D. I. An indultum apostolicum requiratur ut annus canonicus novitiatus, de quo in canone 555 § 1 n. 2, transferri possit in secundum novitiatus annum iuxta § 2 eiusdem canonis.

II. An loci Ordinarius dispensare possit super secundo novitiatus anno, si hic in constitutionibus ad professionis validitatem non requiratur ad normam canonis 555 § 2.

R. Ad I. Affirmative.

Ad II. Affirmative, dummodo agatur de Religionibus iuris dioecesani.

II. Rangerhöhung des Festes vom Kostbaren Blute.

(S. Congr. Rit. vom 12. Jänner 1935, A. A. S. 1935, Nr. 3, S. 81.)

Als Denkmal der großen Feiern des 1900jährigen Jubiläums des Todes unseres Herrn und Heilandes wird von heuer an das Fest des Kostbaren Blutes Christi am 1. Juli als Festum I. classis secundarium gefeiert und in der Tagesoration der Ausdruck „solemni cultu“ nicht mehr in Parenthese gesetzt, sondern immer gebetet.

III. Neuordnung der Pönitentiare.

(A. A. S. 1935, Nr. 4, S. 97 ff.)

Unter ausdrücklichem Widerruf aller bisherigen Bestimmungen bringt die *Constitutio Apostolica* „*Quae divinitus*“ vom 25. März 1935 eine Reihe von eingehenden Bestimmungen, welche die Stellung des Großpönitentiars, der 6 *Officiales maiores*, die Verteilung der Referate, die Behandlung der *causae* im *Congressus quotidianus*, in der *Signatura Praelatorum seu Officialium Maiorum* und die Weiterleitung an den *Summus Pontifex* ordnen.

IV. *Decretum de Catechistica Institutione impensius curanda et provehenda.*

(S. Congr. Concilii vom 12. Jänner 1935, A. A. S. 1935, Nr. 5, S. 145—154.)

Das sehr eingehende Dekret der Konzilskongregation über den katechetischen Unterricht der Kinder und der Erwachsenen bringt sehr viele Bestimmungen über die durchgreifende Einführung der Katechese in allen Diözesen und Pfarren. Vor allem wird vorgeschrieben:

1. Die Errichtung des *sodalitium doctrinae christianae* (Katechismusbruderschaft) in jeder Pfarre.

2. Die Errichtung von Pfarrschulen für den katechetischen Unterricht.

3. Die gewissenhafte Abhaltung der katechetischen Predigten (Christenlehren) für die Erwachsenen im Sinne des *can. 1332*.

Pro rerum locorumque adjunctis sollen die *Ordinarii* für die Diözese ein eigenes *Officium catechisticum dioecesanum* errichten, von Jahr zu Jahr *Sacerdotes Visitatores* für die Inspektion des Religionsunterrichtes in den einzelnen Pfarren ernennen, einen „Katechismustag“ in den Pfarren als *festum doctrinae christianae* mit besonderer Feierlichkeit begehen lassen, und in den Orten, wo der Klerus die Arbeit des katechetischen Unterrichtes nicht allein bewältigen kann, durch die Katholische Aktion für Laienhelfer sorgen. Die Bischöfe müssen nach einem beigegebenen Schema, das 24 Fragen enthält, über die Durchführung in der alle fünf Jahre fälligen *Relatio status dioecesis* berichten.

Das neue Dekret wird vor allem für die Diözesen, in denen keine konfessionellen Schulen oder Staatsschulen mit offiziellem katholischem Religionsunterricht bestehen, von besonderer Wichtigkeit sein.

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von *Pet. Al. Steinen S. J.*, Consultor S. Poenit. Ap. (offic. de indulgentiis), Spiritual im Priesterseminar, Aachen, Alexianergraben 33.

Besuch der sieben Hauptkirchen Roms. Der Besuch dieser Kirchen, der vier größeren Basiliken von St. Petrus im Vatikan, vom heiligen Paulus vor den Mauern, vom heiligen Johannes im Lateran und von Maria Maggiore, sowie der drei kleineren Basiliken vom heiligen Sebastian, vom heiligen Laurentius in agro Verano und vom heiligen Kreuz von Jerusalem, wurde seit Jahrhunderten als eine besondere Andacht geübt. (Vgl. Beringer-Steinen, I., n. 960.)

Dieser Besuch ist wohl, wie das Dekret sagt, sehr geeignet, um die Frömmigkeit der Gläubigen zu mehren, weil ja gerade er so viele und so große von Gott empfangene Wohltaten ins Gedächtnis zurückruft. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß die Päpste im Laufe der Jahrhunderte diese Übung mit verschiedenen Ablässen bereicherten. Doch die Dokumente hiervon gingen zum großen Teil verloren; deshalb wurde eine Neuregelung wie folgt vorgeschlagen und bewilligt.

Alle, die diese Ablässe gewinnen wollen, müssen an ein und demselben Tage, d. h. von Mittag bis Mitternacht des folgenden Tages (can. 923) diese Basiliken besuchen; Beichte und Kommunion sind auch vorgeschrieben. An Gebeten sind außerdem vorgeschrieben: Fünf Pater, Ave, Gloria am Sakramentsaltare, und ebenda ein Pater, Ave, Gloria nach der Meinung des Heiligen Vaters; dann irgend ein Gebet zur Ehre der Mutter Gottes und des Titularheiligen der besuchten Kirche; an Stelle des letzteren muß man in Santa Croce ein Kredo mit dem Versikel „Wir beten dich an, Christus“ u. s. w. verrichten.

Sie gewinnen durch den Besuch *einer jeden Kirche* einen *vollkommenen Ablass*. Können sie aus einem Hindernis, das nicht von ihnen abhängt, die Besuche nicht zu Ende führen, dann haben sie doch die Ablässe der bereits besuchten Kirchen gewonnen.

Für das Privileg, das für außerhalb Roms gegeben ist, gilt folgendes: *Vorgeschrieben sind die Besuche in sieben Kirchen oder öffentlichen Oratorien. Ferner dieselben Gebete.*

Nur ein *vollkommener Ablass* wird diesen für alle Besuche *zusammengenommen* gewährt.

Zehn Jahre, wenn sie nicht gebeichtet noch kommuniziert haben. (A. A. S. XXVII, 60 sq.; 15. Jan. 1935.)

Für die Tenebrae am Kar-Mittwoch, -Donnerstag und -Freitag Verleihung von Ablässen. Um in den Herzen der Gläubigen die Gefühle des innigsten Dankes gegen unseren sterbenden Heiland zu wecken, der durch sein Leiden den Preis für unsere Erlösung entrichtete, gewährte der Heilige Vater für diese Leidensgedenkstage besondere Ablässe. *Alle*, die diesen Tenebrae andächtig beiwohnen, *sei es*, daß sie dem Gesange oder frommen Beten der Psalmen und Lesungen folgen, *sei es*, daß sie nach ihrem Geisteskönnen über des Herrn Leiden betrachten oder Gebete verrichten, können an *jedem Tage zehn Jahre Ablaß*, und wenn sie an *allen drei Tagen* den Feiern beiwohnten, einen *vollkommenen Ablaß einmal* gewinnen. Die gewöhnlichen Bedingungen sind außerdem zu erfüllen.

(A. A. S. XXVII, p. 114; 16. Mart. 1935.)

Geistiger Besuch beim Heilande im Tabernakel. Viele liebende Seelen besuchen gerne den Heiland während des Tages. Da aber häufig Hindernisse sie abhalten, wirklich zum Tabernakel hinzutreten, so eilen sie im Geiste hin zum Gefangenen der Liebe. Diese Art zu beten billigt und lobt unser Heiliger Vater sehr. Im neuesten Ablaßdekrete betont Se. Heiligkeit, daß solche Besuche „den Glauben an dieses Geheimnis lebensfrisch erhalten, daß sie die Liebe und die Gesinnungen der Dankbarkeit gegen den liebenswertesten Erlöser des Menschengeschlechtes in uns erwecken. Hat er doch durch den unendlichen Reichtum seiner Weisheit eine Weise gefunden, bei seinen Geschöpfen bis zur Zeitvollendung zu verbleiben, bei jenen, die er mit seinem kostbaren Blute erkauft hat; seine Wonne, so bezeugte er es, finde er gerade bei diesen“. Se. Heiligkeit verlieh dieser Übung folgende Ablässe.

Jedesmal, wenn man im Geiste zum Heilande hineilt, weil man durch Gründe, die man nicht beseitigen kann, abgehalten ist, einen wirklichen Besuch abzustatten, und *fünf Pater, Ave, Gloria* und *ein Pater, Ave, Gloria* in der Meinung des Heiligen Vaters betet, gewinnt man einen *Ablaß von fünf Jahren; vollkommenen Ablaß*, einmal in der Woche, falls man täglich wenigstens einen geistigen Besuch gemacht hat.

(A. A. S. XXVII, p. 169; 12. April 1935.)

Bei *wirklichem* Besuche und Verrichtung derselben Gebete gewinnt man zehn Jahre Ablaß u. s. w. (Vgl. diese Zeitschrift 1932, S. 838.)

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von *Peter Kittlitzko*, Professor i. R. in Ried im Innkreise (O.-Ö.).

1. Asien.

Vorderasien. Nach einer Radiomeldung vom 28. Mai hat das Parlament von *Ankara* die Einführung des Sonntages und der europäischen Woche beschlossen. Die Neuerung bedeutet einen weiteren Schritt zur Anpassung an die westliche Kultur, hat aber mit religiösen Beweggründen gar nichts zu tun. Die Regierung setzt ihre christenfeindliche Haltung unentwegt fort, und hat nun auch den Ordensfrauen das Tragen des geistlichen Kleides verboten. Bei 300 Schwestern, meist in der Schule tätig, sollen bereits in ihre Heimat zurückgekehrt sein. Die Mehrzahl stammt aus Frankreich.

Vorderindien. Der dritte Gesamtindische Kongreß wurde vom 28. bis 30. Dezember 1934 in *Poona*, der Hochburg des streitbaren Hinduismus, abgehalten. Außer den 95 eigens bestellten und berufenen Abgeordneten nahmen an der Tagung noch weitere 400 hervorragende Besucher aus ganz Indien teil. Der Heilige Vater hat den Versammelten seine besondere Freude ausgedrückt und den Apostolischen Segen gesendet.

Die Zahl der Katholiken Indiens (Ceylon und Burma eingeschlossen) ist nach dem neuesten „Catholic Directory“ von Madras auf 3,880.707 gestiegen. Vergleicht man damit die Jahre 1850 — 1,093.000, 1886 — 1,637.355, und 1901 — 2,202.774 Katholiken, so muß man zugeben, daß die katholische Mission Indiens trotz der bekannten Hindernisse — Indifferentismus, Nationalismus, geringe Hilfsmittel u. s. w. — erfreulich vorwärts gekommen ist.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung der letzten Jahre ist die wachsende *Teilnahme der Laienwelt*, namentlich der Gebildeten, am Missionsapostolat der Kirche, und die verständnisvolle Zusammenarbeit sämtlicher Katholiken Indiens zur Unterstützung besonders aussichtsreicher Missionsgebiete.

Ein Aufruf der beiden Bischöfe von *Nellore* und *Vizagapatan* in Südindien aus letzter Zeit fordert die Katholiken auf, einen Fonds von einer Million Rupien zu schaffen, der ausschließlich für die Missionierung des innerhalb ihrer Diözesen liegenden sogenannten *Telugudistriktes* verwendet werden soll, da hier seit einigen Jahren eine gewaltige Bewegung zur Kirche eingesetzt hat. Bischof Bouter von Nellore aus der Mill-Hiller Genossenschaft konnte allein in den fünf letzten Jahren 10.000 Konvertiten in die Kirche aufnehmen.

Die Zahl der von den Missions-Franziskanerbrüdern der Station *Zaroli* — 6 Deutsche, 2 Schweizer — in den Dschungeln der Erzdiözese *Bombay* gewonnenen Inder wird ebenfalls mit 10.000 berechnet.

Die beiden 1932 errichteten syro-malabarischen Diözesen *Trirandrum* und *Tiruwalla* setzen ihre günstige Entwicklung fort. Erzbischof *Ivanios* baute im letzten Jahre sechs neue Kirchen und 28 Missionsstationen und Kapellen; außerdem ein Kolleg, ein kleines Seminar und ein Seminar für zurückgekehrte Jakobitenpriester; Bischof *Theophilus* errichtete eine Aufklärungsgilde, die bereits 34 Mitglieder zählt, und erbaute ebenfalls mehrere Kirchen und Stationen. Vor kurzem wurde auch das protestantische Missionshospital für Süd-Travancore zu *Nellikakuzhi* von Erzbischof *Ivanios* erworben. Die Jakobitenkonvertiten werden bald eine führende Rolle in Südindien führen.

Die *Bharathars* oder *Paravers* an der Indischen Fischerküste rüsten sich zur Vierhundertjahrfeier ihrer Erstbekehrung durch die Portugiesen im Jahre 1535. Die Hauptmasse des Stammes wohnt heute im Bistum *Tutikorin*, dessen Bischof, Msgr. Roche S. J., ebenfalls der Paraver-Gemeinschaft angehört. („Fides.“)

Die seit längerem von den Steyern verwaltete Mission *Indore* wurde von den Diözesen Allahabad, Nagpur und Ajmer abgetrennt und zur selbständigen Präfektur erhoben. Ceylon zählt gegenwärtig 421.757 Katholiken, fast ein Zehntel der Bevölkerung.

(„St. M. B.“, S. 143.)

Hinterindien. Indochina hat im Geheimkonsistorium vom 1. April 1935 einen zweiten einheimischen Bischof bekommen. Der Neuernannte — Dominikus Ho Ngoc Can — wurde Weihbischof des Apostolischen Vikariates *Buichu*, das bereits 352.150 Katholiken zählt. *Buichu* grenzt an das Vikariat *Phat-Diam*, das schon seit 1933 einen einheimischen Bischof hat und derzeit ganz der Verwaltung des einheimischen Klerus untersteht. Beide Sprengel hatten 1934 insgesamt 452.424 Katholiken.

Sämtliche 15 Missionen Indochinas hatten nach der Statistik vom 30. Juni 1933 eine katholische Bevölkerung von 1.386.748 Seelen. Die jetzige Zahl dürfte etwas höher sein. („Fides.“)

Philippinen. Der spanischen Dominikaner-Universität St. Thomas in *Manila*, die seit 1611 besteht und seit acht Jahren in einem prächtigen Bau untergebracht ist, wurde vor kurzem ein Neubau angegliedert, der zur Aufnahme des Zentralseminars mit einer schönen, geräumigen Kapelle bestimmt ist. Die Universität wurde im letzten Jahre von 3408 Studenten besucht. Die Hälfte davon waren Mediziner.

Der schreckliche Priestermangel hat noch keine merkliche Besserung erfahren, obgleich seitens der Missionäre und des einheimischen Klerus die größten Anstrengungen gemacht werden. Der Fanatismus der Aglipayaner soll in einigen Gebieten — z. B. in *Zambales* — nachgelassen haben. „Wäre die Menschenfurcht nicht, würden ganze Familien zur Kirche zurückkehren“, heißt es in einem Berichte.

Niederländisch-Hinterindien. Die Zahl der Katholiken Niederländisch-Ostindiens ist auf 417.787 gestiegen, 339.689 Nichteuropäer und 77.898 Europäer (weiße Holländer). Von dem Missionspersonal sind 24 Priester, 13 Brüder und 51 Schwestern deutscher Herkunft, die übrigen — 396 Priester, 359 Brüder und 1410 Schwestern — sind Holländer. Die Mission betreut auf den verschiedenen Inseln 48 katholische Krankenhäuser und Kliniken und gibt 33 Zeitungen und Zeitschriften heraus, von denen 4 in malaiischer, 2 in javanischer, 1 in sikkanischer, die übrigen in holländischer Sprache geschrieben sind.

Einheimische Priester zählt bisher nur das Vikariat *Batavia* — 9 Jesuiten —, das auch 17 Große und 60 Kleine Seminaristen verzeichnet. Die aussichtsreiche Mission der *Kleinen Sundainseln* hat 68, bzw. 7 Seminaristen. Auch Celebes zählt bereits 36 Zöglinge im Kleinen Seminar.

Ein vortrefflich wirkendes Zentral-Missionsbüro in *Batavia* vermittelt den Verkehr der einzelnen Missionen mit der Regierung und den Behörden. Die Missionsorganisation Holländisch-Ostindiens kann als vorbildlich bezeichnet werden. („Fides“, 467.)

China. In der Provinz *Kansu* werden seitens der Regierung ernste Vorbereitungen getroffen, um die kommunistischen Banden endgültig zurückzudrängen. Der Generalissimus der Regierungstruppen baut nicht nur Eisenbahnen, Brücken und Autostraßen, um an die Räuber näher herankommen zu können, sondern er führt auch strenge Reformen in der Verwaltung und der Steuerpolitik durch, da

er sich überzeugt hat, daß eine unzufriedene Bevölkerung der beste Nährboden für die Roten ist.

Interessant ist, daß der erste, der dem energischen Vorgehen der Regierungstruppen seine Freiheit verdankt, der spanische Dominikanermissionär *Cyprian Bravo* war. Der Pater schmachtete schon 13 Monate in der Gefangenschaft der Kommunisten und schien schon verloren zu sein. Als nun die Räuber von den Regierungstruppen hart bedrängt wurden und den Rückzug antreten mußten, fragten die Anführer — nach Bravos Aussage *überzeugte Spiritisten* — ihr Medium, was mit dem Gefangenen geschehen soll. Der Geist, der sogar Tertullians Worte vom Blute der Märtyrer als dem Samen neuer Christen zitierte, riet ihnen ab, den Missionär zu töten, da sein Tod die Sache der Kirche in China nur noch mehr fördern würde.

Daraufhin gab der Kommandant dem Pater 5 Dollar, stellte ihm einen Passierschein durch die roten Linien aus und erlaubte ihm, das Lager zu verlassen. Einige Tage später traf P. Cyprian in der Station Sinsang (Provinz Kiangsi) der amerikanischen Missionäre ein: „die Kleider in Fetzen, abgetragene Tennisschuhe an den geschwollenen Füßen — ein Anblick zum Erbarmen.“ Nach verhältnismäßig rascher Erholung setzte P. Bravo seine Reise zu seinen Mitbrüdern in Fokien fort. Über das weitere Befinden des Paters wurde nichts verlautbart.

Die *Missionshierarchie* Chinas wurde um die Apostol. Präfekturen *Taming* (abgetrennt von dem Vikariat Sienhsien und von ungarischen Jesuiten übernommen) und *Chaotung* (abgetrennt vom Vikariate Jünanfu) vermehrt. Die unabhängige Mission *Tunghow* erhielt den Rang einer Apostol. Präfektur. („Fides.“)

Die *Synodalkommission* von Peking, in die kürzlich erfreulicherweise auch der deutsche Franziskaner P. Eduard Bödefeld, langjähriger Missionär in China, zuletzt Professor für „chinesische Kultur und Pastoral an der Franziskanerhochschule St. Antonio in Rom, berufen worden ist, entwickelt unter der Leitung des Apostol. Delegaten Zanin eine überaus rührige und ersprießliche Tätigkeit, die namentlich die Gewinnung der gebildeten Kreise Chinas zum Ziele hat. Eine neue Monatsschrift „*Der neue Polarstern*“ soll ausschließlich diesem Zwecke dienen; sie soll allen Behörden, Schulen und Büchereien übermittelt werden.

Die katholische Universität in Peking hat ihr 1. Schuljahr unter der Leitung der Steyler Missionäre mit 504 Hochschulstudenten und 416 Mittelschülern geschlossen. Für das 2. Schuljahr meldeten sich 600 Hochschulkandidaten, doch konnten nur 273 davon aufgenommen werden. Der katholische Studentenzirkel der Universität arbeitet eifrig in der Katholischen Aktion, namentlich durch Werke der Caritas.

Die wirtschaftliche Lage der Universität benötigt noch immer kräftige Unterstützung seitens hilfsbereiter Freunde in Europa und Amerika.

Durch den Franziskanerbischof *Jarre*, Apostol. Vikar von Tschinanfu, werden gegenwärtig zwei Seligsprechungsprozesse geführt. Der Hauptprozeß für P. Josef Freinademetz und der Nebenprozeß für P. Arnold Janssen, beide aus der Steyler Missionsgesellschaft. Der Hauptprozeß für letzteren wird in Europa geführt.

Dem Bischof *Henninghaus*, Apostol. Vikar von Yenchowfu, der am 30. Mai d. J. sein 50jähriges Priesterjubiläum gefeiert hat, wurde von Pius XI. die Erlaubnis erteilt, am Jubiläumstage selbst den Päpstlichen Segen nebst vollkommenem Ablass zu erteilen. Als der Jubilar 1886 nach Shantung kam, zählte die katholische Mission 634 Getaufte und 2150 Taufbewerber. Heute leben im Gebiete der alten Mission 138.967 Katholiken und 31.356 Katechumenen. Ein Teil des Gebietes,

die 1933 errichtete Präfektur *Yanku*, steht unter der Leitung des einheimischen Klerus, der übrige (Yenchowfu, Tsingtao, err. 1925, und Tsaowchowfu, err. 1934) ist den Steyler Missionären verblieben. Als erster Bischof von Tsaowchowfu wurde am 24. Februar d. J. der Provikar Franz Hoowaarts geweiht. Apostol. Vikar von Tsingtao ist Bischof Weig. („Fides.“)

Mandschukuo. Die Einwohnerzahl Mandschukuos hat nach der jüngsten amtlichen Statistik in den letzten drei Jahren um 1½ Millionen zugenommen; ihr Stand im Dezember 1934 war: 34,339.411. Weitere Einwanderungen stehen in nächster Zeit bevor. Der Schweizer Missionär P. Jörg der *Tsitsikar*-Präfektur hat bei einem Vorstoß in das Amurgebiet viele Tausende von Christen — meist russische Flüchtlinge — getroffen, die seit vielen Jahren keinen Priester mehr gesehen haben. Der Pater wurde überall, selbst bei Griechisch-Orthodoxen, mit Tränen der Freude begrüßt und bestürmt, zu bleiben und sie zu unterrichten. Das Amurgebiet wäre ein dankbares Arbeitsfeld für eine neue Missionskongregation, da die alten bereits mit Arbeit überhäuft sind. — P. Jörg ist unterdessen von Banditen ermordet worden.

Der Kaiser Kang Te hat während seines Aufenthaltes in Tokio dem Apostol. Delegaten Marella von Japan eine Audienz gewährt, die für die Weiterentwicklung der katholischen Mission in Mandschukuo nicht ohne Bedeutung bleiben dürfte. Von der japanischen Presse wurde der Empfang sehr hoch eingeschätzt.

Japan. Die christliche Mission Japans hat es auf 103.271 Katholiken und 178.215 Protestanten gebracht. Beide Zahlen, obgleich mit schweren Opfern errungen, verschwinden gegenüber den 16,772.125 Shintoisten und 41,802.800 Buddhisten, ja selbst gegenüber den neueren „Religionen“, deren Anhängerschaft in der Statistik mit 5½ Millionen berechnet wird.

Als Anzeichen einer günstigeren Entwicklung in der Zukunft werden von den katholischen Missionären gebucht: der gute Besuch der 1928 gegründeten katholischen Universität, bei 2000 Hörer, und des seit 1905 bestehenden katholischen Frauenkollegs in Tokio — der Heilige Vater soll die Errichtung der katholischen Universität Tokio als eine der wichtigsten Schöpfungen seines Pontifikates bezeichnet haben —; ferner die zunehmende Anerkennung, welche die selbstlose und hingebungsvolle Arbeit der Missionäre, namentlich der Schwestern, in der Öffentlichkeit und bei den Behörden findet, das vorbildliche Leben und soziale Wirken vieler Konvertiten, die hohe Einschätzung des beschaulichen Lebens u. s. w.

Die harte Pionierarbeit in Japan verdiente in der Heimat mehr Beachtung und Unterstützung!

Korea. Nach einer Meldung der „*Manchuria Daily News*“ beabsichtigt das japanische Kolonialministerium 160.000 Familien mit zirka 800.000 Personen aus Korea in Mandschukuo anzusiedeln. Eine Kolonialgesellschaft mit einem Kapital von 30 Millionen Yen hat sich bereit erklärt, das Riesenprojekt durchzuführen, sobald das Parlament seine Zustimmung gibt. Eine Bestätigung der Meldung seitens der Missionäre liegt nicht vor.

2. Afrika.

Ostafrika. Die Missionäre der italienischen Kolonien *Erythräa* (Kapuziner) und *Somaliland* (Franziskaner) haben bei ihrer Missionsarbeit vier verschiedene Volksschichten zu berücksichtigen: 1. Die italienischen Einwanderer, deren Seelsorge namentlich in Somaliland wegen der riesigen Entfernungen recht schwierig ist. 2. Die unierten

und schismatischen Abessinier. 3. Die Mohammedaner im Westen von Erythräa und in ganz Somaliland. 4. Die noch heidnischen Stämme, von denen bisher nur der Stamm der Cumana mit größerem Erfolg missioniert werden konnte, während die Eingeborenen des Somalilandes wegen Mangel an Missionskräften bedauerlicherweise ganz der starken Agitation der Mohammedaner überlassen werden müssen.

Unter den unierten Abessiniern (Äthiopiern) wirken neben den Kapuzinern auch bei 70 einheimische Priester, die dem einheimischen Bischof Chidane M. Cassa unterstehen.

Die 20 Missionssprengel der *Weißén Väter* in Ostafrika und Französisch-Sudan verzeichnen für das Jahr 1933/34 194.906 Taufen, 80.737 an Erwachsene, 44.735 an Sterbende, die übrigen an Kinder katholischer Eltern. Damit ist die Zahl der von den Weißén Vätern betreuten Katholiken auf 971.659 gestiegen (+ 150.000 gegen das Vorjahr), die etwa 15.000 Weißén nicht eingerechnet. Von den Taufbewerbern stehen in nächster Vorbereitung — die Probezeit dauert vier Jahre — 457.507, in entfernterer über eine halbe Million. Die Zahl der Schulkinder ist um 44.623 gestiegen und beträgt jetzt 331.620. Das innere Leben der Katholiken kennzeichnen 4.034.536 Beichten, 15.524.565 Kommunionen und 4.068.682 verpflegte Kranke. Zur Bewältigung dieser Riesenarbeit standen den Oberen an weißem Personal 674 Priester, 208 Brüder und 570 Schwestern zur Verfügung. Das eingeborene Personal bestand aus 122 Priestern, 353 Schwestern und 7996 Katechisten und Lehrern. Die einheimischen Brüder sind im Berichte noch nicht mitgezählt; ihre Entwicklung gestaltet sich günstig.

Bezeichnend ist, daß auch in der schwierigen Mohammedanermision von *Kabylien-Ghardaja* 35 Taufen an Erwachsene und 1598 in Todesgefahr gespendet werden konnten.

(„Afrika-Bote“ 1935, 63.)

Der Häuptling und die Bevölkerung von *Kilema* am *Kilimandscharo* haben den Beschluß gefaßt, zum Andenken an das Erlösungsjubeljahr einen öffentlichen Garten auf dem Fumbaberg — der bedeutendsten Erhebung im Nordosten des Kilimandscharo — anzulegen und inmitten des Parkes auf einem 4 m hohen Zementsockel eine lebensgroße Christusfigur aufzustellen. Der Beschluß zeigt, daß der christliche Glaube am Kilimandscharo schon tief eingedrungen ist.

(„Fides“, 470.)

Die *Schweizer Kapuziner* gehen daran, in ihrer Mission sogenannte „Witwenfonds“ zu errichten. Nach dem im Lande geltenden Eingeborenenrechte fällt nämlich die Witwe den Verwandten, namentlich den Brüdern des verstorbenen Mannes zu, die über sie nach Gutdünken verfügen können. Die Möglichkeit, diesem traurigen Schicksale zu entgehen, haben nun jene Witwen, die in der Lage sind, den für sie gezahlten Kaufpreis den Verwandten zurückzuzahlen. Da nun die wenigsten Witwen über größere Geldmittel verfügen, will ihnen die Mission die nötigen Beträge vorstrecken, daß sie sich loskaufen und frei über ihr weiteres Schicksal entscheiden können. Die neue Einrichtung findet überall lebhaften Anklang.

In Dar-es-salam selbst wurden Pfadfindergruppen für Knaben und Mädchen gegründet, desgleichen eine St.-Antonius-Bibliothek.

(„Missionsbote“ 1935, 79.)

Die beiden Abteisprenzel der Benediktiner von *St. Ottilien* entwickeln sich sehr günstig. Aus dem östlichen schreibt ein Missionär: „Es geht wirklich gut voran bei uns im *Ndandabezirk*“; aus dem westlichen weiß der Berichterstatter von *Peramiho*, der seit längerem recht schweigsam war, auf einmal so viel Interessantes und Erfreu-

liches zu erzählen, daß man die Hälfte des Missionsberichtes damit ausfüllen könnte, wenn die anderen Missionen nicht zu kurz kämen.

Südafrika. Die Benediktiner von *Eshove* (Zululand) arbeiten emsig an dem Ausbau des Bestehenden, da die Gründung neuer Stationen durch das 5-Meilen-Gesetz sehr erschwert ist.

(„Chronik von St. Ottilien.“)

Mariannhill hat einen Teil seines Arbeitsfeldes an die Franziskanerbrüder von Waldbreitbach abgetreten. Das zur Präfektur erhobene Gebiet liegt am *Monte Currie* und wurde schon seit mehreren Jahren von den Franziskanern verwaltet.

Das Institut der Eingeborenen-Franziskaner-Familiaren von *Kwa St. Josef* hat endlich den ersten Professoren mit ewigen Gelübden erhalten. Von den 28 Mitgliedern haben 10 die zeitlichen Gelübde abgelegt; die übrigen sind Kandidaten. 7 Familiaren studieren Theologie im Priesterseminar *Ixopo* bei *Mariatal*.

Das Lehrerseminar von *Mariazell* in der Präfektur *Umtata* hat beim Dezemberexamen 1934 unter sämtlichen 14 Lehrerseminarien der Kapprovinz den ersten Platz errungen. Auch das Mariannhiller Lehrerseminar hat erstaunliche Erfolge erzielt.

Das Priesterseminar von *Roma* in *Basuto* zählt bereits 80 Seminaristen. Wenn der heurige Zuwachs — 20 Neueintritte — anhält, müssen im nächsten Jahre die Gebäulichkeiten vergrößert werden.

Die Kathedrale von *Roma* hat von Wohltätern im Elsaß eine Orgel zum Geschenke bekommen; der Tag der Weihe war ein Jubeltag für ganz *Roma*. P. Hertrich bemerkt in seinem Berichte: „Solch eine Begeisterung hat wohl *Roma* noch nie gesehen.“

(„Immakulata“.)

Die Missionäre von *Kroonstad* wenden — wohl in Nachahmung ihres leider zu früh verstorbenen Mitbruders P. Bönisch — der sozialen Arbeit ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Zu den bereits seit längerem bestehenden Vereinen: Sparkasse, Armenfonds, Schulfonds und Lehrbücherei, kam im letzten Jahre ein Begräbnisverein, der schon nach kurzem 125 Mitglieder zählte.

Im Laufe des Jahres ist ein dritter holländischer Dominikaner in *Kroonstad* eingetroffen. Die Teilung des Vikariates rückt immer näher.

Bischof Meysing von *Kimberley* hat am 21. Januar 1935 sämtliche Missionäre seines Sprengels um sich versammelt. Die dabei erstatteten Rechenschaftsberichte veranlaßten den Bischof zu der Bemerkung: „Es geht überall lustig voran. Trotz der geldlichen Schwierigkeiten wird kein Stillstand eintreten.“

Die Missionsversuche, die man im Vikariate *Windhuk* nach Schließung der Station *Tsumeb* unter den in der Nähe wohnenden Buschleuten gemacht hat, haben einen überraschenden Erfolg gezeitigt. Eine gute Anzahl Buschleute ist bereits getauft und fast die Hälfte der Schulkinder des Internates gehört der Buschmannsippe an. Die Buschleute galten noch vor kurzem als Wilde.

Aus *Kapstadt* wird gemeldet, daß Südafrika im Berichtsjahre 1934/35 für das Werk der Glaubensverbreitung insgesamt 980 Pfund (1 Pfund Sterling = 4.80 Dollar) gesammelt hat, davon treffen auf das Vikariat *Transvaal* mit den Städten Johannesburg und Pretoria 233 Pfund; das Vikariat *Natal* mit Durban als Bischofsitz steht mit 150 Pfund an zweiter Stelle, das Vikariat *Westkapdistrikt* mit 122 Pfund an dritter Stelle.

Ein reines Missionsgebiet wie das Vikariat *Basutoland* hat bereits 95 Pfund beigetragen. Die Beiträge der übrigen Missionsgebiete sind noch gering.

(„Fides“, 470.)

Westafrika. In den 16 Missionssprengeln der Genossenschaft vom Heiligen Geiste an der Westküste Afrikas (Angola bis Senegambien) leben nach dem neuesten Rechenschaftsberichte 955.620 Katholiken und 464.554 Katechumenen neben 344.561 Andersgläubigen, 2.580.954 Mohammedanern und 12.696.145 Heiden. Die größte Katholikenzahl weisen auf *Kubango* in Angola mit 275.566 Getauften und 75.519 Katechumenen, *Jaunde* und *Duala* in Kamerun mit 162.401, bzw. 77.443 Getauften und 81.731, bzw. 61.985 Taufbewerbern, und *Onitscha* in Nigeria, das 133.504 Katholiken und 109.905 Katechumenen verzeichnet.

Der Mohammedanismus ist am stärksten im Nordwesten vertreten, in *Senegambien*, mit 1.142.329, und *Französisch-Guinea* mit 1.000.000 Anhängern. Der Nordwesten hat auch die meisten Heiden, *Sierra Leone* 1.000.000, *Nigeria* sogar 5.000.000. Im Süden zählt *Kubango* 2.000.000, *Lunda* 1.000.000, *Kunene* 136.000 Heiden. Von den Häretikern entfallen 150.000 auf *Kubango*, 70.000 auf *Duala* und 52.000 auf *Onitscha* in Nigeria; in den übrigen Sprengeln erreichen sie die Zahl der Katholiken nicht annähernd.

Die Zahl der Glaubensboten steht leider in keinem Verhältnis zu den Aufgaben, die in Westafrika zu leisten wären. Die drei Sprengel Angolas mit einer heidnischen Bevölkerung von 3.136.000 Köpfen z. B. haben zusammen 73 Priester, 45 Brüder und 31 + 14 (einh.) Schwestern; *Onitscha* in Nigieren mit 6.000.000 Einheimischen 51 Priester, 6 Brüder und 18 Schwestern. Einheimische Priester wirken in sechs Sprengeln, ihre Zahl beträgt 24. Auf den Priesterberuf bereiten sich vor: 72 Kandidaten im Großen und 416 Studenten im Kleinen Seminar. 14 Seminaristen und 65 Studenten entfallen auf *Duala*, 28 Theologen und 75 Studenten auf *Jaunde*.

In großen Teilen Westafrikas könnte die Ernte reichlicher sein, wenn die Zahl der Schnitter höher wäre!

(„Echo vom Heiligen Geist“ 1935, 103.)

Die 12 Missionssprengel des *Lyoner Seminars*, die inmitten der genannten Missionssprengel liegen, weisen 330.906 Getaufte und 109.039 Katechumenen auf.

Die Vikariate *Jaunde* und *Duala* haben bereits ihre ersten einheimischen Subdiakone. Bis der Bericht in die Hände der Leser kommt, dürften acht von ihnen schon Priester sein.

Bischof Vogt von *Jaunde* ist es bei seiner letzten Europareise gelungen, die elsässischen Schwestern vom heiligen Kreuz (Mutterhaus in Straßburg-Neudorf) für die Arbeit in Kamerun zu gewinnen. Vier Schwestern sind bereits in Afrika angekommen.

Die von Bischof Vogt im Jahre 1927 in *Jaunde* gegründete Genossenschaft einheimischer Brüder erhielt nun den Namen: „Brüder vom heiligen Josef.“ Die Brüder waren bisher meist Handwerker; in Zukunft sollen sie hauptsächlich zu Lehrern und Katechisten ausgebildet werden.

(„Kath. Miss.“ 1935, 140 f.)

Innerafrika. Der äußere Aufstieg der katholischen Mission in *Belgisch-Kongo* wurde in diesen Berichten schon öfter erwähnt. Eine interessante Schilderung der inneren Entwicklung bringt ein Bericht aus Leopoldville. Derselbe lautet auszugsweise: „Es ist eine Freude zu sehen, wie sich das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung am Kongo von Jahr zu Jahr aufwärts entwickelt.“

Der Eifer der Missionäre und das Verständnis der Gläubigen begegnen sich, um die schönsten Früchte zu zeitigen.

Vielfach ist es Brauch geworden, die für die Mitglieder vorgeschriebenen Gebete gemeinsam zu verrichten. Ganze Gebets- und Opfertage werden vor allem von Seite der Jugend eingelegt. Auch der Opfertag der Kranken für die Missionen wurde manchenorts eingeführt. In Menge erscheinen die Christen am Missionssonntag an

der Kommunionbank, um für die Ausbreitung des Reiches Christi zu beten. Der Aufruf Msgr. Salottis wurde an alle Missionen geschickt und hatte zur Folge, daß manche Gläubigen Dutzende von Kilometern weit durch Berg und Wald zur Kirche eilten, um dort Gebet und Opfer für das Werk der Glaubensverbreitung auf den Altar zu legen.

Die diesmal gesammelten 143.203,87 Franken bedeuten gegenüber dem Vorjahr ein Mehr von 17.988,67 Franken — trotz der wachsenden Geldknappheit.

Die Freigebigkeit der Kongolesen kommt oft auf drastische Weise zum Ausdruck. Die Seminaristen von Baudouinvillie (Oberkongo) bestellen z. B. ein Feld mit Tabak und schenken den Ertrag dem Werk der Glaubensverbreitung. Ganze Arbeitstage und Arbeitswochen kommen dem Werke zugute.“ („Fides“, 474.)

Nordafrika. Die bescheidenen Erfolge der katholischen Missionäre unter den Mohammedanern Nordwestafrikas wecken bereits den Fanatismus muslimischer Zeitungen, die von der französischen Regierung die Ausweisung der Missionäre verlangen. In Ägypten macht sich eine ähnliche Bewegung bemerkbar — ein Beweis, daß sie von einem gemeinsamen Zentrum — dem Panislamismus — ausgehen. Nach den spärlichen Missionsberichten ist die Stimmung der Bevölkerung weniger feindselig als die der Zeitungen. Das Volk sieht eben das selbstlose Wirken der Missionäre, die helfen, wo und soviel sie können, während die eigenen Glaubensgenossen vielfach an der Not der Armen herzlos vorübergehen. Gegen die christliche Caritas kommt auch der wütendste Fanatismus nicht leicht auf!

(„Kath. Miss.“ 1935, 110.)

3. Amerika.

Nordamerika. Nach der Volkszählung vom Jahre 1931 weist Kanada folgende Rassen- und Konfessionsverhältnisse auf:

Weißer Rasse 10.134.313; Indianer 122.911; Neger 19.456; Eskimo 5979; Japaner 23.342; Chinesen 46.519; verschiedene Asiaten 14.689.

Katholiken 4.285.388; Vereinigte Kirche 2.017.375; Anglikaner 1.635.615; Presbyterianer 870.728; Baptisten 443.341; Lutheraner 394.194; Juden 155.614; Schismatiker 102.389.

401 verschiedene Sekten, welche die Zahl 100.000 nicht erreichen. Als religionslos haben sich im ganzen Lande 21.071 bezeichnet.

Unter den Katholiken hält das Missionsinteresse in erfreulicher Weise an. In den direkten Dienst der Mission traten im Vorjahre 49 Priester, 66 Brüder und 113 Schwestern. Die Ziffern für das Jahr 1933 waren: 50, 35 und 94. („Monatsbl.“ 1935, 192.)

In den Vereinigten Staaten wurde die Zahl der Katholiken Ende 1934 mit 20.523.000 berechnet. Gegen 1934 bedeutet dies eine Vermehrung um 200.500, gegen 1924 eine solche von 1.823.000 Personen. Dieser Zuwachs rekrutiert sich hauptsächlich aus den katholisch Getauften, die bisher keiner katholischen Organisation angeschlossen waren und daher nicht gezählt wurden.

Über die Negermissionen liegen folgende Meldungen vor: Die Kapuzinermission zum heiligen Benedikt dem Mohren in Milwaukee feiert dieses Jahr ihren 25jährigen Bestand. Die Mission verfügt dermalen über eine gut besuchte Schule mit Internat, über eine geräumige Kapelle und ein gut eingerichtetes Krankenhaus. Seit der Gründung wurden in der Mission 1643 Farbige getauft, davon 254 Erwachsene. („Weltapostolat“ 1935, 162 ff.)

In der Corpus-Christi-Kirche der Franziskaner in Chicago empfangen kurz vor Weihnachten v. J. 75 Negerkonvertiten gemeinschaftlich die heilige Taufe. Seit 2½ Jahren sind in dieser Kirche

bereits 400 erwachsene Neger getauft worden. Die angeschlossene Schule wird von 486 Negerkindern besucht. („Ant.-Bote“ 1935, 153.)

Die vier im Mai 1934 geweihten Negerpriester der Steyler Missionsgesellschaft wurden von den Oberen der Diözese Lafayette überlassen. Der dortige Bischof teilte die Negerpfarre der Stadt und überwies den Patres die Herz-Mariä-Pfarre. Das Bistum Lafayette zählt einige 80.000 Farbige. („St. M.-B.“ 1935, 160.)

Südamerika. Die gewaltige religiöse Erneuerung, die der Eucharistische Kongreß von Buenos Aires in fast allen Ländern Südamerikas bewirkt hat, zeitigt bereits erfreuliche Früchte. In *Brasilien*, wo der Religionsunterricht von 1891 bis 1933 aus der Schule verbannt war, sind es erfreulicherweise die katholischen Erzieher, die bei ihrem Kongreß (20. bis 27. September 1934) in der Landeshauptstadt Rio de Janeiro ein begeistertes Bekenntnis zur katholischen Front abgelegt haben. Als der Minister für Erziehung in der Schlußsitzung mit aufrichtiger Überzeugung von der ewigen Kraft der katholischen Erziehung sprach und der erzieherischen Weisheit der katholischen Kirche das Lob spendete, daß sie auch heute, im Gegensatz zu so vielen neuzeitlichen Systemen, allein befähigt sei, der teuren Jugend Brasiliens die wahre Bildung zu schenken, da umbrauste ihn allgemeiner Beifall, ein Beweis, daß er den Erziehern des ganzen Landes aus dem Herzen gesprochen hat. („St. M.-B.“ 1935, 119.)

Hoffentlich bringt diese Geisteserneuerung recht bald auch eine Vermehrung der Priester- und Ordensberufe, damit Brasilien wirklich katholisch werde und bleibe.

Aus *Ecuador* liegt die merkwürdige Meldung vor, daß der Präsident der Republik den Apostol. Vikar von *Napo* (St.-Josef-Gesellschaft von Turin) zum Inspektor des Gesundheitsamtes in seinem Gebiete ernannt habe. Durch eine spätere Verfügung wurde derselbe Apostol. Vikar zum ehrenamtlichen Aufseher für die Straßenbauten ernannt. Als Grund für diese Ernennungen wird angeführt, daß die von der Regierung den Einheimischen zugedachten Medikamente nicht immer bestimmungsgemäß verwendet wurden und daß die Auszahlung der Löhne bei Straßenbauten nicht rechtzeitig und gerecht erfolgt sei. Wichtiger als diese Ernennungen ist die Betrauung des Apostol. Vikars von *Zamora* mit der Überwachung der Erziehung der gefürchteten Chivaros. Mit dieser Betrauung wird den Missionären das Recht eingeräumt, im Namen der Regierung auch dem gottlosen und verbrecherischen Treiben der das Land brandschatzenden Goldsucher energisch entgegenzutreten. Die Goldsucher waren bisher die ärgsten Feinde der katholischen Mission.

Der Senat der Republik *Kolumbien* hat beim Ableben des Apostolischen Präfekten von *Caqueta* in öffentlicher Sitzung einstimmig eine Resolution angenommen, die den Verstorbenen als den Apostel der Kolumbianischen Kultur in *Caqueta* und *Putumayo* preist und die Verdienste der Kapuzinermissionäre in herzlichen Worten würdigt. Kolumbien ist schon seit längerem sehr katolikunfreundlich.

(„Fides.“)

Die Hierarchie *Argentiniens* ist anläßlich des Eucharistischen Kongresses um zehn Bischofsitze erweitert worden. Die Namen der neuen Diözesen und der dafür ernannten Bischöfe wurden am Vortage der Eröffnungsfeierlichkeiten bekanntgegeben. Wenn nur die Vermehrung des Klerus gleichen Schritt hielte! („Sal. Nachr.“)

Der bedauerliche Chaco-Streit zwischen *Bolivien* und *Paraguay* soll bei einer Zusammenkunft der Präsidenten der beiden Republiken endgültig bereinigt werden. Die Mission kann nur herzlich wünschen, daß die Einigung gelingt.

4. Australien und Ozeanien.

Die schon seit längerem in der Seelsorge *Australiens* wirkenden Oblaten der Unbefleckten Jungfrau haben in Lovely Banks, Geelong, ein Noviziat ihrer Kongregation errichtet, um einheimische Arbeitskräfte zu gewinnen.

Die Mandatskommission des Völkerbundes für „*Neu-Guinea*“ sandte nach Genf einen Bericht, der auch den Missionen ein besonderes Kapitel widmet. Nach seinen Angaben stehen von 401.129 bei der Volkszählung erfaßten Einwohnern — die Zahl der nicht erfaßten ist bedeutend größer — 230.980 unter dem Einfluß der verschiedenen christlichen Missionen. Weit über die Hälfte (123.711) bekennen sich zum Katholizismus, der auch auf dem Gebiete des Unterrichts die Führung hat. An der Spitze der katholischen Sprengel steht das von deutschen Herz-Jesu-Missionären (Hiltrup und Freilassing) geleitete Vikariat *Rabaul* mit 45.025 Katholiken und 29.924 Anhängern (1924 zählte es erst 23.673 lebende Katholiken). Auch die Steyler Sprengel *Ost- und Zentral-Neu-Guinea* sind im Aufstiege begriffen. Die übrigen Missionen Ozeaniens gehen ihren gewöhnlichen langsamen Gang.

(„Liebfrauen-Monatshefte“ 1935, 164.)

5. Europa.

Rom. Zum Direktor der „Fides“-Korrespondenz an Stelle des nach Amerika abberufenen P. John Considine wurde vom Zentralrat der Glaubensverbreitung der französische Weltpriester Andreas Bouguin, bisher Schriftleiter des französischen Sprachbereiches, ernannt.

Papst Pius XI. hat den bisher hauptsächlich in Italien eingeführten Opfertag der Kranken für die Missionen für die ganze Kirche vorgeschrieben.

Der frühere Delegat für Ostafrika, Msgr. Hinsley, wurde zum Erzbischofe von Westminster ernannt. Die Ernennung wurde überall, namentlich in Missionskreisen, mit großer Genugtuung aufgenommen.

(„Fides.“)

Belgien. In der Weltausstellung in Brüssel sind die katholischen Missionen in zwei Abteilungen vertreten. Bei Belgisch-Kongo die dort wirkenden Missionsgesellschaften, und in „Katholisches Leben“ die päpstlichen Missionswerke.

Luxemburg. Zu den missionsbegeistertsten Ländern Europas gehört das Großherzogtum Luxemburg, das mit seinen finanziellen Leistungen, die Summe auf die Bevölkerungszahl — 300.000 — umgerechnet, an erster Stelle, mit der Zahl der Missionäre an zweiter oder dritter Stelle steht. Luxemburger sind in fast allen Missionsgesellschaften zu finden, am stärksten bei den Jesuiten (42), den Herz-Jesu-Priestern (32), den Maristen (22), den Benediktinern (18), den Redemptoristen (16) und den Weißen Vätern (10). Über 50 Weltpriester sind in den Vereinigten Staaten, gut zwei Dutzend in den Nachbarländern Deutschland, Frankreich und Belgien. Norwegen, dessen Bischof ein Luxemburger ist, bezieht seine Priester und Ordensschwester zum großen Teil aus Luxemburg.

(„Kreuz u. Kar.“ 1935, 135.)

Deutschland. Das am Weißen Sonntag von Kardinal Faulhaber in München geweihte Missionsflugzeug — als Land- wie als Wasserflugzeug verwendbar — erhielt den Namen „*Das fliegende Kreuz*“. Bei der Miva-Zentrale in Aachen treffen zahlreiche Anmeldungen von Piloten für den Missionsdienst ein.

Österreich. Die Vorstehung der Leo-Gesellschaft in Wien hat beschlossen, das Erscheinen einer eigenen Zeitschrift für Missions-

katechese „Blätter für die Missionskatechese und katechetische Zusammenarbeit der Länder“ finanziell zu ermöglichen. Die Schriftleitung dieser Blätter liegt in den Händen von P. Dr. J. Thaurén, Univ.-Prof. Dr. Leopold Krebs und Msgr. Wilhelm Pichler. Erscheinen viermal im Jahre, zwei Bogen stark, pro Nummer 50 Groschen. Dem Unternehmen unsere besten Glückwünsche!

Zu St. Gabriel bei Mödling, bezw. Maria Enzersdorf, ist der bekannte Kartograph und Herausgeber des „Atlas Hierarchicus“, P. Karl Streit, im Alter von 61 Jahren gestorben.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr. Josef Massarette.

1. Eindringliche Friedensmahnung des Hl. Vaters. — 2. Heiligsprechung der englischen Märtyrer John Fisher und Thomas More. — 3. Abschluß des allgemeinen Jubiläumsjahres der Erlösung durch ein Eucharistisches und Marianisches Triduum in Lourdes. — 4. Entscheidende Rechtsschwenkung in Spanien. — 5. Vom 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Georg V. — 6. Zu der unverändert weitergehenden Katholikenverfolgung in Mexiko.

1. *Pax Christi in Regno Christi*, der Friede Christi im Reiche Christi, dem Reiche der Liebe, das war die Devise des glorreich regierenden Papstes vom ersten Tage seines Pontifikates an. Diesen Ruf hat Pius XI. manchmal an die durch den Krieg und die verhängnisvollen Folgen internationaler Eifersucht und internationalen Streites zerrissene Welt gerichtet. Eine eindringliche Friedensmahnung war wiederum die päpstliche Konsistorialansprache vom 1. April. Nachdem der Hl. Vater zu der in Aussicht genommenen Kanonisation des sel. John Fisher, Kardinal und Bischof von Rochester, und des sel. Thomas More, Großkanzler von England, bedeutsame Worte gesprochen (die unten wiedergegeben werden), fuhr er fort: „Was Wir bisher, wenn auch nur kurz, erwähnt haben, erfüllt Unser Herz mit Freude, weil es Ereignisse beleuchtet, die den Geist des Menschen erquicken, veredeln und aneifern. Wenn Wir dagegen jene furchtbare wirtschaftliche, politische und besonders sittliche Krisis betrachten, von der die Menschheit heimgesucht wird, wenn Wir die für die Zukunft zu befürchtenden noch schlimmeren Folgen Uns vergegenwärtigen, so liegt wahrhaftig darin ein Grund zu tiefstem Schmerz. In der Tat, während es noch nicht möglich war, die Schäden des letzten europäischen Krieges zu beheben, verdunkelt sich schon aufs neue der Horizont mit finsternen Wolken und unheildrohendem Wetterleuchten, was die Seelen mit Angst und Schrecken erfüllt. Daher erinnert sich Unser Geist wieder an die Worte Jesu Christi: „Ihr werdet von Kriegsgerüchten und Aufruhr hören, . . . es

wird Seuchen, Hungersnöte, Schreckbilder am Himmel und große Zeichen geben. Die Menschen werden vor Furcht und vor Erwartung dessen, was auf dem ganzen Erdenrund sich ereignen wird, vergehen' (Lukas 21, 9 ff.). Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Völker in solcher Bestürzung und in so großer *pressura gentium* von allen Seiten die Augen auf den Gemeinsamen Vater richten, um Licht, Trost und Hoffnung zu erbitten. Da Wir dieser kindlichen Erwartung soweit als möglich zu entsprechen wünschen, so wollen Wir ihnen Unser väterliches Herz eröffnen, das freilich zittert, jedoch mit festem Vertrauen auf die Hilfe des barmherzigen Gottes baut. Wenn die Menschen wirklich zu allen Zeiten der christlichen Tugend der Hoffnung bedürfen, so ist es ganz besonders notwendig, daß sie in dieser Zeit der Bedrängnis noch intensiver dazu ihre Zuflucht nehmen, fest davon überzeugt, daß sie selbst und ihre Angelegenheiten von der Hand Gottes gelenkt werden. Daher möge die Angst der Seelen sich in dieser Tugend beruhigen und in heißes Gebet zum Vater der unermesslichen Erbarmungen verwandeln, damit endlich für das Menschengeschlecht bessere Zeiten kommen. Wie die Apostel, erregt und von den wilden Wogen beinahe verschlungen, sich flehend an Christus wandten, so mögen auch wir, damit endlich eine große Stille eintrete, ihre Bitte wiederholen: ‚Herr, rette uns, wir gehen zugrunde.‘ Da aber ein allgemein verbreitetes Kriegsgerede für alle die Ursache von Aufregung ist und in allen sehr große Furcht erregt, halten Wir es für angebracht, davon so zu reden, wie das Uns anvertraute apostolische Amt es zu verlangen scheint. Wenn die Völker von neuem die Waffen gegeneinander ergreifen müßten, wenn wiederum Bruderblut vergossen werden müßte, wenn auf Land und Meer und in der Luft Zerstörung und Ruinen verbreitet würden, so wäre dies alles ein derart ungeheuerliches Verbrechen, eine Äußerung so wahnsinniger Wut, daß Wir es für ganz und gar unmöglich halten, gemäß dem Rechtsspruch: *Quae contra jus flunt, nec fieri posse credenda sunt*. Wir können wirklich nicht glauben, daß jene, denen die Wohlfahrt und das Wohlergehen der Völker am Herzen liegt, nicht nur die eigene Nation, sondern einen großen Teil der Menschheit der Vernichtung, dem Ruine, der Ausrottung zutreiben möchten. Sollte aber jemand es wagen, dieses schändliche Verbrechen zu begehen — Gott möge die traurige Voraussicht abwenden, die Wir Unserseits für unausführbar halten —, so könnten Wir nichts anderes tun als neuerdings aus betrübter Seele zu Gott beten: *Dissipa gentes quae bella volunt* (Ps 67, 31). Dies sei gesagt über die moralische Unmöglichkeit jedes neuen Krieges. Andererseits scheint Uns selbst wie vielen anderen die physische und materielle Unmöglichkeit unter den gegenwärtigen Umständen offenkundig . . .“ Dann

sprach der Papst über das geplante Trüßium von Lourdes. Wohl noch nie war der Krieg vom Statthalter Christi mit so scharfen Worten und in solch vorbehaltloser Weise als schlimmstes Verbrechen geächtet worden. Es ist überaus tröstlich zu sehen, wie die Kirche mit ihren moralischen Kräften der drohenden Kriegsgefahr entgegentritt.

2. *Heiligsprechung der englischen Märtyrer John Fisher und Thomas More.* Im ersten Teil der bedeutsamen Allokution, die Pius XI. am 1. April im Geheimen Konsistorium an die Kardinäle richtete, befaßte er sich mit der geplanten Kanonisation der beiden Hauptstützen des Katholizismus in England, die 1535 wegen Verweigerung des Suprematseides enthauptet wurden. „Das, was zuerst vor Unserem Geiste erscheint und Gegenstand der Erwartung für Uns und die ganze Christenheit ist“, so begann der Hl. Vater, „ist der Hauptgrund, der Uns bestimmt hat, Euch zu Uns zu berufen. Es handelt sich darum, gemäß der Gewohnheit und dem Herkommen des Hl. Stuhles, Eure Stimmabgabe über die seligen Märtyrer Kardinal Johannes Fisher, Bischof von Rochester, und Thomas More, Großkanzler von England, die mit der Palme der Heiligkeit geehrt werden sollen, zu verlangen. Wir hegen das Vertrauen, daß dies von heilbringender und glücklicher Vorbedeutung sein werde nicht nur für das vielgeliebte englische Volk, sondern auch für die ganze katholische Kirche. In der Tat, während der eine von beiden eine hochedle Zierde und ein Schmuck des Klerus ist, hat der andere dieselbe Bedeutung für die Laienwelt. Deshalb werden Geistlichkeit und Laientum je ein Vorbild zur Bewunderung und Nachahmung erhalten, wenn ihre bewundernswerten Tugenden und das von ihnen für die heiligen Gesetze Gottes und der Kirche mannhaft erduldeten Martyrium ins rechte Licht gestellt werden. Doch hoffen Wir, daß diese feierliche Gelegenheit besondere Früchte für diejenigen bringen werde, die mit den seligen Märtyrern das Vaterland, die Sprache und den Ruhm gemeinsam haben. Wir wissen bestimmt, daß insbesondere die Engländer diese Steigerung der Glorie für ihre Mitbürger nachdrücklich verlangt haben und sehnlich erwarten; Wir wissen, daß sie ganz besonders in unseren Tagen ein brennendes Heimweh empfinden nach dem Glauben der Väter und nach der Rückkehr zum Apostolischen Stuhl, der zuerst den Glauben und den christlichen Kultus nach England brachte und der, während die nichtkatholischen Sekten immer mehr zerfallen, als einzige Grundlage und Säule der Wahrheit bestehen bleibt; Wir wissen endlich — und erinnern daran mit dankbarem Wohlgefallen —, daß sie diese innerliche Sehnsucht nach der Einheit des Schafstalles bekundet haben, als sie anläßlich des Jubiläumsjahres der Erlösung in großer Anzahl aus England nach dieser erhabenen Stadt, teils einzeln, teils in Scharen gekommen sind. Wir hegen

deshalb den Wunsch und beten darum, daß diese Seligen von Gott Licht und Gnade für Geist und Willen ihrer Mitbürger erwirken, damit die feierliche Heiligsprechung für sehr viele zum Ansporn werden möge, tiefer die Lehren der katholischen Kirche zu studieren und sich voll Bewunderung dieser Mutter, der Lehrmeisterin der Heiligkeit, zuzuwenden. Aber es gibt, Ehrwürdige Brüder, noch einen anderen Umstand, den Wir nicht stillschweigend übergehen können: Die seligen Märtyrer werden zur Ehre der Altäre erhoben bei Vollendung des vierten Jahrhunderts ihres glorreichen Todes und gerade während in so glücklicher Weise das außerordentliche, auf die ganze Welt ausgedehnte Jubiläum zu Ende geht, so daß sie eine würdige Krönung jener Schar von Heiligen zu sein scheinen, die Wir jüngst der streitenden Kirche zur Nachfolge vorgestellt haben. Und weil die himmlische Glorie, weit entfernt, die Vaterlandsliebe zu schmälern, vielmehr dieselbe steigert, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie durch ihre Fürsprache eine neue Blüte der Wohlfahrt für ihre Nation erlangen werden, besonders jetzt, wo man in allen Teilen des unermesslichen Britischen Reiches mit höchster Freude und Glückwünschen den Tag feiert, an dem vor 25 Jahren der höchste Beherrscher desselben Reiches die Königs- und Kaiserkrone übernahm.“

An dem halböffentlichen Konsistorium, das der Hl. Vater am 9. Mai zur Kanonisation der sel. John Fisher und Thomas More abhielt, nahmen 17 Kardinäle, ein Patriarch sowie zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe teil. Nach einer päpstlichen Ansprache äußerten sie ihre freudige Zustimmung zu der feierlichen Heiligsprechung, für die Pius XI. den 19. Mai bestimmte. Der große Festakt entfaltete sich nach dem üblichen eindrucksvollen Zeremoniell vor Menschenmassen, für welche die weiten Hallen des Petersdomes sich als ungenügend erwiesen. Unter hohen Persönlichkeiten sah man den Exkönig Alfons von Spanien mit dem Infanten Juan und der Infantin Maria Cristina. Eine ansehnliche Vertretung des englischen Episkopats war erschienen. Auch wohnten mehrere Tausend Pilger aus England mit 150 Verwandten der beiden Märtyrer der denkwürdigen Feier bei. Ein endloser Beifallssturm brach aus, als der Hl. Vater, von den Klängen der Silbertrompeten und des Papstmarsches begrüßt, Segen spendend auf der Sedia gestatoria erschien, zwischen zwei Fahnen mit Darstellungen aus dem Leben der gen. Streiter Christi; die des hl. John Fisher war umgeben von Prälaten, während bei der Fahne von Th. More ein Mitglied des Oberhauses, ein Advokat des Gerichtshofes, dem der heldenmütige Großkanzler angehört hatte, ein Doktor der Universität Oxford und Thomas More Eyston, Nachkomme des Heiligen, schritten. In dem Papstzug sah man 17 Kardinäle, 2 Patriarchen, 55 Erzbischöfe und Bischöfe und 23 meist englische Äbte. Der Papst nahm auf dem

Thron die Obödienz dieser Würdenträger entgegen. Es folgten die drei rituellen Bitten um die Kanonisation, mit der Allerheiligenlitanei nach der ersten Bitte, dem *Veni Creator* nach der zweiten. Dann, nach der dritten, nahm der Papst kraft seiner Vollgewalt die sel. John Fisher und Thomas More ins Verzeichnis der Heiligen auf, indem er das Fest des Kardinals auf den 22. Juni, das des Großkanzlers auf den 6. Juli festsetzte. Es folgte das *Te Deum* und nun begann der Statthalter Christi sein Pontifikalamt. Nach dem in lateinischer und griechischer Sprache gesungenen Evangelium hörte man eine Homilie des Papstes zu Ehren der neuen Heiligen. Der erhabene Redner stellte der Vergänglichkeit alles Irdischen den Fortbestand der Kirche bis ans Ende der Zeiten gegenüber. Mit dem Kreuze Christi werden stets die ewigen Wahrheiten verkündet werden. Was die Gegner und Verneiner des katholischen Glaubens niederreißen und zertreten, werden die Märtyrer-Scharen der streitenden Kirche mit ihrem Leben und Blut immer wieder aufbauen. Auch die beiden Heiligen aus England ließen sich in furchtbarer Verfolgung nicht in ihrem Glauben irre machen. John Fisher vergoß sein Blut für die Unlösbarkeit der christlichen Ehe und wegen Verweigerung des Suprematseides, wie auch Thomas More für die Unverletzlichkeit der christlichen Lehre und die Rechte des Stellvertreters Christi sein Leben hingab. Pius XI. schloß mit der eindringlichen Mahnung zu eifrigem Gebet für Rückkehr der edlen britischen Nation in den Schoß der Mutterkirche.

Die diesjährige Papstmedaille zeigt die Brustbildnisse der beiden neuen Heiligen mit der Inschrift: *Thomas More Joan. Fisher IV a martyrio saeculo Sancti renunciati XIV Kal. Jun.*

3. Abschluß des allgemeinen Jubiläumsjahres der Erlösung durch ein Eucharistisches und Marianisches Triduum in Lourdes. Auf Anregung zweier Kardinäle, des Erzbischofs Verdier von Paris und des (am 1. Januar verstorbenen) Erzbischofs Bourne von Westminster, hatte der Hl. Vater durch Schreiben vom 10. Januar 1935 an Msgr. Gerlier, Bischof von Tarbes und Lourdes, angeordnet, daß zum Abschluß des Erlösungsjubiläums an drei Tagen (26.—28. April) in der Wundergrotte von Lourdes ununterbrochen das hl. Meßopfer dargebracht werden sollte, um Gottes Hilfe auf die menschliche Gesellschaft herabzuflehen, die heute von Angst und Sorgen erfüllt ist und in deren Mitte heidnischer Brauch und solche Lehre wieder erweckt werden. Die allerseeligste Jungfrau Maria möge innig um ihre Vermittlung gebeten werden, damit die Ursachen der internationalen Streitigkeiten behoben werden und der Friede Christi bei den Völkern einkehre.

Bezüglich dieses Friedens-Triduums von Lourdes sagte der Papst in seiner Allokution vom 1. April: „Unter diesen sorgenvoll traurigen Zeitumständen, die eine noch trau-

rigere Zukunft befürchten lassen, möge der allbarmherzige Gott mit seinem übernatürlichen Licht den Geist derjenigen erleuchten, in deren Händen die Leitung und das Glück der Völker liegt. Wir haben daher im vergangenen Januar ein Triduum öffentlicher Gebete in Lourdes angeordnet und zugleich den Wunsch ausgesprochen, daß sich mit ihnen die Gebete aller Gläubigen, auch in den entferntesten Teilen der Welt, vereinigen. Sowohl wegen Unserer Verehrung der Unbefleckten Jungfrau wie auch gemäß Unserer Dankespflicht gegen Gott, der während des Hl. Jahres aus dem Schatz der Erlösung in so reichlichem Maße Früchte des Heils gesendet hat, wollen auch Wir durch Unsern Kardinal-Legaten an dieser Feier teilnehmen. Wir glauben, daß das Jubeljahr der göttlichen Erlösung auf keine bessere Weise gekrönt werden kann, als wenn vor der wunderreichen Grotte von Massabielle in einer Atmosphäre inbrünstiger Frömmigkeit das hl. Eucharistische Opfer drei Tage und drei Nächte hindurch ununterbrochen gefeiert wird. Denn dieser heilige Ritus erneuert ja auf unblutige Weise jenes Opfer, das der göttliche Erlöser am Kreuze dem himmlischen Vater für uns dargebracht hat. Das soll gerade am Altar der jungfräulichen Gottesmutter geschehen, der, als sie am Fuße des Kreuzes in tiefstem Schmerze stand, der eingeborene Sohn Gottes das Menschengeschlecht als der liebevollsten Mutter übergeben hat. In jenen festlichen Tagen wird sich vor den Augen der frommen Menschenmassen das Schauspiel von Calvaria erneuern und die Grotte von Lourdes wird ihnen als ein von göttlichem Blut betautes Golgatha erscheinen. Darum vertrauen Wir, daß den im Verlauf des Hl. Jahres geernteten reichen Heilsfrüchten andere, noch reichere hinzugefügt werden und daß durch die Fürbitte der Unbefleckten Jungfrau der Regenbogen des ersehnten Friedens endlich für die gequälte Welt erscheine.“

Die Reise des Kardinal-Staatssekretärs Pacelli als päpstlicher Legat nach dem südfranzösischen Gnadenort stand auf französischem Boden im Zeichen der Friedensidee und der Wiederbegegnung von Staat und Kirche. Der herzliche Empfang, den die Regierung dem Kardinal und seinem Gefolge bereitere, ging über den Rahmen internationaler Höflichkeit weit hinaus. An der Grenze, in Ventimiglia wurde die päpstliche Mission am 24. April vom französischen Staatsminister Marin' offiziell begrüßt und in den von der Regierung zur Verfügung gestellten Sonderzug geleitet. Pacelli wechselte recht freundliche Telegramme mit dem Präsidenten Lebrun und dem Außenminister Laval. In Monaco erschien der Fürst persönlich zur Begrüßung des Kardinallegaten, dem dann in Nizza vor dem Bahnhof eine glänzende Ovation bereitet wurde, wobei Truppen die militärischen Ehren erwiesen. Minister Marin erklärte in seiner Ansprache u. a.:

„Frankreich empfängt Eure Eminenz mit Stolz wegen der Bedeutung, die Ihrer Ankunft in der Geschichte der Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen der Kirche und unserem Lande zukommt; wegen der hohen Mission, mit der Sie bekleidet sind; wegen der hohen Ämter, die Sie mit so viel Autorität bekleiden; wegen der Charaktergröße, für die Ihr Leben ein leuchtendes Beispiel ist.“ Auf der Weiterfahrt wurden im Sonderzug von Minister Marin und dem Kardinal bei dem von der französischen Regierung gebotenen Mahl sehr freundliche Reden getauscht. Pacelli dankte für die vielen Aufmerksamkeiten, die ihn übrigens, wie er sagte, nicht überraschten, da er die Quellen der Großherzigkeit und des Edelmuten einer Nation kenne, die ihren Titel der ältesten Tochter der Kirche so wohl verdient habe. In Lourdes waren inzwischen die Kardinäle Verdier (Paris), Binet (Besançon) und van Roey (Mecheln), 70 Erzbischöfe und Bischöfe, über 3000 Mitglieder des Welt- und Ordensklerus, viele Tausende Pilger aus allen Erdteilen, darunter hohe Persönlichkeiten wie die Kaiserin Zita und ihr ältester Sohn Otto eingetroffen. Am 25. April nachmittags wurde dem Kardinallegaten am Bahnhof ein großartiger Empfang zuteil. In Beantwortung der Ansprachen des Departementspräfecten und des Bürgermeisters wies er hin auf die zahllosen Gräber, die auf französischem Boden an die unermesslichen Leiden des Krieges erinnern; er sei daher gewiß, in allen Herzen ein starkes Echo zu finden, wenn er im Namen des Papstes und im Angesicht der ganzen Welt vor der Grotte von Massabielle die Bitte der Kirche zum Herrn emporsende: *Dona nobis pacem!* Mit dieser Bitte auf den Lippen und im Herzen entbiete er dieser Stadt der mächtigen und barmherzigen Friedenskönigin, allen Behörden und dem ganzen edlen französischen Volk seinen herzlichen Gruß. Begeisterter Jubel scholl dem Kardinal-Staatssekretär in den Straßen entgegen, als er in festlichem Zuge nach dem Bischofspalais fuhr, um gleich nachher in der Rosenkranzbasilika das Eucharistische und Marianische Triduum zu eröffnen. Das päpstliche Schreiben betr. Ernennung Pacellis zum Legaten wurde verlesen. Er antwortete auf die Begrüßungsworte des Bischofs Gerlier. Dann begab man sich in Prozession zur Grotte, wo Kardinal van Roey das erste Pontifikalamt begann, die erste der 144 hl. Messen, die während des Triduums ohne Unterbrechung aufeinander folgten. An diesem ersten Tage richtete der Kardinallegat an den Papst ein Telegramm, um ihm im Namen von Klerus und Laienwelt die Huldigung kindlicher Ergebenheit darzubringen, verbunden „mit einem gewaltigen Chor einmütiger Gebete, die vom Himmel die Erfüllung der Wünsche des Hl. Vaters für den Triumph der Nächstenliebe und der Eintracht unter den einzelnen Menschen und den Völkern im Frieden Christi erflehen“.

Es würde zu weit führen, wollte man auch nur bei den wichtigeren Einzelheiten der tiefreligiösen Kundgebungen verweilen, die Lourdes zu einem Tempel machten, der Tag und Nacht von Gebeten widerhallte. Der Freitag, 26. April, war vornehmlich den Kindern gewidmet, die glücklich sind, zu den „Kreuzrittern der Eucharistie“ zu gehören. Während der Messe des Bischofs Gerlier empfangen sie die hl. Kommunion; Kardinal Verdier richtete an sie väterliche Worte. Der Kardinallegat sprach vor den dichten Scharen des Klerus über die göttliche Größe des Priesterberufes. Dem um 3 Uhr nachmittags von ihm zelebrierten Pontifikalamt wohnten nicht weniger als 100.000 Personen bei. An der darauffolgenden Sakramentsprozession nahmen nur die Kardinäle, Bischöfe und Priester teil. Am 27. April um 8 Uhr füllte die Rosenkranzbasilika sich rasch mit Frauen und Jungfrauen. Um 10 Uhr war Kreuzwegandacht, an der auch die päpstliche Mission teilnahm. Nachmittags hielt der Apost. Nuntius Msgr. Maglione ein Pontifikalamt. Der Sonntag-Vormittag war der Männerwelt gewidmet, die sich nach dem Gottesdienst im Stadttheater unter Vorsitz des Nuntius versammelte.

Während in der Grotte die vorletzte Messe des Triduum nach dem armenischen Ritus gehalten wurde, begab der Kardinallegat sich dorthin, um kurz nach 3 Uhr nachmittags das Pontifikalamt zu beginnen. Eine unübersehbare Menschenmenge folgte dem hl. Opfer. Dann hörten die Hunderttausende durch den Rundfunk die von Erregung leise zitternde, klare und kräftige Stimme des Oberhauptes der Weltkirche. Seine Worte lauteten:

Fratres et Filii dilectissimi, oremus omnes ad communem Matrem nostram: Immaculata Regina pacis, miserere nobis. Immaculata Regina pacis, ora pro nobis. Immaculata Regina pacis, intercede pro nobis. O Mater pietatis et misericordiae quae dulcissimo Filio tuo humani generis Redemptionem in ara Crucis consummanti compatiens et corredemptrix adstitisti, hic autem tot ex universo orbe Episcopis et Sacerdotibus Crucis Sacrificium per hoc sacratissimum triduum renovantibus, ad benignas et beneficas apparitiones tuas grato animo recolendas et pro Anno Sancto Redemptionis tam salutariter expleto gratias Deo agendas, de sacro specu tuo benedicere dignata es, conserva in nobis quaesumus atque adauge in dies pretiosos Redemptionis et tuae Compassionis fructus et quae omnium es Mater praesta ut in puritate morum et dignitate vitae, in unitate mentium et animorum concordia, pace populorum sospite, pacis muneribus imperturbate tandem perfruamur. Amen. Precibus et meritis Beatae Mariae semper Virginis, beati Michaelis Archangeli, beati Joannis Baptistae, Sanctorum Apostolorum Petri et Pauli et omnium Sanctorum, Benedictio Dei Omnipotentis Patris et Filii et Spiritus

Sancti descendat super vos, super Galliam totam, super Urbem quoque et super Orbem universum et maneat semper.

Nachdem der freudige Beifall verklungen, sprach Bischof Gerlier im Namen aller dem Hl. Vater, seinem Vertreter, den Kardinälen, Bischöfen, Behörden, überhaupt allen, die zu dem ebenso glanzvollen wie gnadenreichen Triduum beigetragen, innigsten Dank aus. Den Kardinal Pacelli, dessen Name für immer mit der Geschichte von Lourdes verbunden bleiben werde, bat er, dem Papst zu berichten, daß der Dank der Hunderttausende von Teilnehmern sich nicht mit Worten, sondern mit Tränen geäußert habe. Es folgte die hochbedeutsame, recht zeitgemäße Ansprache, mit welcher der Kardinallegat während drei Viertelstunden in raschem Vortrag auf ungezählte Seelen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte. Die französische Rede gliederte sich in die Abschnitte: *Triomphe divin. Mysteries fidei. Spes unica. La victoire de la charité. A la Vierge Immaculée.* Hervorgehoben sei nur ein kurzer Passus über die Feindschaft vieler gegenüber dem Kreuz: „Das Tragische ist dabei, daß diese Abneigung gegen das Kreuz von jenen auf die Spitze getrieben wird, die unter Leugnung des Fundamentaldogmas von der Sünde, den Gedanken der Erlösung selbst als beleidigend für die Menschenwürde verwerfen. Indem sie sich der Täuschung hingeben, daß sie eine neue Weisheit verkünden, sind sie in Wirklichkeit nur armselige Plagiatoren, die mit neuem Rauschgold sehr alte Irrtümer wieder bedecken. Es liegt wenig daran, ob sie sich um die Fahne der sozialen Revolution scharen oder von einer falschen Welt- und Lebensauffassung leiten lassen oder vom Aberglauben der Rasse und des Blutes beherrscht sind; die Philosophie der einen wie der anderen beruht auf Grundsätzen, die jenen des christlichen Glaubens wesentlich entgegenstehen, und um keinen Preis ist die Kirche geneigt, sich mit ihnen in bezug auf diese Grundsätze abzufinden. Wer sie, die Braut Christi, aus den Armen Christi reißen will, wird sie bereit finden, lieber tausendmal mit ihm den blutigen Kalvarienberg hinauzusteigen, als das leiseste Zeichen einer strafbaren Nachgiebigkeit dort zu geben, wo das göttliche Gesetz ihr kein Schwanken gestattet. Die Kirche der Katakomben, die Kirche der Märtyrer, die Kirche der Bekenner, die Kirche der unerschrockenen und heldenmütigen Päpste und Bischöfe ist nicht nur vergangene Geschichte; sie ist lebendige Wirklichkeit; es genügt, daß die Zeitumstände es fordern, damit sie mit Gottes Gnade stets tatbereit, stets stark, stets unbeugsam dastehe, ohne daß eine Schmeichelei sie nachgiebig, eine Drohung sie erzittern machen könnte . . .“

Die gewaltige Lourdes-Kundgebung der mit dem Oberhaupt der Christenheit zum universellen Gebet für den Weltfrieden im

Geiste Christi vereinten Katholiken vieler Nationen schloß mit der Sakramentsprozession und dem *Te Deum*.

4. *Entscheidende Rechtsschwenkung in Spanien.* Bekanntlich wurde bei den Cortes-Wahlen im November und Dezember 1933 die Vormachtstellung der Sozialisten, Kommunisten und Freimaurer, Träger einer hartnäckigen, rücksichtslosen Linkspolitik, gebrochen. Es zeigte sich, daß die von ihnen geschaffene halb bolschewistische Verfassung keineswegs mehr dem Geist der breiten Volksschichten entspricht und letztere friedliche Beziehungen von Kirche und Staat wünschen. Die brutal sektiererischen Tyrannen mußten am Staatsruder gemäßigten Republikanern des Zentrums Platz machen. Doch leistete die Regierung des radikalen Führers Lerroxx, die auf das Wohlwollen der Rechtsparteien angewiesen war, nicht genug an positiver Aufbauarbeit, wenn auch einzelne Teile der kirchenfeindlichen Gesetzgebung abgebaut wurden. Sie machte Ende April 1934 einem von Lerroxx' Freund Ricardo Samper präsierten Kabinett Platz. Nachdem der aktivste Katholikenführer Gil Robles, Spaniens stärkster Politiker, am 1. Oktober erklärt hatte, Samper nicht länger unterstützen zu können, bildete Lerroxx eine neue Regierung unter Beteiligung der von Gil Robles geleiteten „Ceda“ (*Confederación Española de Derechas Autónomas*); diesen geeinten katholischen Rechtsparteien wurden drei Ministerportefeuilles zugestanden. Unverzüglich erklärte der sozialistische Arbeitsverband den Generalstreik in ganz Spanien. Am 5. Oktober begannen die Unruhen in Madrid und alsbald brach in mehreren Provinzen, besonders in Asturien und Katalonien, ein von langer Hand vorbereiteter blutwütiger *Aufstand* aus. Schrecklich wurde in Oviedo gehaust. Die traurige Bilanz dieser blutigen, an Greuelthaten reichen Revolution weist über 3000 Tote und gewaltige Sachschäden auf. Nicht wenige Kleriker wurden unter diabolischem Spott grausam hingemetzelt, 58 Kirchen teils beschädigt, teils zerstört.

Der furchtbare Oktoberaufstand konnte niedergeworfen werden, wobei der Marxismus den Zusammenbruch seiner Wehrformationen erlebte. Nun setzte sich die konservative Strömung nach und nach durch. Doch wurden die geistigen Urheber der schändlichen Gewalttaten nur ausnahmsweise zur Rechenschaft gezogen. Daß der Staatspräsident Alcalà Zamora und die Radikalen sich nicht entschließen konnten, gegen ihre früheren Verbündeten nach Recht und Gerechtigkeit vorzugehen, bedeutete für die in der Regierung vertretenen Rechtsparteien eine schwere Belastung. In den letzten Märztagen 1935 stand der Ministerrat vor der Entscheidung über 20 von Kriegsgerichten in Asturien verhängte und vom Obersten Gerichtshof bestätigte Todesurteile. Vor allem handelte es sich um das Schicksal eines sozialistischen Abgeordneten, der bei der Erhebung eine Hauptrolle gespielt hatte. Fünf nicht

zur radikalen Partei gehörige Minister sprachen sich gegen die Begnadigung aus, während Lerroux und die übrigen sechs sich dafür erklärten. Dadurch kam es zum Bruch zwischen Lerroux und Gil Robles. Mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut, hatte Lerroux keinen Erfolg. Ebenso mißlang ein Versuch des Parteichefs der Agrarier, Martinez de Velasco. Für Zamora wäre es angebracht gewesen, sich nunmehr an Gil Robles als Führer der stärksten Partei zu wenden. Er berief aber von neuem Lerroux, der am 3. April ein Minderheitskabinetts zustande brachte und, um dessen sofortigen Sturz zu verhindern, die Cortessitzungen auf einen Monat vertagte. Nun führte die von Gil Robles geleitete Katholische Volksaktion, die im Parlament über 115 Sitze verfügt, im Lande einen Versammlungsfeldzug durch. Es war klar, daß sie nicht mehr weiterhin sich von der Regierung ausschließen lassen würde; andernfalls müßten die Cortes aufgelöst werden. Um dies zu verhindern, verstand der Staatspräsident sich dazu, den Rechtsparteien nicht länger die ihrer Bedeutung entsprechende Teilnahme an der Staatsgewalt vorzuenthalten. Das Gesamtministerium Lerroux trat zurück und bereits am 6. hatte der radikale Führer, der geschmeidigste Politiker unter den spanischen Republikanern, ein neues Kabinetts gebildet. Bei der ersten Abstimmung sprachen sich 189 Abgeordnete für und 22 gegen das Rechtskabinetts Lerroux-Robles aus. Zum erstenmal seit dem Sturz der Monarchie war jetzt das Schicksal Spaniens konservativen Männern anvertraut — ein glänzender Erfolg katholischer Ausdauer. Das neue Konzentrationsministerium besteht aus vier Radikalen, fünf Mitgliedern der Katholischen Volksaktion, zwei Agrariern, die der Rechten zuzuzählen sind, einem Liberaldemokraten und einem Unabhängigen. Gil Robles ist stellvertretender Ministerpräsident und Kriegsminister. Parteigänger dieses genialen Führers stehen an der Spitze des Justiz-, des Arbeits-, des Handels- und des Verkehrsministeriums.

G. Robles, vom katholischen Volk als Retter des Vaterlandes gefeiert, ist der Mann fester Grundsätzlichkeit. „Wenn ich eines Tages fallen sollte“, so schloß er am 24. März in Coruña eine Rede, „dann werde ich mir sagen: Ich habe als sehr bescheidenes Werkzeug Gottes gehandelt, aber es kam der Augenblick, wo Gott ein anderes, wirksameres Instrument zur Verwirklichung seiner Ziele suchen wollte. Es werden andere kommen; aber was bedeutet es! Es erfordert viele Opfer, den Weg zu weisen. Mir war die härteste Aufgabe auferlegt, die Aufgabe des Sämanns, der nicht weiß, ob er die Ernte einbringen wird. Wenn ich eines Tages mitten auf dem Wege falle, dann werde ich in diesem Augenblick einige Furchen sehen, in die ein Same gefallen ist, und die Augen zu Gott erhebend, werde ich ihn bitten, daß er den Regen seines Segens niedergehen lasse, damit die Saat frucht-

bar werde.“ — Die Saat ist bereits aufgegangen. Gewiß wird der am meisten verdiente spanische Katholikenführer von der erlangten Machtstellung den vernünftigsten Gebrauch zum staatlichen und kirchlichen Wohl der Nation machen. Weit entfernt, die Frage der Staatsform aufzurollen, will er einen starken christlichen Staat, sucht ein religiös-soziales Programm zu verwirklichen, wie die Enzykliken der letzten Päpste es vorgezeichnet haben. Sein nächstes großes Ziel ist die Streichung der kirchenfeindlichen Verfassungsbestimmungen. Im Dezember wird es möglich sein, die Verfassung einer gründlichen Revision zu unterziehen. Dann sind in kirchenpolitischer Beziehung einschneidende Veränderungen zu erwarten. Doch denkt die katholische Rechte nicht an eine völlige Wiederherstellung des früheren Zustandes, hat doch durch die allzu enge Verquickung von Staat, Krone und Kirche letztere mehr Einbuße erlitten als Nutzen geerntet.

Mit dem Eintritt tatkräftiger und zielbewußter Katholiken in die Regierung dürfte der Ausgang des Kampfes zwischen den sozialen Aufbaukräften und den revolutionären Umsturzideen endgültig entschieden sein. Die durch den Umsturz ausgelöste Katholische Aktion hat das soziale Gewissen aufgerüttelt und bereits wertvolle positive Arbeit geleistet. Für reaktionäre Zwecke sind die Männer um Robles nicht zu haben. Die Volksaktion setzt alles daran, ihr Sozialprogramm durchzuführen. Sie hat denn auch Wert darauf gelegt, den Arbeitsminister zu stellen. Bis Ende 1936 sollen 300 Millionen Pesetas zur Verfügung stehen, um durch weitere Arbeitsbeschaffung und rasche Einführung der freiwilligen Arbeitslosenversicherung der größten Not zu steuern. Wenn die spanischen Katholiken früher auf sozialem Gebiet sich schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht, so haben sie nach der Umwälzung nicht vergebens hart dafür gebüßt. Der gegen Ende 1934 geschaffene „Katholische Arbeitgeberverband“ bot den christlichen und neutralen Gewerkschaften die Hand zu gegenseitiger Verständigung und Zusammenarbeit. Das wirklich vorbildliche „Instituto Social Obrero“ hat rasch eine Reihe tüchtiger Gewerkschaftsführer herangebildet. Der Propagandafeldzug der katholischen Arbeiterbewegung zeitigte schöne Erfolge, da jetzt viele Tausende von Industriearbeitern zum erstenmal Gelegenheit erhielten, mit den katholischen Sozialgrundsätzen bekannt zu werden. Als die Arbeiter der Erzbergwerke von Lluçaners, die bisher der mächtigen sozialistischen Gewerkschaftsorganisation angehört hatten, sich dem katholischen Bergarbeitersyndikat anschlossen, erklärten die meisten, sie seien lediglich unter dem Druck des roten Gewerkschaftsterrors während der kirchenfeindlichen Regierung Azanas den sozialistischen Gewerkschaften beigetreten. Wenn der Sinn für soziale Gerechtigkeit nunmehr weite Kreise erfaßt hat, so kommt ein nicht geringes

Verdienst daran zweifellos der Kirche zu. In einer Korrespondenz des spanischen Mitarbeiters der „Neuen Zürcher Nachrichten“ (27. Mai) heißt es u. a.: „Die sozialen Predigten des wortgewaltigen Jesuiten Laburu finden in ganz Spanien Widerhall. Die Blätter aller Schattierungen kommentieren sie, Radiosender tragen sie in die abgelegensten Winkel des Landes. Daß sie nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe wirken, mag daraus erhellen, daß im vergangenen März der Pfarrer der Kirche Sta Maria del Mar in Barcelona, wo Pater Laburu Volksmission hielt, 100 Geistliche zur Aushilfe herbeiziehen mußte und eine Woche später in Valencia als Abschluß der dortigen Volksmission 15.000 Männer und Jungmänner zum Tisch des Herrn schritten.“ Hocherfreulich ist die religiöse Erneuerungsbewegung unter der studierenden Jugend. Im trefflichen Tagblatt „El Debate“ (12. April) stellt Dr Felix Garicia fest: „Wir erleben eine Wiedergeburt Gottes in den Seelen der jungen Generation. Dieselben jungen Leute, die bei der Aufrichtung der Republik durch die siegreiche Revolution ihre Augen nach Moskau wandten und auf den Anarchismus schworen, die durch das zerwühlende Feuer der Psychoanalyse gingen und die sexuellen Fragen bis zum Überdruß erörterten, hoffend, darin die Wurzeln eines neuen Lebens zu finden, wenden sich heute mit leidenschaftlichem Ungestüm der Person Christi zu. Mit leuchtenden Augen, voll kühner Hoffnungen suchen sie heute im Evangelium und in der Theologie, was sie noch vor wenigen Jahren in einer zwiespältigen materialistischen Weltanschauung oder in den trockenen, abstrakten Lehren deutscher Philosophen vergeblich gesucht haben. Wohl bilden die jungen Menschen, die ich meine, noch lange nicht die Mehrheit, aber unter ihnen sind die begabtesten, die die Kraft in sich tragen, ihrer Generation ein neues geistiges Gesicht zu geben . . .“ So geht es, dank unablässiger, zielbewußter Arbeit, im katholischen Spanien ständig aufwärts. Freilich bedürfte es einer sehr starken Hand, um der systematisch betriebenen Verhetzung und Volksvergiftung Einhalt zu tun. Der numerisch bedeutende Verband freigeistiger, marxistischer Volksschullehrer hat seine verderbliche Werbetätigkeit nicht aufgegeben. Leider wurde im Kabinett Lerroux-Robles das Unterrichtsministerium einem Liberaldemokraten überantwortet.

5. *Vom 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Georg V.* Am 6. Mai 1910 starb Eduard VII., des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Kaiser von Indien, als Katholik. Wie Kardinal Bourne i. J. 1929 dem deutschen Jesuiten P. Abmann mitgeteilt hat, wurde Pfarrer Forster, in dessen Pfarrgebiet Buckingham-Palace liegt, sechs Wochen vor dem Tode des Monarchen zu diesem gerufen. Der König wurde in die katholische Kirche auf-

genommen, empfing die hl. Sakramente und ließ dann keinen anglikanischen Bischof oder Geistlichen mehr vor.

25 Jahre später, am 6. Mai 1935, wurde das silberne Regierungsjubiläum des zweiten Sohnes Eduards VII., des am 3. Juni 1865 geborenen Königs Georg V. gefeiert unter einhelliger Begeisterung aller Parteien und aller Volksschichten des größten Weltreiches, in aufrichtiger Zuneigung von 460 Millionen Menschen. Das Vierteljahrhundert seiner Regierung war überreich an schlimmen und erfreulichen Ereignissen. Stets, in schweren und in glücklichen Stunden war er mitten im Volk, bestrebt, ihm nach Kräften zu dienen. Am Weihnachtstag 1932 sprach Georg V. am Mikrophon zu allen Angehörigen des britischen Staatenbundes: „Mein Lebensziel war Dienen. Euer Wohlwollen und euer Vertrauen, das ihr in mich gesetzt, war mein Lohn.“ Dieser guten modernen und christlichen Losung eines Monarchen ist er immer treu geblieben. Schon gleich nach der Thronbesteigung sah der König sich einem heftigen Konflikt zwischen Ober- und Unterhaus gegenüber. Damals legte er den Grundstein für seine künftige ausgleichende Tätigkeit als Repräsentant eines unermeßlichen Reiches, als Vermittler und Förderer. Dazu befähigten ihn echt menschliche und königliche Eigenschaften: Weisheit, natürliche Schlichtheit, gepaart mit wahrer Würde, Sinn für Zurückhaltung, Unparteilichkeit, Takt in der Menschenbehandlung, viel gesunder Menschenverstand, phrasenlose Frömmigkeit. Mit seiner an edler Sinnesart ebenbürtigen Gemahlin Mary, geb. Fürstin von Teck, widmete sich König Georg V., der vorbildliche Chef der ersten Familie des Landes, während der Kriegsjahre in rastloser Hingebung der Caritas. Bei der Feier des Silberjubiläums, das zu einer Apotheose wurde, jubelte das englische Volk auch seiner Königin zu.

Mittelpunkt der Festfeier am Jubiläumstag (6. Mai) war ein Gottesdienst in der anglikanischen St.-Pauls-Kathedrale. In der am selben Abend vor dem Mikrophon gehaltenen Ansprache des Königs heißt es: „Bloße Worte können meine Gedanken und Gefühle nicht ausdrücken. Ich kann meinem mir so teuren Volk nur sagen, daß die Königin und ich selbst aus tiefstem Herzen für all die bezeugte Loyalität und Anhänglichkeit, mit der wir heute umgeben werden und stets umgeben waren, danken. Ich erkläre von neuem, daß ich mich für die Jahre, die mir etwa noch vergönnt sind, eurem Dienst weihe. Mitten in der Freude dieser Tage gedenke ich schmerzlich bewegt all derer unter meinem Volke, die noch immer ohne Arbeit sind. Ihnen und allen, die irgendwie unter mißlichen Verhältnissen leiden, schulden wir unsere ganze Sympathie und alle Hilfe, die wir zu leisten in der Lage sind. Vielleicht wird die Zukunft uns noch weiteren Grund zur Sorge schaffen; doch bin ich überzeugt, daß wir mit der Hilfe

Gottes triumphieren werden, wenn wir mit Vertrauen, Mut und Solidarität den Schwierigkeiten gegenüberreten. In diesem Sinn sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft!“ Nach einem Appell an die Jugend, die sich mit freudigem Stolz in den Dienst des Vaterlandes stellen soll, sagte der König: „Gestatten Sie mir, mit den Worten zu schließen, welche die Königin Viktoria am Abend ihres diamantenen Jubiläums vor 38 Jahren gesprochen hat und die besser als sonst etwas so einfach und wahrhaftig die mich jetzt bewegendenden Gefühle zum Ausdruck bringen können, nämlich: Aus tiefstem Herzensgrunde danke ich meinem geliebten Volk. Möge Gott ihm seinen Segen geben!“

Die gesamte englische Presse veröffentlichte an erster Stelle folgendes Glückwunschtelegramm des Hl. Vaters an den König: „An diesem glücklichen Tage, da Eure Majestät mit der Königin das silberne Jubiläum Ihrer Herrschaft über die Völker des Britischen Weltreiches feiern, unter denen Sie Millionen treuer katholischer Untertanen zählen, entbieten Wir Unsere tiefgefühlten Glückwünsche zu diesen 25 Jahren erleuchteter und ersprißlicher Regierung. Wir bitten Gott, daß er Sie und Ihre Majestät die Königin segnen möge mit langem Leben und Glück sowie mit Trost und Erfolg in Ihrem Wirken für den Frieden und die Wohlfahrt Ihres Reiches.“ — Die Antwort des königlichen Jubilars lautet: „Die Königin und ich sind tief gerührt von der großen Liebenswürdigkeit, mit der Eure Heiligkeit sich uns gegenüber anlässlich des Silberjubiläums meiner Thronbesteigung geäußert hat und wir danken von ganzem Herzen für Ihre Gebete und guten Wünsche.“ — Am 20. Mai, beim Empfang von 3000 englischen Pilgern, die dem Papst vom neuen Erzbischof von Westminster, Msgr. Hinsley, vorgestellt wurden, mahnte Pius XI. sie zur Nachahmung der hl. John Fisher und Thomas More, bei Erfüllung ihrer Pflichten gegen sich selbst, gegen den Nächsten und gegen die Gesellschaft. Zum Schluß erinnerte er daran, daß König Georg V. ihm selbst gegenüber die englischen Katholiken als vorbildliche, treueste Untertanen gepriesen habe. Es freue ihn ungemein, nochmals den allverehrten Souverän zu erwähnen, dem jüngst das ganze Britische Reich zu seinem Regierungsjubiläum zugejubelt habe. Bei Spendung des apostolischen Segens an die Anwesenden und ihre Landsleute fügte er bei, er segne ganz besonders den geliebten Herrscher Englands und sei recht froh, wenn der König und die Königin in diesem Segen und in den darauffolgenden Gebeten ein letztes Echo — letztes der Zeit nach, nicht der herzlichen Zuneigung nach — des allgemeinen Jubels erblicken würden.

Mit festlichen kirchlichen Veranstaltungen haben die englischen Katholiken im ganzen Lande das Regierungsjubiläum des Königs begangen. Bei einer solchen Feier sagte Msgr. Downey,

Erzbischof von Liverpool, u. a.: „Wir sind gesegnet worden in unserem Herrscher, der durch seine Weisheit und Klugheit die Bewunderung und Zuneigung seiner zahllosen Untertanen aller Klassen und Bekenntnisse in allen Teilen der Welt erworben hat. Wir, die katholischen Untertanen in der Heimat, entbieten anläßlich des silbernen Jubiläums der Thronbesteigung dem Souverän und dem Thron unsere achtungsvolle Huldigung und die Versicherung unserer ergebenen Treue. In unserer Freude müssen wir uns an die Quelle erinnern, von der alle Autorität stammt und aller Segen ausgeht, und dem König der Könige für die gütige Vorsehung danken, die über die Regierung unseres Reiches unter dem Zepter König Georgs V. gewacht hat.“ — Die „Catholic Times“ betonte, daß der König immer die Gefühle der Katholiken geachtet und berücksichtigt hat, so oft er mit ihren Vertretern in Berührung kam. „Der König und die Königin sind der Nation ein Beispiel gewesen sowohl durch ihre eigene Lebenshaltung wie auch durch die Führung des Hofes, der im Gegensatz zu gewissen königlichen Höfen in Europa nie den Skandal kannte. Besonderen Dank verdient die Königin für den Einfluß, den sie in der Zeit der Laxheit und Sorglosigkeit in Kleidung und Verhalten für Zurückhaltung und christlichen Anstand ausgeübt hat. Viele Katholiken wünschten, daß dem König mehr Macht gegeben würde, um damit die Mißbräuche der Demokratie zu hemmen; aber alle Katholiken freuen sich mit der gesamten Nation, daß der soziale Einfluß und das Ansehen der königlichen Familie unter der gegenwärtigen Herrschaft so gut verwendet worden sind. Mit innigem Dankgefühl beten wir: *Domine salvum fac Regem*.“ — „The Universe“ erinnerte daran, daß der König in den Wirren des Völkerkrieges die diplomatischen Beziehungen mit dem Hl. Stuhl wieder aufgenommen und später durch Unterzeichnung der Roman Catholic Relief Act beinahe alle aus der Verfolgungszeit übrig gebliebenen Ausnahmebestimmungen beseitigt hat. Vor allem haben sich die Katholiken daran gewöhnt, im König „einen Mann von hervorragenden Tugenden und unermüdlicher Pflichterfüllung zu ehren und zu lieben, dessen glänzendes persönliches Beispiel in seinem öffentlichen wie in seinem privaten Leben den hohen Stand der nationalen Tradition nicht nur erhalten, sondern auch noch gehoben hat“. — Vielfach wurde von den katholischen Blättern anerkannt, daß das Christentum in den überseeischen Ländern unter der 25jährigen Herrschaft Georgs V. bedeutend vorangeschritten ist, eine Entwicklung, die unterstützt wurde von jenen Grundsätzen religiöser Freiheit und unparteiischer Gerechtigkeit, für die der regierende König immer eingetreten ist.

Dies will freilich nicht besagen, daß in bezug auf gerechte Behandlung der englischen Katholiken nichts mehr zu tun bleibe.

Msgr. Hinsley, der am 26. März mit 69 Jahren zum Nachfolger des Kardinals Bourne als Erzbischof von Westminster ernannte bisherige Titularerzbischof von Sardes und Kanonikus von St. Peter in Rom, will sich vor allem für die katholischen Schulen einsetzen. Es gibt in seiner Erzdiözese viele Tausende von katholischen Kindern, die nicht Gelegenheit haben, konfessionelle Primärschulen zu besuchen, da es manchenorts an solchen fehlt. Die Katholiken müssen zu den Kosten für das staatliche Schulwesen beitragen und zugleich ihre eigenen Schulen unterhalten, ohne dabei aus den öffentlichen Kassen subventioniert zu werden. Erzbischof Hinsley, für den die Schulfrage das dringendste Problem der Kath. Aktion ist, sprach vor Vertretern der Presse die Hoffnung aus, daß die britische Regierung, welche die afrikanischen Missionsschulen in hochherziger Weise fördert, auch im Mutterland die berechtigten Wünsche der Katholiken auf dem Schulgebiet erfüllen werde.

6. *Zu der unverändert weitergehenden Katholikenverfolgung in Mexiko.* Als i. J. 1929 die Vertreter des mexikanischen Episkopats mit dem Staatspräsidenten Portes Gil einen „Modus vivendi“ vereinbarten, der übrigens nur ein Minimum des der Kirche Erwünschten gewährte, erklärte der Präsident vor dem Parlament, daß „weder der Geist der Verfassung, noch die Gesetze, noch die Regierung der Republik die Tendenz haben, das Leben der katholischen oder einer anderen Kirche zu zerstören oder irgendwie sich in ihre geistlichen Funktionen einzumischen“. Später wurde das der Kirche gegebene Wort schamlos gebrochen. Seit einem Jahr hat der Kampf der in bolschewistischem Fahrwasser segelnden Machthaber gegen Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder besonders gewaltsame Formen angenommen. Dabei leugnen die Bedrücker systematisch die drakonische Verfolgung. Dem Präsidenten der Republik L. Cardenas wurde am 25. Januar 1935 von ausländischen Journalisten die Frage gestellt: „Ist es wahr, daß in Mexiko die Religion verfolgt wird?“ Cardenas antwortete: „Niemand wird wegen seiner Religion verfolgt. Die Regierung wendet lediglich die Gesetze von 1917 an, die jene von 1857 vervollständigen, welche letztere geschaffen wurden, um die Regierung von der Tyrannei der Kirche zu befreien. Von jenem historischen Augenblick an hat der Konflikt zwischen Kirche und Staat für die Regierung nur diesen Sinn: Vollständige Unterwerfung des Klerus unter die bestehenden Gesetze und Verordnungen, um dadurch dessen persönliche oder gemeinsame Einmischung auf dem politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gebiet zu verhindern.“ Wohl hat die Verfassung von 1917 das System der Trennung von Staat und Kirche in den Vereinigten Staaten von Mexiko erklärt, doch sind die späteren Durchführungsgesetze viel weiter

gegangen; ihr Ziel war brutale Unterdrückung des Katholizismus. Kaum zu übertreffen ist wohl der Zynismus eines Politikers, der behauptet, in Mexiko werde niemand ob seiner religiösen Gesinnung verfolgt, während nichts unterbleibt, das von Calles betriebene Zerstörungswerk zu vollenden.

In der Londoner „Times“ erschien Ende März an hervorragender Stelle ein sehr ruhig gehaltener Artikel über die kirchenpolitische Lage in Mexiko. Man hätte, meint der Verfasser, zu Beginn des 20. Jahrhunderts glauben können, für die mexikanischen Politiker sei es kaum der Mühe wert, den Einfluß der Kirche noch weiter zurückzudrängen, als es durch jahrzehntelange Beschränkungen damals bereits geschehen war. „In ganz Mexiko mit seinen 745.000 Quadratmeilen und 15 bis 16 Millionen Einwohnern gab es früher etwa 7000 Priester. Heute ist die ermächtigte Geistlichkeit auf ungefähr 350 zusammengeschumpft. Die verwaisten Kirchen werden von den Behörden beschlagnahmt und geschlossen, oft um nachher als Versammlungslokale oder sozialistische Parteihäuser zu dienen. Im letzten Jahr ist die Verbannung des Religionsunterrichtes aus den Schulen gesetzlich dahin vervollständigt worden, daß nur noch erwiesenermaßen revolutionsfreundliche Personen in öffentlichen oder privaten Lehrerstellen geduldet werden. Der Unterricht muß in streng sozialistischem und proletarischem Geiste nach ministerieller Vorschrift erteilt werden. Dieser neueste Übergriff hat zahlreiche öffentliche Versammlungen zur Folge gehabt, die alsbald der Kirche zur Last gelegt wurden. Viele Priester wurden unter größten Entehrungen und Demütigungen verhaftet und ausgewiesen. Die Ermächtigungen wurden verringert und weitere Einzelstaaten verboten die Ausübung des geistlichen Berufes überhaupt, was neue Kirchenschließungen nach sich zog. In den meisten Provinzstädten gibt es jetzt keine offenen Kirchen mehr.

Im Mai richtete der Bischof von Huejutla, Msgr. Manriquez y Zarate, der in San-Antonio, Texas, in der Verbannung lebt, einen zweiten Appell an die Kulturvölker. Er schreibt, nach seinen Informationen vergehe kein Tag, an dem nicht irgend eine Kirche zerstört werde und Heiligenbilder oder religiöse Symbole der Vernichtung verfallen. Größer ist aber das Zerstörungswerk auf geistigem und moralischem Gebiet. Nachdem der sozialistische Unterricht obligatorisch geworden, werden die Lehrpersonen entlassen, die sich nicht offen zum Kommunismus bekennen. Wer sein Kind nicht in die betreffende Schule schickt, ist straffällig; gewaltsam werden die Kinder aus der elterlichen Wohnung zur Schule geholt. Priester, die es wagen, ihrem Gewissen gemäß zu der Schultyrannie Stellung zu nehmen, setzen sich der Todesstrafe oder Verbannung aus. Im

Vordergrund der sozialistischen Schulordnung stehen sexuelle Aufklärung der Jugend sowie atheistische und materialistische Propaganda. Der Bischof meint, wenn einmal die wahre Geschichte Mexikos geschrieben sei, werde die Welt, entsetzt und entrüstet über die Verbrechen der Revolution, nicht fassen können, daß in einem Menschenherzen überhaupt solche Ruchlosigkeit sein könne. Er betont, die Sache Mexikos sei Sache der ganzen Kulturwelt. Europa dürfe nicht vergessen, daß die Unterjochung Mexikos nur eine Etappe in der Bolschewisierung des Erdkreises sei. Das mexikanische Volk werde den Kampf bis ans Ende führen, nicht nur für sich, sondern auch für seine Brüder, für die wichtigsten Rechte des Menschen, der Menschheit, für die wahre Kultur.

Da auch den wenigen staatlich zugelassenen Geistlichen gesetzliche Schikanen jeglicher Art die Ausübung ihres Amtes fast unmöglich machen, blieb so gut wie keine öffentliche Seelsorge mehr. Die katholische Kirche in Mexiko wurde zur Katakombenkirche. Heldenmütig wirken noch viele Priester in Verkleidung. Der Erzbischof von Guadalajara, Msgr. Orozco y Jimenez, geb. 1864, wurde im Januar 1932 des Landes verwiesen. Er kehrte jedoch heimlich zurück. Auf seinem Kopf steht ein hoher Preis. In dem Ende März aus Mexiko-City datierten Bericht eines Nordamerikaners, der den Erzbischof in seinem Versteck im Staat Jalisco besuchte, liest man u. a.: „Er kommt verkleidet zu seinen Priestern, bald als Indianer, dann als Peon, als Viehhirt. Verkleidet mischt er sich unter das Volk, manchmal auch unter die Soldaten. Ich fand ihn in einem Schuppen halb unter der Erde, in einem engen Raum . . . Hier lebt der Oberhirt von Guadalajara, ein Mann über siebzig, um den Seinen nahe zu sein. Sein Versteck wird von Indianern bewacht. Sie würden für ihren Erzbischof jederzeit ihr Leben hingeben. Sie allein wissen um seinen Aufenthalt. Es sind ihrer Hunderte; keiner würde ihn verraten, um keinen Preis der Welt . . .“ Der Korrespondent schließt: „Fünftausend Katholiken sind seit 1929 von den Roten in Mexiko getötet worden. Und noch immer sterben Menschen. Erschießungen finden nicht mehr öffentlich statt. Gerichtsverhandlungen gibt es nicht mehr. Alles geschieht geheim, wie die vorangehenden Verhaftungen, und kein Katholik in Mexiko weiß, wann er an die Reihe kommt.“

Die mexikanischen Gewalthaber, deren Methoden der sowjetrussischen Regierungsweise nachgebildet sind, unterlassen nichts, um das Ausland über den Stand der Dinge in Mexiko zu täuschen. Ihre diplomatischen Vertreter sind beauftragt, Schilderungen der Kirchenverfolgung zu dementieren, was freilich gegenüber erwiesenen Tatsachen zwecklos ist. Der „Osservatore Romano“ vom 7. Mai teilt 25 Fragen mit, die der Erzbischof

von Baltimore, Msgr. Curley, dem mexikanischen Botschafter in Washington zugesandt hat mit der Bitte um Beantwortung. Ganz präzise Einzelheiten aus dem mexikanischen Kulturkampf, die sich nicht ins Reich der Fabel verweisen lassen. Von einer Antwort des Diplomaten hat man denn auch nichts gehört. Höchst unangenehm wäre der herrschenden Partei eine unparteiische Untersuchung durch einwandfreie ausländische Delegierte, wie sie verschiedentlich verlangt wurde. Doch wird es dazu wohl nicht kommen. Als vor einigen Monaten die Catholic Union von Schottland versucht hatte, die britische Regierung zum Eingreifen gegen die mexikanische Religionsverfolgung zu bewegen, unter der ja auch manche Ausländer leiden, erklärte der Unterstaatssekretär des Außenministeriums, die Regierung sei aus internationalen Gründen nicht in der Lage, in Mexiko offizielle Vorstellungen wegen einer inneren Landesangelegenheit zu erheben. — Um so mehr sollten die noch menschlich denkenden und christlich fühlenden Verbände und Einzelpersonen von Einfluß durch unablässigen Protest das vom internationalen Freimaurertum und Marxismus geförderte Zerstörungswerk zu hemmen suchen. Erwähnt sei nur in dieser Beziehung das Vorgehen der Wiener Sodalenschaft gegen den Kulturkampf in Mexiko. Laut der „Reichspost“ vom 10. Mai heißt es in dem Protestschreiben, das im Namen der etwa 30.000 Mitglieder zählenden Marianischen Kongregation der Erzdiözese Wien abgefaßt wurde, u. a.: „Die unsagbar lächerlich motivierte Ausweisung der Bischöfe, Priester und Ordenspersonen ist ein Hohn auf die gesetzlich gewährleistete Freiheit der Religion und des Gewissens; sie steht im krassesten Widerspruch sowohl mit allen menschlichen und göttlichen Gesetzen, wie mit den heiligsten, moralischen, wissenschaftlichen und kulturellen Interessen . . . Als treue Söhne und Töchter derselben katholischen Kirche, der diese Opfer finsterner Mächte angehören, legen wir energisch Verwahrung ein gegen diese himmelschreiende Ungerechtigkeit. Dazu haben wir das volle und unbestreitbare Recht als Mitglieder der katholischen Weltkirche, die nur eine einzige Familie bildet . . . Wir verdammen die getroffenen ungerechten und barbarischen Maßnahmen auch deshalb, weil sie ein Diebstahl des Staates an fremdem Eigentum, am Kirchengut sind, über das nur der Hl. Stuhl verfügen kann . . . Wir fühlen uns zu einem flammenden Protest angetrieben, weil Österreichs und Mexikos Geschichte einst ganz eng miteinander verbunden waren und weil wir auch heute eine aufrichtige Zuneigung und Liebe zum edlen mexikanischen Volke haben . . .“ Mögen auch die barbarischen Zustände in Mexiko stets von neuem den Widerspruch der zivilisierten Welt herausfordern, jene, die daran schuld sind, brauchten doch nicht zu befürchten, daß man sie in Genf auf-

fordern könnte, sich zu rechtfertigen. Daß sie im Völkerbund vertreten sein können, gereicht letzterem fürwahr nicht zur Ehre. — Wenn es dem seiner heiligsten Güter beraubten katholischen Volk im Inland und Ausland an legalen Mitteln, seine unveräußerlicher Rechte wiederzuerlangen, mangelt, so ist es begreiflich, daß in verschiedenen Landesteilen wiederum bewaffneter Widerstand organisiert wurde. Trotz allen offiziellen Dementis macht derselbe den Schergen der mexikanischen Tyrannen nicht wenig zu schaffen.

Literatur.

A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Adam, Karl. *Jesus Christus und der Geist unserer Zeit.* Ein Vortrag. Augsburg 1935, Haas u. Grabherr. Kart. M. 1.20.

Aillinger, P. Albert, S. J. *Heiraten oder — ins Kloster!* 8. u. 9., erweiterte Auflage (21.—25. Tausend). Innsbruck 1935, Felizian Rauch. Kart. M. —.90, S. —.50.

A Loiano, P. Seraph., O. M. Cap. *Institutiones Theologiae Moralis ad normam iuris canonici.* Vol. II. Theologia Specialis: Pars I. De Virtutibus Theologicis. — Pars II. De praeceptis Decalogi. — Pars III. De quibusdam Ecclesiae praeceptis. In-8 max., pag. 689. Taurini (Italia) 1935, Marietti. Lib. It. 25.—.

Arnold, Dr theol. et iur. Franz. *Das Diözesanrecht nach den Schriften Hinkmars von Rheims* Eine Untersuchung über den Ursprung und die Entstehungszeit des Diözesanrechtes. 8^o (218). Wien 1935, Kommissionsverlag Mayer u. Co., Wien, I., Singerstr. 7. Kart. S. 6.—, M. 4.—.

Bea, P. Aug., S. J. *De scripturae sacrae inspiratione.* Quaestiones historicae et dogmaticae in usum scholarum. Editio II. (Scripta Pontificii instituti biblici.) Romae 1935, Pontificium institutum biblicum. L. 14.—.

Bettazzi, Rudolf. *Keusches Eheleben.* Mahnworte an junge christliche Ehemänner. Aus dem Italienischen sinngemäß übersetzt von P. Thomas Villanova Gerster aus Zeil, O. M. Cap. 8^o (IV u. 96). Turin-Rom 1934, Marietti. Depot für Deutschland: Lentnersche Buchhandlung (Dr E. K. Stahl), München, Dienerstraße 9. Depot für Österreich: Katholische Buchhandlung Mayer & Comp., Wien, I., Singerstraße 7. M. 1.—.

Bomm, P. Urban, O. S. B. *Im Hirtenamt Christi.* Heilige Bischöfe und Kanzler des deutschen Mittelalters. Mit 4 Bildern. (Heiliges Reich. Die deutschen Heiligen in Geschichte, Legende, Liturgie und Kunst. Eine Schriftenreihe, herausgegeben von der Abtei Maria Laach: Nr. 3.) Paderborn 1935, Ferd. Schöningh.

Boßlet, P. Karl Maria, O. P. S. *Chinesischer Kulturspiegel.* 8^o (200). Vechta i. O. 1935, Albertus-Magnus-Verlag. M. 3.—.

Brenninkmeyer, Dr Adalbert. *Stunden der Einkehr.* Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Kart. M. 1.50, geb. M. 2.25.

Brögger, Dr Joseph. *In Jesu Geiste.* Sieben Predigten für katholische Christen von heute. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Kart. M. 2.25.

Bruder Willram. *Sakramentspredigten für die Erstkommunionfeier.* (112.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 4.50, M. 2.40.

Brunsmann, P. Dr Joh., S. V. D. *Die philosophischen Voraussetzungen unserer Gottesbeweise.* Eine religionsphilosophische Studie. (68.) (1. Heft der „Sankt-Gabrieler Studien“, herausgegeben von der philos.-theol. Hauslehranstalt St. Gabriel.) Mödling bei Wien 1935, Missionsdruckerei St. Gabriel.

Christliche Verwirklichung. Romano Guardini zum 50. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden und Schülern. (Als 1. Heft der Zeitschrift „Die Schildgenossen.“) Herausgegeben von Karlheinz Schmidthus, Rothenfels am Main 1935, Burgverlag. M. 5.—.

Daechsel, Theobald. *Der Brief St. Pauli an die Römer* in seinem ursprünglichen Wortsinne und Gedankengange ermittelt und dargelegt. Dresden, Ludwig Ungelenk. Geb. M. 3.25.

Der kleine Kreuzritter. Eine Schriftenreihe für die katholische Jugend. Herausgegeben von P. Max Biber S. J. Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935.

Bändchen 2—3: *Ein echter Junge.* Von P. Karlinger S. J. (46.) M. —.40.

Bändchen 4: *Das verbotene Kriegstagebuch.* Von P. Biber S. J. (31.) M. —.20.

Bändchen 5: *Wie Hans und Gretel Kreuzritter wurden.* Von P. Biber S. J. (32.) M. —.20.

Der Sakristan. Monatsblätter für Kirchen- und Altardienst. 4. Jahrg., Heft 1. Wien, I., Stephansplatz 3, Seelsorger-Verlag. Halbjährig S 2.60, Kē 11.—, Zl. 2.65, M. 1.60, fr. Fr. 10.—, L. 7.50, Schw. Fr. 1.90.

Dillenschneider, P. Clément, C. Ss. R. *La mariologie de S. Alphonse de Ligouri.* Sources et synthèse doctrinale. (Studia Friburgensia.) Fribourg (Suisse) 1934, Studia Friburgensia. — Paderborn, Bonifacius-Druckerei. — Paris, Librairie Thilos. J. Vrin.

Drink, P. J., O. M. I. *Apostelwort an unsere Zeit.* Kurze Epistelpredigten für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. (244.) Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935. M. 3.80.

Echevarria, P. Juan. *Recuerdos del Beato Antonio Maria Claret,* Arzobispo y Fundador. Edic. II. Madrid 1934, Colaboración cultural, S. A. (Guzmán el Bueno 18).

Engert, Dr Josef. *Die Erforschung des Seins.* Eine Einführung in die Erkenntnistheorie und Logik. („Die Philosophie, ihre Geschichte und ihre Systematik“, herausgegeben von Dr Theodor Steinbüchel: Abteilung VII.) Bonn 1935, Peter Hanstein. Brosch. M. 3.70, kart. M. 3.90.

Fähnlein der Getreuen. (Nachklänge des Kommunionglöckleins, 8. Jahrg. 1935/36. Herausgegeben von Ludwig Nüdling.) Nr. 1 und 2. Düsseldorf, L. Schwann. Der komplette Jahrgang M. 1.—.

Fischer, P. Zyrill, O. F. M. *Wie sieht der Katholik das jüdische Volk?* Ein Vortrag. Sonderdruck aus Dr Lugmayers „Neue Ordnung“ 1935, Folge 1 und 2. Wien, I., Ebendorferstraße 8, Typographische Anstalt. Brosch. S —.60.

Geiger, Prälat Th. *Maria im Kampf mit dem Drachen*. Erfahrungen eines Exorzisten. Basel 1935, Verlag Nazareth. Kart. Fr. 1.50, M. 1.20.

Gerster, P. Thomas Vill., O. M. C. *Das heilige Kreuzzeichen*. Populär-theologische Abhandlung. Kl. 8^o (37). Bregenz am Bodensee, J. N. Teutsch. S. —.50, M. —.30, Schw. Fr. —.35. (Bei Abnahme von 10 Stück ein Freie Exemplar.)

Gerster a. Zeil, P. Thomas Villanova, O. M. Cap. *Ius Religiosorum in compendium redactum pro iuvenibus religiosis*. In-8, pag. 324. Taurini 1935, Marietti. L. 15.—.

Goodier, Erzbischof Alban, S. J. *Jesus Christus als Mensch unter den Menschen*. Seine Selbstoffenbarung in seiner öffentlichen Wirksamkeit. Deutsche Bearbeitung von P. Ignatius Rollenmüller O. S. B., Abtei Ettal. (448.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S. 10.—, M. 5.50; Ganzleinen S. 12.—, M. 6.60.

Gredt, P. Josef, O. S. B. *Die aristotelisch-thomistische Philosophie*. 2 Bände. Gr. 8^o. Erster Band: Logik und Naturphilosophie (XII u. 434). Freiburg i. Br. 1935, Herder. Geh. M. 6.50, in Leinen M. 7.80.

Gröber, Dr. Conrad. *Der christliche Mann*. Ein zeitgemäßes Büchlein für Mann und Frau. 8^o (IV u. 52). Freiburg i. Br. 1935, Herder. Leicht kart. M. —.60 (ab 100 Stück je M. —.55, ab 200 Stück je M. —.50).

Gummersbach, P. Dr. Jos., S. J. *Unsündlichkeit und Befestigung in der Gnade*. Nach der Lehre der Scholastik mit besonderer Berücksichtigung des Suarez. Ein Beitrag zur spekulativen Theologie und ihrer Geschichte. 8^o (XVI u. 352). Frankfurt a. M. 1933, Buchverlag Carolus. Brosch. M. 13.20.

Hagen, Dr. August. *Pfarrei und Pfarrer nach dem Codex Iuris Canonici*. Rottenburg am Neckar 1935, Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 7.20, geb. M. 8.70.

Haugg, Dr. Donatus. *Herz Jesu, Quelle unseres Heiles*. Die neue Herz-Jesu-Messe, ausgewertet für Andacht und Lesung. (208.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S. 5.30, M. 2.80; Ganzleinen S. 7.50, M. 4.—.

Haugg, Dr. Donatus. *Rosenkranz und Frauenseele*. (83.) München, Kösel u. Pustet. Kart. M. 1.60.

Haugg, Dr. Donatus. *Seele Mariens*. Eine Deutung ihrer Seelentiefen in sieben Predigten. (96.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S. 3.50, M. 1.90.

Helmanns, P. Heinr., S. C. J. *Herz Jesu, Zuflucht der Welt*. (Schriftenmission des Johannesbundes Leutesdorf a. Rh.) Köln, Bachem.

Henz, Rudolf. *Dennoch Mensch . . .* Ein Roman von Krieg und Liebe. (350.) Salzburg-Leipzig, Anton Pustet. Brosch. M. 3.60, S. 6.30; Ganzleinen M. 4.80, S. 8.40.

Heun, Abt Alfons, O. Cist. *Altar und Leben*. Paderborn 1935. Ferd. Schöningh. Kart. M. 1.60, geb. M. 2.50.

Hilker, Otto — **Gerber**, Theo. *Heilige Quellen*. Ein Hilfsbuch für den neuzeitlichen biblischen Geschichtsunterricht in katholischen Schulen. 2. Bd.: Altes Testament. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh.

Innlitzer, Kardinal Dr. Theodor — **Bichlmair**, P. Georg, S. J. — **Schmitz**, P. Dr. Pet., S. V. D. *Das Recht der Frau im Schutz der Kirche*. (Laienbücherei Nr. 3.) Vorträge. (40.) Wien, I., Stephansplatz 3, Seelsorger-Verlag. Kart. S. 1.—, M. —.60, Schw. Fr. —.80.

Jorio, P. Thomas, S. J. *Compendium theologiae moralis iuxta methodum Joannis Petri Gury S. J. ad normam Codicis Iuris Cano-*

nici redactum a Raphaële Tummolo S. J. Editio V emendata et aucta. Vol. II — pars I. Neapoli (Italia) 1935. Apud M. D'Auria.

Keller, E. *Salve Regina!* Muttergottespredigten. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Kart. M. 2.70.

Keller, Dr. Mich. *Katholische Aktion.* Eine systematische Darstellung ihrer Idee. Herausgegeben im Auftrage Sr. Exzellenz des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Osnabrück Dr. Wilhelm Berning. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Kart. M. 1.80, geb. M. 3.—.

Kleine, Richard. *Die acht Seligpreisungen der Bergpredigt.* Die Richtlinien des Reiches Gottes als Predigtreihe. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Kart. M. 1.20.

Klug, Dr. I. *Blick auf!* Gebete für gebildete Katholiken. 10. und 11. Tausend. Paderborn, Ferd. Schöningh. In Leinen M. 1.35.

Klug, Dr. I. *Meßandacht.* 3. und 4. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh. In Leinen M. 1.20.

Kneip, Jakob. *Das Reich Christi.* Köln, Staufens-Verlag. In Leinen M. 2.—.

Konermann, Diözesanpräses Dr. *Siegfried oder Christus.* Predigten und Ansprachen für die Industrie- und Landseelsorge. (VIII u. 286.) Münster i. W. 1935, Regensburgscher Verlag. Kart. M. 3.50.

Kösters, P. Ludwig, S. J. *Die Kirche unseres Glaubens.* Eine theologische Grundlegung katholischer Weltanschauung. Gr. 8^o (X u. 264). Freiburg i. Br. 1935, Herder. M. 6.—, in Leinen M. 7.60.

Kratochvil, Dr. Josef. *Z Pozůstalosti Světského Kněze.* Uvahy A Promluvy. V Brně 1934. Nákladem Občanské Tiskárny.

Kühnelt-Leddihn, Erik von. *Über dem Osten Nacht.* Roman. (369.) Salzburg-Leipzig, Anton Pustet. Brosch. M. 4.40, S 7.50; Ganzleinen M. 5.40, S 9.20.

Landjugend und Seelsorge. Bericht über die zweite Dorfseelsorgerwoche in Hubertendorf. (60.) Wien 1935, Seelsorger-Verlag. Kart. S 1.85, M. 1.—, Schw. Fr. 1.20.

Laros, Dr. M. *Pfingstgeist über uns.* Die heilige Firmung als Sakrament der Persönlichkeit, des allgemeinen Priestertums und des apostolischen Geistes hier und heute. Regensburg, Friedr. Pustet. Kart. M. 3.60, geb. M. 4.40.

Laurentius a Brundusio, O. M. Cap. *Opera omnia. Vol. III: Explanatio in Genesim.* Patavii MCMXXXV. Ex officina typographica seminarii.

Lenhart, G. *Gottes Meilensteine am Lebenswege des Christen.* Elf-Uhr-Predigten über die heiligen zehn Gebote. (272.) Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935. M. 4.50.

Lhande, P. Pierre, S. J. *Die Armen im Evangelium.* Radio-Vorträge. Ins Deutsche übertragen von Otto Koch, Propst an der Gaukirche zu Paderborn. Paderborn 1935, Bonifacius-Druckerei. Brosch. M. 1.50.

Liebst, P. Leo, Gesellschaft der Weißen Väter. *Christi Opfer des Christen Leben.* (168.) Mit einem mehrfarbigen Titelbild. Trier 1935, Paulinus-Druckerei. Stark kart. M. 2.40.

Liederbuch für katholische Mädchenvereine. Bearbeitet von M. Veit. (58, davon 34 Seiten mit Noten). (Marienlieder, Sakramentslieder, Religiöse Lieder und Weltliche Lieder.) Trier 1935, Paulinus-Druckerei. Kart. M. —.70.

Lindworsky, P. Johannes, S. J. *Psychologie der Aszese.* Winke für eine psychologisch richtige Aszese. 8^o (VIII u. 96). Freiburg i. Br. 1935, Herder. Kart. M. 1.40.

Lortzing, Johannes. *Auf der Höhe des Kirchenjahres.* Ein Himmelfahrts- und Pfingstbüchlein für jedermann. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Kart. M. 1.60, geb. M. 2.25.

Mäder, Robert. *Maria siegt!* Den Garderegimentern der streitenden Kirche gewidmet. Basel, Nazareth-Verlag. Kart. Schw. Fr. 1.—, M. —.80.

Manacorda, Guido. *I Contrafforti.* Scritti di religione e pensiero. Brescia-Morcelliana.

Merten, Dr G. *Canta Latine!* Deutsche Lieder in lateinischer Sprache. Berlin und Bonn 1935, Ferd. Dümmler. Kart. M. 1.50.

Minichthaler, Joseph. *Heiligenlegenden.* Katechetisch ausgewertet. 2., vermehrte Auflage. (147.) München, Kösel u. Pustet. In Halbleinen M. 2.80.

Muckermann, P. Friedrich, S. J. *Heiliger Frühling.* (VIII und 276.) Münster i. W. 1935, Regensbergsche Verlagsbuchhandlung. In Leinen M. 3.50.

Murböck, Jakob. *In Gottes Namen fahren wir!* Ein Buch für die Almleute. Mit einem Geleitwort von M. Kardinal Faulhaber. (172.) Mit 8 Kunstdrucktafeln und 22 Bildern im Text. München, Kösel u. Pustet. In Leinen M. 3.—.

Nissen, Benedikt Momme. *Kultur der Seele.* Priester, Denker, Künstler in Kirche und Volk. 8° (VI u. 200). Mit 7 Tafeln. Freiburg i. Br. 1935, Herder. M. 2.50, in Leinen M. 3.80.

Pater Mateo. *Die Familienweihe an das Herz Jesu.* (86.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 1.40, M. —.80.

Perk, P. Johann. *Maria Vorbild und Führerin.* (170.) Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. M. —.75.

Peuler, P. Wilhelm, S. J. *Martyres Christi.* Sinn- und Feierspiel zu Ehren heiliger Blutzeugen. München, Höfling. Hauptbuch M. 2.—, Textbuch M. —.30, Spielanweisung M. —.80.

Plöchl, Dr Willibald. *Das Eherecht des Magisters Gratianus.* (Wiener Staats- und Rechtswissenschaftliche Studien, herausgegeben in Verbindung mit Hans Mayer und Adolf Merkl von Hans Kelsen: Band XXIV.) Leipzig und Wien 1935, Franz Deuticke. Brosch. S 9.45.

Praktische Anleitung, den heiligen Rosenkranz betrachtend zu beten. (16.) Paderborn, Ferd. Schöningh. Brosch. M. —.10.

Prestel, Dr Josef. *Deutsche Literaturkunde.* Erbgut und Erfüllung. Gr. 8° (VIII u. 212). Freiburg i. Br. und Wien, I., Wollzeile 33, 1935, Herder. M. 2.60, in Leinen M. 3.80.

Retzbach, Dr Anton. *Das Recht der katholischen Kirche nach dem Codex Iuris Canonici.* Für die Praxis bearbeitet. 12° (XVI u. 582). Freiburg i. Br. 1935, Herder. Geh. M. 6.—, in Leinen M. 7.40.

Riedel, P. Karlheinz, S. J. *Der Gottesstreiter Michael Pro.* Mit 9 Bildern von Lothar Rohrer. 8° (VIII u. 222). Freiburg i. Br. 1935, Herder. M. 2.30, kart. M. 2.70, in Leinen M. 3.20.

Rieger, Julius. *Reifende Saaten.* Sonntagspredigten. II. Teil: Von Pfingsten bis Advent. 8° (VIII u. 196). Rottenburg a. N. 1935, Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 3.80, kart. M. 4.30, geb. M. 4.90.

Schamoni, P. Rochus, O. F. M. *Gottestrost in schwerer Zeit.* Fasten- und Gelegenheitspredigten. III. Bd. (204.) Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935. M. 3.30.

Schlags, Willibrord. *Höre, Mägdlein, und neige dein Ohr!* (64.) 3. Auflage. Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935. Kart. M. —.40.

Schlatter, Dr A. *Gottes Gerechtigkeit.* Ein Kommentar zum Römerbrief. Gr. 8° (407). Stuttgart 1935, Calwer Vereinsbuchhandlung. Brosch. M. 11.—, in Leinen M. 14.—.

Schmitz, Dr Peter, S. V. D. *Bursch und Mädel in Gottes Hand,* ein seelsorglicher und pädagogischer Beitrag zum Geschlechterproblem. (Schriften zur religiösen Jugendbildung Nr. 1.) (60.) Wien,

I., Stephansplatz 3, Seelsorger-Verlag. Kart. S 1.65, M. —.90, Schw. Fr. 1.10; Geschenkausgabe S 2.20, M. 1.25, Schw. Fr. 1.50.

Schneider, Friedrich. *Katholische Familienerziehung.* Gr. 8° (XVI u. 342). 1 Taufurkunde. Freiburg i. Br. 1935, Herder. M. 5.40, in Leinen M. 6.60.

Schneider, Heinrich. *Marienverehrung.* Ihr Werden, Sinn und Wert. 2. Auflage. (32.) Mit 3 Bildern. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. M. —.40; von 25 Exemplaren ab M. —.30.

Schneider, Dr Karl. *Einführung in die Neutestamentliche Zeitgeschichte mit Bildern.* Leipzig 1934, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80.

Schreyer, Lothar. *Die Gottesgeburt im Menschen.* Gespräch um Meister Eckehart. Regensburg, Fr. Pustet. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.30.

Schubert, Dr Franz. *Grundzüge der Pastoraltheologie.* Band 3: Theorie der Seelsorge oder Pastorale Hodegetik. 3., umgearbeitete Auflage. Graz 1935, „Styria“. Kart. M. 4.50, S 7.50; geb. M. 5.40, S 9.—.

Scientia Sacra. Theologische Festgabe zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Bischofsweihe Sr. Eminenz des Hochwürdigsten Herrn Karl Joseph Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln. Druck und Verlag von J. P. Bachem, Köln, und L. Schwann, Düsseldorf. M. 9.—.

Seelsorge und Katholische Aktion. Bericht über die Vierte Wiener Seelsorger-Tagung. 1. bis 5. Tausend. (148.) Wien 1935, Seelsorger-Verlag. Kart. S 2.90, M. 1.60, Schw. Fr. 1.90.

Septuaginta id est Vetus Testamentum Graece Iuxta LXX Interpretes edidit Alfred Rahlfs. Gr. 8° (2177). Deckelgröße 24 $\frac{1}{2}$ ×16 $\frac{1}{2}$ cm. Zweibändige Studenten-Ausgabe: Auf bestem, kräftigem Bibeldruckpapier gedruckt. Band I: Umfang 1234 Seiten. Band II: Umfang 943 Seiten. Stuttgart, Privileg. Württ. Bibelanstalt. Kat.-Nr. 837. Dauerhafte, farbige Rohleinenbände, Seitengoldtitel, Grünschnitt M. 12.—.

Siwek, P. Paul, S. J. *La conscience de la liberté!* („Gregorianum“ vol. XVI [1935], pag. 53—73.) Roma. Pontificia Università Gregoriana, Piazza della Pilotta.

Teusch, Josef. 1. *Bürger zweier Welten?* Eine Predigt. 2. *Religion und Weltanschauung.* Je 16 Seiten. Köln, Bachem. Geh. je M. —.05.

Thauren, P. Dr Johannes, S. V. D. *Die religiöse Unterweisung in den Heidenländern.* Eine missionsmethodische Studie. Wien 1935, Österreichische Leo-Gesellschaft: Wien, I., Stephansplatz 3.

Treuschar-Büchlein. Von Pfarrer Nikolaus. 1. Bändchen: Die geheiligte Woche. Kl. 8° (48). Donauwörth, Ludw. Auer. Einzeln M. —.45, bei 50 Stück je M. —.42, bei 100 Stück je M. —.40.

Vetter, P. Dr theol. et phil. Marianus, O. P. *Christuszeichen der Zeit.* Deutsche Predigten in Rom. (155.) München, Kösel u. Pustet. Kart. M. 2.80.

Vogelbacher, Dr Josef. *An einer Jahrtausendwende.* Philosophie und Leben. Freiburg i. Br. 1935, Herder.

Vorspel, P. Fritz, S. J. *Kirche und Welt.* Fastenpredigten. Die einzelnen Bändchen behandeln: 1. Kirche und Welt. 2. Kirche und Persönlichkeit. 3. Kirche und Familie. 4. Kirche und Jugenderziehung. 5. Kirche und Wirtschaft. 6. Kirche und Volk. Je 16 Seiten in Karton-Umschlag. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. —.20.

Vorspel, P. Fritz, S. J. *Christi Statthalter in der Kirche.* Festpredigt, gehalten im Hohen Dom zu Köln zum 14. Papstkrönungstag. (16.) Köln, J. P. Bachem. In Karton-Umschlag, geh. M. —.20.

Waitz, Dr Sigismund, Fürsterzbischof von Salzburg. *Paulus in Stürmen und Verfolgungen.* Zeitgemäße Erwägungen über christliches

Leben und Seelsorge. (376.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 7.50, M. 4.—; Ganzleinen S 9.50, M. 5.20.

Was will „Quadragesimo anno“? Grundsätze und Forderungen. Bericht über die erste Soziale Tagung der Katholischen Aktion in Wien. (Laienbücherei Nr. 4.) (128.) Wien, I., Stephansplatz 3, Seelsorger-Verlag. Kart. S 2.75, M. 1.65, Schw. Fr. 1.90.

Weingartner, Dr. Josef. *Kurze Katechismuspredigten.* I. Der Glaube. (108.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 3.60, M. 2.—.

Wibmer-Pedit, Fanny. *St. Nothburg.* Die Dienstmagd Gottes. (214.) Salzburg-Leipzig, Anton Pustet. Brosch. M. 2.90, S 5.25; Leinen M. 3.90, S 6.82.

Wild, Karl. *Auf den Höhenwegen der christlichen Mystik.* Ein Buch für Seelenführer und für alle, die nach wahrer Vollkommenheit streben. Nach dem heiligen Johannes vom Kreuz. (254.) München, Kösel u. Pustet. Kart. M. 2.80, in Leinen M. 3.60.

Zanden, P. Jakob van der, M. S. C. *Kreuzritter.* Ein Wort für Jungen zum Eintritt ins Leben. (64.) Saarbrücker Druckerei und Verlag 1935. M. —.40.

B) Besprechungen.

Aristoteles. Von *Akos von Pauler.* 12^o (128). Paderborn 1933, Ferd. Schöningh.

Der gelehrte Verfasser bietet hier eine leichtverständliche und fließende Darstellung der Philosophie und der Weltanschauung des Aristoteles. Ein Vorzug dieser Schrift ist, daß sie aus der Glanzzeit der aristotelischen Philosophie die einzelnen Teile zur Darstellung bringt. Aristoteles wird hier wieder unmittelbar lebendig und tritt uns gegenüber, nicht wie ein Philosoph vergangener Jahrhunderte, sondern wie ein Philosoph von heute. Studierenden besonders und den Gebildeten, die sich für Philosophie interessieren, sei die Schrift empfohlen.

Salzburg.

Alois Mager O. S. B.

Das Gesundheitswesen bei Aristoteles. Von *Paul Kalthoff.* Gr. 8^o (372). Berlin 1934, Dümmler. Kart. M. 12.80, geb. M. 14.80.

Aristoteles hat die Grundlinien der abendländischen Wissenschaft gezogen. Anerkannt oder abgelehnt, sind seine Gedanken bis heute wirksam geblieben. Gilt das auch für die Medizin? Ein Jahrhundert vor ihm ist Hippokrates über dieselbe griechische Erde gegangen, den man den Vater der Heilkunde nennt.

Aristoteles, des Asklepiaden, Verhältnis zur Medizin ist sonderbarerweise nur wenig untersucht worden. Der Kölner Nervenarzt *Paul Kalthoff* hat sich darum einer sehr verdienstvollen Arbeit unterzogen, wenn er alle Äußerungen, die uns Aristoteles über das Gesundheitswesen hinterlassen hat, zu sammeln und zu sichten unternahm. Er bietet in seinem Buche „Das Gesundheitswesen bei Aristoteles“ ein sorgfältig gefügtes Mosaik der aus den Schriften des Philosophen ausgezogenen hierher gehörigen Tatsachen und Gedanken. Die Fundstellen werden regelmäßig bezeichnet und am Schlusse des Buches noch einmal zusammengestellt, oft wird der Wortlaut der Stellen kaum geändert. In 24 Kapiteln breitet der Verfasser den umfangreichen Stoff vor dem Leser aus. Wie die lange Reihe der Kapitel sel-

ber, so hat er auch den Inhalt der einzelnen Kapitel nicht weiter in größere Gruppen gegliedert. Dieser Umstand und die bunte Fülle des Stoffes bewirken, daß, so belehrend und wertvoll die Lektüre ist, verhältnismäßig wenig nur im Gedächtnis hängen bleiben kann. Dafür wird das Buch, da es den Stoff offenbar vollständig ausgeschöpft hat, ein vorzügliches Nachschlagewerk sein, wenn es mit einem genauen Sach- und Namenverzeichnis ausgerüstet sein wird.

Die eben beschriebene Beschaffenheit des Werkes macht es schwierig, auf den Inhalt näher einzugehen; es wäre ein ganz willkürliches Herausheben von Einzelheiten.

Der Verfasser hat seine Schrift mit Bedacht das Gesundheitswesen bei Aristoteles benannt und nicht etwa die Medizin bei Aristoteles. Dadurch erweiterte er seinen Gegenstand und sicherte sich zugleich das Recht, der schwierigen Problematik auszuweichen, die in dem Verhältnis zwischen Aristoteles und Biologie beschlossen liegt. Aristoteles übernimmt die alte Medizin und mit ihr die auch bei Hippokrates im Vordergrund stehende Krassenlehre. Die überkommenen Theorien werden aber von ihm enge verknüpft mit seiner Seinslehre, sie sind philosophisch unterbaut. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß vitalistische Gegenströmungen gegen die mechanistische Grundlage der neuzeitlichen Biologie immer mit einer Erneuerung aristotelischer Gedanken verbunden war. Auch diese Dinge konnten in einem Buch über Aristoteles und das Heilwesen untergebracht werden. Dieser persönliche Wunsch kann aber nicht hindern, das Buch als eine wertvolle Bereicherung der Aristoteles-Literatur zu bezeichnen. Wie der Stagirite in allen konkreten Einzelheiten zur Medizin gestanden, und wie sich die Medizin im griechischen Leben ausgewirkt hat, dafür ist das Werk eine unerschöpfliche Fundgrube.

München.

Martin Müller.

Der Irrtum in der Philosophie. Von *Balduin Schwarz*. (VIII u. 300.) Münster 1934, Aschendorff. M. 12.—, geb. M. 13.75.

In dieser gründlichen Studie wird auf realistischer Grundlage die Natur und die Entstehung des Irrtums zuerst systematisch (S. 3—192, 281—290) und dann historisch (195—280) behandelt. Die „grammatica speculativa“ stammt nicht von Duns Scotus (286), sondern von Thomas von Erfurt.

Graz.

A. Michelitsch.

Das Seelenpneuma, seine Entwicklung von der Hauchseele zur Geistseele. Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. XVIII. Band, 3. Heft. Von *D. Dr Franz Rüsche*. Gr. 8° (84). Paderborn 1933, Ferd. Schöningh.

Es ist eine sorgfältig angelegte und nicht weniger sorgfältig durchgeführte Studie über einen Gegenstand, an dem besonders die Mystik interessiert ist: der Unterschied zwischen Leib- und Geistseele. Es wird geschichtlich gezeigt, wie der Ausdruck Pneuma nach und nach zur Bezeichnung der rein geistigen Seele wird. Freilich, die Nus-Lehre des Aristoteles, wie der Verfasser sie sieht, bedürfte einer grundsätzlichen Prüfung. Es wäre da an die Forschungen von Werner Jäger anzuknüpfen.

Salzburg.

Alois Mager O. S. B.

Praelectiones Biblicae ad usum scholarum a † R. P. Hadriano Simón C. Ss. R. incoeptae. Vetus Testamentum. Liber Primus. De Sacra Veteris Testamenti Historia auctore R. P. Joh. Prado C. Ss. R. (XX et 546.) Turin 1934, Marietti. L. 30.—.

Der neutestamentliche Teil der Praelectiones Biblicae des spanischen Redemptoristen H. Simón, über den wir im 80. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 432 f., berichteten, hat in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt. Das Werk im Sinn des früh verstorbenen Urhebers zu einem vollständigen Handbuch der Bibelkunde für Theologiestudierende auszubauen, hat, von mehreren Mitbrüdern unterstützt, sein Ordensgenosse J. Prado unternommen. Dem 1931 erschienenen Band Propaedeutica Biblica (vgl. diese Zeitschrift 84, 871 f.) folgt jetzt der vorliegende Band De s. Vet. Test. Historia. Er vereinigt mit der Geschichte der alttestamentlichen Offenbarung die Einleitung und (selbstverständlich in gedrängter Auswahl) die Erklärung der geschichtlichen und der prophetischen Bücher. Es bedurfte großen Geschickes, den gewaltigen Stoff im Rahmen eines Schulbuches klar und übersichtlich darzustellen. Der Verfasser kennt die weitverzweigte Literatur, auch die deutsche, sehr gut. Die Ergebnisse der historischen und archäologischen Forschung werden mit großer Umsicht verwertet, geschichtliche Fragen strittiger Natur mit großer Vorsicht abgewogen. Zeichnungen und Karten im Text und eine geographische Karte im Anhang erhöhen den Wert des reichhaltigen Buches. Ein weiterer Band (didaktische Bücher nebst einem Abriß der alttestamentlichen Theologie) soll das Werk bald zum Abschluß bringen.

Studienhaus Rothenfeld bei Andechs (Bayern).

P. Joh. Schaumberger C. Ss. R.

Die deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa theologica. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs, herausgegeben vom katholischen Akademikerverband. Salzburg 1934, Anton Pustet. — Band 2: Gottes Leben, sein Erkennen und Wollen (I, 14—26), (16), (439). — Band 5: Das Werk der sechs Tage (I, 65—74), (19), (264). Je S 17.10, M. 9.—; in Leinen S 19.—, M. 10.—.

Die Übersetzung beider Bände stammt von P. Heinrich M. Christmann O. P. und P. Bernward M. Dietsche O. P.; Einleitung und Kommentar zum zweiten Band von P. Dr. Anselm Stolz O. S. B., S. Anselmo, Rom. Die Einleitung zum fünften Band schrieb P. Christmann, den Kommentar P. Dr. Angelikus Kropp O. P., Walberberg bei Bonn. Übersetzung und Kommentar beider Bände sind gut, ebenso die Druckausstattung. Im einzelnen bemerken wir folgendes: Zu Band 2: Die unhaltbare Übersetzung „Gehaben“ findet sich wieder. Die Übersetzung „Erbärmde“ ist erbärmlich, die von „Tunlich“ nicht tunlich. „Beraubung“ ist ein Latinismus. Bei 25, 2 hätte nicht der interpolierte Text übersetzt werden sollen. Die Summa Sententiarum schreibt man jetzt einem sonst nicht bekannten Magister Hugo Parisiensis zu. — Zu Band 5: Da unser Weltbild von dem des heiligen Thomas ganz verschieden ist, mußte in dessen Darstellung des Sechstageswerkes vieles veraltet sein. Der heutige Leser wird darum am besten bei S. 250 über die heutige Schrifterklärung anfangen, um sich bei der Lesung des Ganzen nicht allzusehr in der Geduld üben

zu müssen. *Pondus* in 2 Kor 4, 17 ist mit Fülle zu übersetzen. S. 30 lies 268 b. Das esse spirituale der Farben kann man mit Lebhaftigkeit übersetzen, intentionale, intentiones mit abgebildet, Abbildungen. Der empyreische ist der oberste Himmel. S. 39 ist die falsche Leseart der Leonina „electorum“ übersetzt. „Hin“gerichtet statt „aus“gerichtet (39). Röm 2, 11 (nicht 11, 11) umfaßt nicht das ganze Zitat S. 160. Woher weiß man, daß Augustinus das Sprechen schwer fiel?

Graz.

A. Michelitsch.

Das Religiöse in der Menschheit und das Christentum. Von *Otto Karrer*. Gr. 8^o (264). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geh. M. 5.20, geb. M. 6.50.

Seit der Reformation machte die Atomisierung der Christenheit unheimliche Fortschritte. So bleibt die Frage, welche Form des Christentums dem Willen Christi entspreche, d. h. welche Kirche die allein wahre sein kann, immer wichtig und aktuell. Die Aufklärung durch Völkerkunde, Religionsgeschichte, Reisen und Verkehr, Bücher, Kino und Rundfunk macht breitere Volksschichten mit den verschiedensten Religionen der Erde bekannt. So kommt zur Frage, welche Form des Christentums die einzig richtige sei, noch die andere, welche Religion die wahre sei. Diese letztere Frage nach den Religionen in der Menschheit überhaupt und nach dem Verhältnis des Christentums zu den verschiedenen Religionen hat Otto Karrer im Auge. Im religiösen Wirrwarr unserer Zeit verlangen tatsächlich viele Menschen auf die gestellte Frage eine Antwort. Das angezeigte Buch Otto Karrers entspricht darum ohne Zweifel einem Bedürfnis unserer Zeit. Der gelehrte Verfasser ist auch berufen, die brennende Frage vor den breiteren Volksschichten aufzurollen. Sein Stil ist ungemein leicht und verständlich, ja geradezu angenehm, ein Vorzug, der leider nur wenigen Gelehrten nachgesagt werden kann. Ferner ist Verfasser sehr belesen, ja, man hat den Eindruck, daß die vielen religiösen Probleme ihn selber schon lange ernst beschäftigen. Noch etwas darf nicht unerwähnt bleiben. Karrer ist ein feiner Psychologe, kann sich in die verschiedensten Verhältnisse der Mitmenschen einleben und sucht die Menschen zu verstehen. Es ist ihm gegeben, die Menschen liebend zu verstehen auch dort, wo er ihre Irrtümer entschieden verwerfen muß. Freilich möchte man wünschen, daß er nicht nur den Außenstehenden immer verstehende Liebe entgegenbringt, sondern auch vor allem seinen katholischen Brüdern in Christus so begegne. Ab und zu hatte ich den Eindruck, als wollte er gegen katholische Autoren etwas scharf werden. Gewiß kann man nicht alles billigen und entschuldigen, aber vieles kann man verstehen, wenn man es auch nicht billigen kann. Doch gilt dies nur in bezug auf Auseinandersetzungen mit manchen katholischen Autoren. Die innere Wertfülle des Christentums und besonders des Katholizismus ist wirklich wundervoll erschlossen. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei auf den reichen Inhalt des Buches hingewiesen:

Der erste Abschnitt behandelt die Verbreitung des Religiösen in der Menschheit, die Gottesidee in den wichtigsten und bekanntesten Religionen der Geschichte und der Gegenwart, den Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit in der Religionsgeschichte und das Gebet in der Menschheit.

Der zweite Abschnitt behandelt die Entstehung des Religiösen in der Menschheit, eine Frage, die wohl am sichersten aus der biblischen Urgeschichte beantwortet werden könnte. Doch gerade diese

Quelle scheint Karrer zu oberflächlich behandelt zu haben, und zwar darum, weil er in der bildhaften Auslegung dieses biblischen Abschnittes zu weit zu gehen scheint. Auch hier gilt das von ihm oft angeführte Wort: Nur Kinder werden das Himmelreich erhalten!

Der dritte Abschnitt behandelt die Entfaltung des Religiösen in der ferneren Menschheit. Sehr anregend ist dann der religionswissenschaftliche Vergleich der Religionen im vierten Abschnitt. Für Katholiken besonders wichtig ist die theologische Würdigung des Religiösen in der Menschheit („unsichtbare Kirche“ und „sichtbare Kirche“), die Würdigung bezüglich der notwendigen Gotteserkenntnis und die Würdigung bezüglich der notwendigen Zugehörigkeit zur „Alleinseligmachenden“. In diesem letzten Abschnitt wird so recht deutlich, welche Bedeutung der Glaubenssatz vom allgemeinen Heilswillen Gottes in katholischer Theorie und Praxis haben sollte. Jedem Augustinuskenner wird aber auffallen, wie einseitig dieser Kirchenlehrer verwertet wird. Karrer wundert sich S. 240, daß Augustin weithin als der typische „Rigorist“ gelte. Aber ganz unbegründet ist diese Meinung doch nicht, wenn man sich vor Augen hält, was Augustin in der Prädestination lehrte. Auch für die Begierdetaufe ist Augustin wohl nicht anzuführen, wie Karrer es S. 231 tut. Gerade das von Karrer angeführte Beispiel des Schächers benützte Augustin, um die absolute Notwendigkeit der wirklichen Taufe zu erweisen. Es war der Gegner Augustins, der aus dem Beispiel des Schächers die absolute Notwendigkeit der Taufe in Abrede stellte. Gewisse Einseitigkeiten sind auch sonst nicht vermieden. Z. B. meint Karrer S. 198, daß die Entscheidungen des „Ritenstreites“ das in großem Zug begonnene Christianisierungswerk Ostasiens vernichteten. Warum wird dann dieser angebliche Irrtum jetzt noch nicht verbessert? Auch der Satz Lipperts (S. 232 f.), daß die wahre himmlische Wirklichkeit der Kirche erst anfängt, wo die Sinne aufhören, erst hinter dieser Sichtbarkeit der Päpste, der Bischöfe, der Klöster, der Gläubigen und Kirchen, ist eigentlich eine oratorische Entgleisung und kann nur Mißverständnisse hervorrufen. Primat und Episkopat bestehen *jure divino*, gehören also offenbar zur himmlischen Wirklichkeit der Kirche. Wer euch hört, hört mich! Paulus nennt die Ämter der Kirche *Xapισματα*.

In der Vergleichung des Christentums mit den anderen Religionen vermisze ich etwas, nämlich den Nachweis, bezw. den Hinweis auf jene göttlichen Taten, wodurch das Christentum sich selbst begründet. Gewiß ist die Wertfülle des Christentums wundervoll erschlossen. Für unsere Zeit aber ist es unbedingt notwendig, hinzuweisen auf die Mischung von Dichtung und Wahrheit, die bei allen Religionen wahrzunehmen ist, während nur die katholische auf dem Grund rein göttlicher Tatsachen ruht. Das Entscheidende ist Christus in der Selbstbezeugung seiner Sendung, Messianität und Göttlichkeit, sowie in der Besiegelung der Wahrheit dieses Selbstzeugnisses durch Wunder und Weissagung, Tod und Auferstehung. Die Menschen von heute — übrigens die Menschen aller Zeiten und Zonen — wollen nicht nur wissen, was für Religionen es gibt, wollen nicht ihren Wert erfassen, sondern sie wollen wissen, welche Religion die wahre ist. Im Ernstfall sagt sich nämlich doch jeder Mensch, daß es nicht gleichgültig sein kann, welche Religion er anerkennt, sondern daß man der wahren Religion angehören muß. Das Entscheidende ist in dieser Frage die wahrhaft göttliche Tat in der Person und im Werke Jesu. Das hätte ich eindrucksvoller herausgestellt gewünscht. Sonst liest man das Buch mit großem Nutzen und es wäre nur zu wünschen, daß es in die Hände vieler käme.

Schwarz, Tirol. Dr P. Jakobus Delazer, Lektor der Dogmatik.

Die Kirche unseres Glaubens. Eine theologische Grundlegung katholischer Weltanschauung. Von *Ludwig Kösters S. J.* 8° (X u. 264). Freiburg i. Br. 1935, Herder. Brosch. M. 6.—, Leinen M. 7.60.

Ein heftiger Kampf um die Fundamente des Glaubens und um die Kirche hält die Gegenwart in Atem. Der alte liberale Rationalismus und Historismus mit seiner zersetzenden Kritik wirkt noch immer auf die Geister ein, aber Sturm gelaufen wird jetzt vor allem von neuen Kräften, die einen radikalen vitalen Drang dem klaren Gedanken überordnen. In dieser Lage muß eine Glaubensgrundlegung wie die vorliegende willkommen sein. Sie wird beiden Richtungen gerecht. Schon die Anlage zeigt das. Die Darstellung bietet in kurzer, klarer, rasch fortschreitender, je nach dem Gegenstand auch erwärmender und begeisternder Ausführung den Aufbau einer vollständigen Fundamentalthologie. Der ungeduldige Stürmer wird diesen raschen Gedankenfortschritt begrüßen. In den, jedem Abschnitt stets zugeteilten, Belegen und Ergänzungen findet der sorgsame Forscher und Kritiker ungewöhnlich reiche Quellen- und Literaturbelege. Die zahlreichen Schwierigkeiten, die heute erhoben werden, finden in dem Buche grundsätzliche und auf den Grund gehende Lösungen. Mit Kürze und Übersichtlichkeit bietet es eine Zusammenfassung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die man sonst aus vielen Büchern zusammensuchen müßte. Der Aufbau ist neuartig. Zunächst wird, wohl erstmalig in dieser Vollständigkeit, eine analytische Begründung der Kirche aus der Glaubensschau geboten, der dann die synthetisch-historischen Beweise folgen, die stets auf die Quellen, vorab des Urchristentums, zurückgehen. Den Abschluß bildet eine gründliche und scharfe Darlegung der dogmatischen Lehre von der Kirche (über den mystischen Leib Christi, Rechts- und Liebeskirche u. s. w.), wodurch der innere Grund für die Wahrheit der analytischen Gedankengänge und der geschichtlich erwiesenen Tatsachen aufgedeckt wird. Übersichtlicher Druck und ein genaues Register erleichtern das Nachschlagen. Das Buch eignet sich sowohl zum Selbststudium wie auch als Unterlage für Vorlesungen, Vorträge und Gemeinschaftsarbeiten. Es wird deswegen dem praktischen Seelsorger sehr willkommen und nützlich sein.

M. Gierens S. J.

Iesus in ore Prophetarum. Tractatus de vaticiniis Messianicis iuxta S. Bonaventurae doctrinam exaratus a *P. Thoma Vilanova Gerster a Zeil O. M. Cap.* 230 pag. Turin 1934, Marietti. L. 8.—.

Das Büchlein bringt im ersten Teil eine übersichtliche Zusammenstellung und Erläuterung der messianischen Weissagungen und zeigt im zweiten Teil deren Erfüllung in Jesus Christus. Der Inhalt ist nicht, wie man aus dem Titel schließen könnte, aus den Werken des heiligen Bonaventura entnommen. Aber der seraphische Lehrer kommt doch oft zu Wort. Das gibt dem Buch einen warmen, innigen Ton und erleichtert die praktische Verwendung in Betrachtung, Katechese und Predigt.

Rothenfeld.

P. Joh. Schaumberger C. Ss. R.

Jesus Christus als Mensch unter Menschen. Seine Selbstoffenbarung in seiner öffentlichen Wirksamkeit. Von *Erzbischof*

Alban Goodier S. J. (445.) „Tyrolia“ 1935. Kart. S 10.—, M. 5.50; Ganzleinen S 12.—, M. 6.60.

Das Buch des greisen Missions-Erzbischofs, dessen englisches Original uns P. Ignatius Rollenmüller O. S. B. in mustergültiger Übersetzung zugänglich gemacht hat, stellt einen ganz neuen, einzigartigen Typ eines „Leben-Jesu-Werkes“ dar. Es ist wissenschaftlich in jeder Hinsicht hochstehend und doch ohne sichtbaren wissenschaftlichen Apparat, asketisch ergreifend und bildend, ohne Nutzenwendungen und Winke für das asketische Leben; es ist einfach eine Lebensbeschreibung Jesu, herausgewachsen aus viel Studium, aber mehr noch aus vielem Beten und Betrachten, aus einem tieffrommen, begnadeten Einfühlen in die Seele Jesu und einem aus dieser Einfühlung geborenen Deuten des Verhaltens und Handelns des Menschen Jesus Christus unter den Menschen. Ob man an allen Stellen, bei mehrfach möglicher exegetischer Erklärung, jede Auffassung des Verfassers teilt oder nicht, das tritt als belanglos hinter dem Gesamteindruck zurück. Da steht Jesus Christus wahrhaft lebendig vor uns als Mensch und lebendig fühlt man die Gottheit. Und immer steht nur Er da, von Ihm lenkt kein Beiwerk auch nur einen Augenblick ab. Selten wird man in anderen Büchern eine Gesamtdarstellung der Gestalt Jesu als Lehrer finden, so schlicht, so warm, so packend, wie etwa die Zusammenfassung nach der Bergpredigt (S. 160 ff.).

Möge es dem Verfasser und uns vergönnt sein, auch das Jugendlieben und die Passion des Herrn noch uns so zu bieten, wie hier die öffentliche Wirksamkeit. Inzwischen gilt für den vorliegenden Teil den Priestern und den Laien: Nimm und lies — den Priestern in zweifacher Weise, für eigenes Betrachten und für Heilandspredigten.

Wien.

Josef Lachmair S. J.

Im Reich der Gnade. Von *Prof. Hermann Lange S. J.* 8° (179).

Regensburg 1934, Friedrich Pustet. Kart. M. 2.90, geb. M. 3.80.

In sieben Abhandlungen (Sittliche Kräftigung; Rechtfertigung; Vergöttlichung; Gotteskindschaft; Ungeschaffene Gnade; Verdienst; Gnadenwahl) erklärt der Dogmatikprofessor an der Jesuitenhochschule in Valkenburg (Holland) wichtige Stücke aus der katholischen Gnadenlehre mit theologischer Genauigkeit und Gründlichkeit und versucht es jeweils am Ende eines Abschnittes, sie für das religiöse Leben fruchtbar zu machen. Man muß staunen, mit wie knappen Worten dieser heiß umstrittene Traktat hier deutsch vorgetragen wird, ohne dadurch etwas an Schärfe der Distinktionen einzubüßen. Freilich muß der Leser schon durch längere Schulung dazu vorbereitet sein, der geschliffenen Form theologischer Fachausdrücke sich zu bedienen. Im Anhang ist Kap. 8 des sog. *Indiculus* über die Gnade beigelegt (Denz. 139), in dem das berühmte Axiom vorkommt: „Das Gesetz des Glaubens möge durch das Gesetz des Betens festgestellt werden!“ Zum Schluß folgen Gebete der Kirche um wirksame Gnade, Beharrlichkeit und Auserwählung.

Breslau.

Spiritual Kischel.

Christi Opfer des Christen Leben. Lebenswerte der heiligen Messe. Von *P. Leo Liebst*, Leiter des Missionspriesterseminars der Weißen Väter in Trier. 8° (168), mit mehrfarbigem Titelbild. Trier 1935, Paulinus-Druckerei. Stark kart. M. 2.40, geb. M. 2.80.

An wissenschaftlichen und volkstümlichen Schriften über die heilige Messe haben wir keinen Mangel. Was uns fehlte, ist eine kurze, aber klare und gründliche Anleitung, wie wir den größten Schatz der Welt für unser tägliches Leben auswerten können. Durch die liturgische Bewegung hat das christliche Volk den äußeren und inneren Aufbau der heiligen Messe wieder besser kennen gelernt. Können wir aber auch sagen, daß die innere Anteilnahme, das innere Mitfeiern tiefer und lebendiger geworden ist, als es war bei unsern Eltern, die an der Hand der Erklärung des heiligen Meßopfers von P. Martin von Cochem wirklich die Erneuerung des Kreuzesopfers tief innerlich miterlebten und ihr tägliches Leben danach gestalteten?

P. Liebst zeigt uns, wie Christus durch das heilige Meßopfer tatsächlich Wegweiser, Halt und Stütze für unser Leben werden kann. Dabei gibt er uns treffliche Winke und Anregungen, wie wir das heilige Meßopfer mitfeiern müssen, damit es unser Leben zu einer Ausstrahlung, zu einem Abbild des Lebens Christi machen, uns dazu stärken kann.

Recht klar und anschaulich entwickelt der Verfasser die Grundforderungen des christlichen Lebens und zeigt uns an lebensnahen Beispielen, wie gerade das heilige Meßopfer die wesentlichen Grundlinien des geistlichen Lebens vor die Seele stellt, uns anregt und stärkt, diese Grundsätze auch durch die Tat im Leben einzuhalten.

Das schmucke Büchlein wendet sich vor allem an Priester und gebildete Laien. Die Sprache ist leicht faßlich, klar und doch warm und begeisternd. Die schönen und gehaltvollen Gedanken wollen durchdacht und vor allem aufs tägliche Leben angewandt werden, dann werden sie zu dem, was sie nach dem Verfasser sein sollen: Lebenswerte der heiligen Messe.

Trier.

B. van Acken S. J.

Katechismus der Ungläubigen. Von A. D. Sertillanges O. P.

I. Bd.: Urgründe des Glaubens. II. Bd.: Die Mysterien.

III. Bd.: Die Kirche. Ins Deutsche übertragen von Franz Halka Graf Ledóchowski. Graz 1934, „Styria“.

Die religiöse Literatur ist quantitativ reich an Apologetikbüchern. Allein derartige Bücher sind zum großen Teil rein wissenschaftlich ausgearbeitet oder aber allzu lebensfremd.

Obiges Werk nun sucht den Anforderungen eines guten Apologetikbuches gerecht zu werden. Es wendet sich an den Menschen, der die Apologetik nicht sucht als „Wissenschaft“, sondern als Lösung banger Lebensfragen. Damit wird nicht auf die wissenschaftliche Fundierung verzichtet, sondern sie wird sogar bewußt in das Werk eingebaut. Der Verfasser arbeitet nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern sucht alles innerlich zu begründen oder doch klarzulegen. Dieses Moment ist sehr stark betont, vielleicht manchmal allzu stark. (Man denke hier z. B. an die sehr schwierigen Erörterungen des zweiten Bändchens über das „Geheimnis der Schöpfung“. Es werden nur wenige Laien imstande sein, den Ausführungen des Verfassers zu folgen.) Doch bedeutet das keinen wirklichen Mangel des Werkes, nur könnten derartige Ausführungen gewinnen, wenn sie noch etwas mehr psychologisch betont würden. Als Beispiel könnte Lippert gelten, der z. B. in seinen Rundfunkreden diese Seite meisterhaft durchgeführt hat. Das gleiche gilt für das dritte Bändchen „Die Kirche“. Dort könnte man in dem Kapitel über die „Notwendigkeit der Kirche“ sehr schön auch noch ausführen, wie gerade das Suchen des modernen Menschen in der Kirche seine Befriedigung finden kann.

Das Werk als solches kann aber nur empfohlen werden. Der Priester kann daraus manchen Nutzen ziehen für die lebensnahe Gestaltung seiner theologischen Schulpödagogik. Und der gebildete Laie hat hier ein Werk, um sich über wichtige religiöse Fragen zu orientieren, aber auch um für seinen Glauben dem Gegner gegenüber eintreten zu können.

Hersberg.

P. Joseph Liegle P. S. M.

Divinitas Filii eiusque Patri subordinatio in Novatiani libro De Trinitate. Auctore *Dr Guilelmus Keilbach*. Zagrabiae 1933, typis archiepiscopalis typographiae.

Novatian trägt an sich das doppelte Stigma des Schismatikers und Häretikers. Vom ersteren wird ihn die Geschichte wohl nicht freisprechen können, da er sich im Jahre 251 gegen den rechtmäßig gewählten Bischof von Rom, Kornelius, als Gegenbischof aufwarf und in der Kirche eine Spaltung herbeiführte. Ob und inwieweit er vom Schisma zur Häresie überging, ist eine Frage, in deren Beurteilung es bis heute noch nicht zur Einigung gekommen ist. Während sein großer Zeitgenosse Cyprian über ihn äußerst streng urteilt und Dionysius Petavius S. J., der Autor der ersten grundlegenden Dogmengeschichte, ihn zum Vorläufer des Arianismus stempelt, beurteilt ihn die moderne Dogmengeschichte milder und gerechter, allerdings noch stark differenziert und nuanciert in der Beantwortung der Frage, ob Novatian vom Vorwurfe der Häresie zur Gänze zu befreien ist. Ein Beispiel solcher Schwankung bietet der französische Dogmenhistoriker Tixeront. Der junge Autor der vorliegenden Monographie bemüht sich, Novatian von diesem Vorwurfe freizusprechen, wenigstens insoweit seine Lehre über Trinität und Menschwerdung in Betracht kommt. Bei der Lösung des trinitarischen und christologischen Problems hatte Novatian zwei Extreme zu meiden: den Adoptianismus und Sabellianismus. Wollte dieser theologische Odysseus, der in Rom die ersten Schriften über theologische Dinge in lateinischer Sprache verfaßt hat und zu den Begründern der abendländischen Theologie gehört, der Skylla des die Gottheit Christi verschlingenden Adoptianismus entgegen, so lief er Gefahr, in den damals gefährlichen Wirbel der den persönlichen Unterschied zwischen den göttlichen Personen negierenden Charybdis des Sabellianismus zu geraten. Zwischen diesen extremen Gefahren sein theologisches Schifflein steuernd, konnte er nicht völlig aller Schwierigkeiten Herr werden. Die Gottheit Christi im eigentlichen und wahren Sinne ist für Novatian eine Tatsache, welcher er „sescienties“ (S. 18), „fere millies“ (S. 19) Ausdruck verleiht. Bei der Determinierung der Art der Einheit in Gott, wie auch bei der Erklärung der Äquivalenz zwischen Vater und Sohn wählt er subordinatianistische Ausdrücke, die einen Mangel an Folgerichtigkeit vertragen und die er teilweise von seinem Lehrer Tertullian übernommen hat. Während Petavius und andere über diesen Subordinatianismus zu strenge zu Gerichte sitzen — „nimis severe“ (S. 11), „nimio temperamento ac immodesta severitate“ (S. 17), „durius“, „nimis severa“ (S. 23) —, läßt Keilbach Milde walten („Arbitramur haec omnia in suo primitivo rigore sine iniuria erga Novatianum sustineri non posse“ — S. 17 —; „ne obliviscamur non agi de pertinaci errore, sed potius de improvisa deviatione“ — S. 20). Zu diesem Urteil berechtigte ihn einerseits die gute Absicht der Anhänger der trinitarischen Schule, der Novatian angehört, andererseits die objektive Insuffizienz der damaligen Philosophie und die subjektive Unzulänglichkeit der Spekulation des Verfassers der Abhandlung *De Trinitate*. Die nicht sonderlich

voluminöse Schrift Keilbachs (32 Seiten) ist gehaltvoll und gibt Zeugnis ab von der Fähigkeit des Autors für Arbeiten solcher Art und von völliger Beherrschung der einschlägigen Literatur.

Maribor.

Dr Jos. Hohnjec.

Lumen de Caelo. Praktische Ausgabe der wichtigsten Rundschreiben Leos XIII. und Pius' XI. Von Karl Ulitzka. (434.) Selbstverlag Ratibor. Geb. M. 3.75.

Der bekannte Verfasser ist einer der geeignetsten Interpreten der hier zusammengefaßten vielseitigen Enzykliken, die einem Testament der Päpste gleichkommen und heute jedem Seelsorger empfohlen werden müssen. Es handelt sich doch um autoritative Entscheidungen und Darstellungen wichtigster Zeitfragen, so um Kirche und Staat, Kirche und die Befriedung der Völker der Erde, Kirche und Freiheit, Ehe, Erziehung, Christenleben, Kultur, Obrigkeit, Wissenschaft, Arbeit, Sozialismus, Freimaurerei, Bürgerpflichten, Staatsordnung und Wohlfahrtsbestrebungen. Zwei Sachregister zeigen sowohl das gewaltig Umfassende wie das leicht Auffindbare aller Materien der praktischen Enzyklikenausgabe.

Ludwigsburg (Württbg.).

Archivrat Dr Alb. Aich.

Die katholische Sittenlehre. Die Idee der Nachfolge Christi. Von Dr Fritz Tillmann. Gr. 8^o (300). Düsseldorf 1934, L. Schwann.

Das vorliegende Werk ist der dritte Band eines neuen „Handbuches der katholischen Sittenlehre“, das unter Mitarbeit von Prof. Dr Steinbüchel und Müncker in vier Bänden erscheinen soll: letzterer hat kürzlich den Band II herausgegeben. Selbstverständlich ist ein abschließendes Urteil erst dann möglich, wenn auch der Anfang des Werkes (Band I) und dessen Ende (Band IV) vorliegen; allein dies kann jetzt schon gesagt werden, daß, wenn ein Neuauflegen katholischer Sittenlehre zeitgemäße Forderung ist, dieselbe anscheinend hier verwirklicht wird.

Dr F. Tillmann schaltet die Kasuistik vollständig aus, vermeidet grundsätzlich jeden Ausdruck der Schulsprache, nimmt oft gegen Vorwürfe und Mißverständnisse aus dem gegnerischen Lager Stellung, und weil die katholische Sittenlehre jeden katholischen Laien in Anspruch nehmen soll, wendet er sich unmittelbar an den deutschen katholischen Leser der Gegenwart. Der Verfasser bestimmt die Sittenlehre als „die wissenschaftliche Darstellung der Nachfolge Christi im Einzel-, wie im Gemeinschaftsleben“ (S. 5). Von der „Idee der Nachfolge Christi“ handelt dieser Band, der eigentlich nur als erster Teil gedacht ist, während ein später erscheinender zweiter Teil die „Verwirklichung der Nachfolge Christi“ zu erörtern hat.

Die obige Begriffsbestimmung gestattet dem Verfasser, seine vorzügliche Schriftkenntnis glänzend zu betätigen: das ist die starke Seite des Buches. Wer es mit Unvoreingenommenheit durchliest, wird sich dieses Eindrucks nicht erwehren können. Wahres Vergnügen bereiten jene Abschnitte, in denen F. Tillmann tatsächlich seine angekündigte Absicht verwirklicht: „Den religiös-sittlichen Inhalt der Heiligen Schrift zu erfassen und ihn zum gestaltenden Prinzip wie zum Inhalt ihrer Darstellung zu machen“ (Vorrede). Jedoch Nachteiliges ergibt sich ebenfalls aus dieser Begriffsbestimmung: wie ist das Verhältnis zum Alten Testament? Wie ist das Verhältnis zur Tradition, zum kirchlichen Lehramt u. s. w.? — F. Tillmann schaltet das Alte Testament ganz aus, weil „Christus . . . das Ende des Ge-

setzes ist selbst nach der ethischen Seite" hin (S. 11). Andererseits aber betont er, daß die göttliche Offenbarung in Schrift und Überlieferung enthalten ist. Nun gibt uns doch die Heilige Schrift im Neuen Testament nur einen Ausschnitt aus dem Leben und aus der Lehre Jesu. Erst von der Dogmatik werden die Angaben von Schrift und Tradition auf Grund des kirchlichen Lehramtes und der theologischen Spekulation zu einem Gesamtbild gestaltet. F. Tillmann bezieht sich fast nur auf die Angaben des Neuen Testamentes. Darüber hinaus jedoch ist das Vorbild Christi auch noch maßgebend, selbst wenn wenig davon im Neuen Testament zu lesen ist. Dieser nämlichen Methode entspricht es, wenn der Verfasser im Laufe seiner Darlegungen fast nie die Vorlage der Lehre durch das kirchliche Lehramt ausweist, und den Überlieferungsbeweis nicht immer genügend zur Geltung bringt. Von den griechischen Vätern wird wohl kaum ein anderer angeführt als *Basilius* mit einem flüchtigen Hinweis auf die frühere Bußpraxis (S. 28) und *Origenes* (Kirchenschriftsteller) mit einem Grundsatz der Bußdisziplin (S. 269). Besser werden die lateinischen Väter verwertet. Der heilige *Thomas* wird öfters zitiert; der heilige *Alfons von Liguori*, der „princeps moralistarum“, kaum ein- oder zweimal. Die Gefahr des Übergreifens ins Gebiet anderer Wissenschaften lag bei der angewandten Methode auch sehr nahe: es wäre manches der Apologetik, der Schrifterklärung u. s. w. zu überweisen. Nicht ohne Grund wird von Fachmännern geklagt, daß schließlich das Gebiet der Moralwissenschaft unübersehbar ist (vgl. *Dr Otto Schilling*, Theol. Quartalschrift, Tübingen 1934, S. 294 und 296).

Die ganze Überprüfung der biblisch-theologischen Darstellungen mag im Einzelnen den Fachgelehrten überlassen bleiben. Rezensent möchte lediglich mit Rücksicht auf eine neue Auflage folgende Bemerkungen zur gefälligen Erwägung vorlegen. Im Sinne der Entscheidung der Bibelkommission vom 1. Juli 1933 (vgl. A. A. S. XXV, 344) wäre das Wort „anima“ nicht mit „Leben“ zu übersetzen, wie dies F. Tillmann stets tut (S. 126, 166, 211, 226), sondern mit „Seele“. S. 39 macht sich der Verfasser die Worte *Ph. Funks* zu eigen, und sagt, daß im katholischen Deutschland die Glaubenssaat „nach dem Winter des Rationalismus (des 18. Jahrh.) vor allem durch *Sailers* Wirken wieder einen frischen Frühling brachte“. Diese Tat ist noch mehr dem Wirken des Apostels von Wien, dem heiligen *Klemens Hofbauer* († 1820) zuzuschreiben, der überall eifrig die Lehre seines Ordensvaters *Alfons von Liguori* verbreitete. Jedenfalls hat nicht die Moral *Sailers* (gedr. 1817) diesen „frischen Frühling“ gebracht. S. 38 meint F. Tillmann, der heilige *Alfons* hätte bei der dritten Auflage seiner Moral den Text des deutschen Jesuiten *Busenbaum* ausgeschieden. Dem ist nicht so; denn selbst in der neunten Auflage, die letzte, die zu Lebzeiten des Heiligen veröffentlicht ward (1785), ist der Text von *Busenbaum* beibehalten. Unhaltbar ist ferner die Behauptung: „schon die Wahl *Busenbaums* zeige, daß er (*Alfons*) zunächst noch in den Bahnen eines, wenn auch maßvollen Probabilismus wandelte“ u. s. w. (a. a. O.); denn gerade *Alfons* hat geleugnet, dies sei bei der Wahl *Busenbaums* der Grund gewesen. So schrieb er am 21. November 1773 an *Villani* (Lettere, III, p. 459): „In tanto ho posto nella Morale il testo di *Busembao* per tener l'ordine ch'esso tiene (il quale è ottimo) delle materie, ma non la dottrina.“ Die stark pessimistische Ansicht des Verfassers hinsichtlich der „Moralsysteme“ (S. 36) stützt sich ebenfalls auf eine irrtümliche Grundlage; denn er schreibt: „In Wirklichkeit scheint die Frage theoretisch unlösbar zu sein: die Äquiprobabilisten können nicht den

Satz bestreiten: *lex dubia non obligat*, die Probabilisten“ u. s. w. Um zu beweisen, wie wenig diese Voraussetzung zutrifft, genügt es *Marc* (Inst. mor. Alph. 19 ed. I, n. 48) zu zitieren, der den heiligen *Alfons* anführt (beide sind ja *Äquiprobabilisten*): „*Lex dubia non obligat; vel: lex dubia non potest certam inducere obligationem. Hoc principium est pariter principium universale, ad solvenda dubia inter legem et libertatem inserviens . . . Hoc principium: lex dubia non potest certam inducere obligationem, praedicatur a S. Alphonso* in sua Theol. mor. (I. 26) *tanquam principiorum reflexorum principalissimum.*“ Folgende Behauptungen: die Predigt Christi habe die weltliche Kultur in ihrem Eigenwert „nicht gesehen und gewürdigt“ (S. 205); Jesus habe an die Bedeutung der Unternehmungslust im wirtschaftlichen Leben „überhaupt nicht gedacht“ (S. 206), sind in ihrer Fassung nicht glücklich. Weil das Buch sich an jeden katholischen Christen wendet, dürfte die oft angeführte akatholische Literatur kenntlich gemacht werden. S. 19, Z. 8 v. u., anstatt „ein“ Irrtum, lies „einen“; S. 40, Z. 18, anstatt „das“, sollte es „daß“ heißen.

Rom (S. Alfonso).

P. J. B. Raus C. Ss. R.

Sexualpädagogik. Grundlagen und Grundlinien. Von Dr *Rudolf Allers*, Privatdozent der Universität Wien. (270.) Brosch. M. 5.40, S 9.—; Leinen M. 6.60, S 11.—.

Auf dem sichern Boden philosophischer und psychologischer Lehrmeinungen im Sinne der *philosophia perennis* errichtet Allers sein Lehrgebäude der Sexualpädagogik. Von dieser Sicht aus nimmt er zu allen einschlägigen Tagesfragen Stellung, wägt Für und Wider ab und kommt immer nach streng wissenschaftlichen Methoden zu denselben Resultaten, die uns eine tausendjährige Erfahrung der Kirche schon immer geboten hat. Wir freuen uns und fühlen uns ermutigt, sie hier mitten in die neue Zeit hineingestellt zu sehen und bestätigt zu finden, daß sie mit keinem Lebensgebiete und mit keiner ernstesten wissenschaftlichen Forschung im Gegensatz stehen. Allers verliert bei exakter Wissenschaftlichkeit nie den klaren Blick für die Wirklichkeit des Menschenlebens, das ohne Kampf und Auseinandersetzung nie ablaufen wird. Deshalb haben wir auch „nicht auf utopische Konfliktlosigkeit hin zu erziehen, sondern auf das Vermögen, in den Konflikten standzuhalten und, nicht trotz ihrer, sondern aus ihnen heraus, ein richtiges Leben aufzubauen“ (S. 95). So muß die geschlechtliche Erziehung in die Gestaltung der Gesamtperson richtig eingebaut werden, denn „das Geschlechtliche kann als solches überhaupt nicht erzogen werden; nur die Person als Ganzes unterliegt erzieherischer Beeinflussung“ (S. 34). Die Herstellung des eigenen endgültigen Ich und dessen Auseinandersetzung mit allem Nicht-Ich, steht im Mittelpunkt des Geschehens in der Pubertät (S. 77), die Erlangung der geschlechtlichen Reife ist demgegenüber als Zweites zu betrachten. Schon deshalb kann in diesem wichtigsten Abschnitte des Lebens die geschlechtliche Erziehung von der Gesamterziehung nicht gelöst werden. — Diese Bemerkungen ganz allgemeinen Inhaltes zeigen schon, wie viel wertvolle Belehrungen und Anregungen gerade der Seelsorger aus diesem Werke Allers' schöpfen kann. Es wäre nur zu wünschen, wenn es fleißig von recht vielen Mitbrüdern, praktischen Seelsorgern, Katecheten, Jugendführern beiderlei Geschlechtes studiert würde. Denn es ist sehr geeignet, unser Auge klar zu halten und unsern Blick zu schärfen für die Dinge des geschlechtlichen

Lebens, die uns bei der uns anvertrauten Jugend so viel Kopfzerbrechen in der praktischen Seelsorge machen.

St. Gabriel, Mödling.

Dr P. Peter Schmitz S. V. D.

Ehe. Man muß sie nehmen wie sie ist; in ihr mit beiden Füßen stehen und in ihr, auf Gott fußend, sich sein Leben zimmern.

Von Dr Konrad Metzger. (280.) Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Ganzleinen S 6.—, M. 3.70.

Die Menschen stehen heute anders zur Ehe als vor einigen Jahrzehnten. Nicht nur, daß weiteste Kreise des „christlichen“ Abendlandes vom sakramentalen Charakter der Ehe nichts mehr wissen wollen, ja vielfach keine leise Ahnung von der übernatürlichen Wesensart der Ehe haben, auch eine gesunde, natürliche Einstellung zur Ehe ist nicht mehr vorhanden.

Metzger reißt nun die daraus erwachsene Problematik der Ehe in einer feinen Weise auf. Im tiefsten Grunde geht die heutige Ehenot darauf zurück, daß man die Ehe von Gott und Christus losgelöst hat. Diese Feststellung kehrt in den verschiedensten Wendungen immer wieder.

Die Gefahren für die moderne Eheführung sind gut gesehen und lebensnahe geschildert. Sie gehen hervor aus einer unfeinen Auffassung von der Ehe — man erblickt in der Ehe nur etwas Körperliches; so wird das Hauptgewicht bei der Ehe in die Sinnlichkeit, in den Genuß verlegt. Das moderne Berufs- und Erwerbsleben nimmt vor allem den Mann derart in Anspruch, daß er keine Zeit findet für Frau und Familie und für eine ruhige Besinnung auf eine geistige Ehegestaltung.

Metzger sieht die moderne Ehe wirklich, mit *weltoffenen Augen* an; jede Zeile seines Buches verrät den erfahrenen Seelsorger, den scharfsichtigen Menschenkenner, den edlen Menschenfreund, den aufgeschlossenen Volksmann. Köstliche Lebensweisheit bietet er in gewissenhafter Orientierung an den Quellen unseres Glaubens und den Richtlinien des kirchlichen Lehramtes. Fern jeder Engherzigkeit, versteht er es, in die geheimsten Tiefen der Menschenseele hinabzulauschen und dort die verborgensten Quellen moderner, unheiliger Eheauffassung zu entdecken.

Von *hohem Idealismus* ist dieses Buch getragen; es weist die Höhenpfade der katholischen, sakramentalen Ehe und die Wege einer nach Christus gestalteten Eheführung. Dabei geht der Blick des Verfassers unverwandt auf unsere allem Heiligen so fremde Gegenwart, und so bleibt er psychologisch wahr und lebenswarm und immer welt-nahe. Ein Meisterstück ist die Schilderung an der Hand des Tagebuches einer Braut, wie ein Brautpaar allmählich hineinwächst in das Geheimnis der katholischen Ehe.

Wahrhaft erhebend ist der *übernatürliche Zug*, der durch dieses Buch weht, wie immer wieder auf die übernatürliche Seite der Ehe hingewiesen wird, auf ihre sakramentale Natur, auf ihren geheimnisvollen Einbau in Christus und sein göttliches Leben innerhalb seines mystischen Leibes, auf die übernatürlichen Heilmittel, mit deren Hilfe auch in der heutigen Zeit das christliche Eheideal verwirklicht werden kann.

Immer bewegt sich der Verfasser auf *festem, sicherem Boden*, durch den Aufbau seines Werkes auf das Eherundschreiben unseres Heiligen Vaters. Unverwandt folgt er seiner Lösung: Gottesliebe und Christustreue müssen die neue Ehe in der neuen Zeit zimmern.

Dazu ist das Buch *sehr originell* nach Anlage und Auffassung, nach Sprache und Art der Behandlung. Das ganze Buch ist eine lebenswarme, religiös durchglühte Darlegung der katholischen Ehe-auffassung. Nicht nur Brautleute und Eheanwärter, sondern auch Seelsorger und Volksbildner werden die wertvollsten Anregungen in diesem Buche finden können. Es ist ein Ehebuch, wie wir trotz der Unmasse einschlägiger Literatur noch keines haben.

St. Gabriel, Mödling b. Wien. P. Dr Peter Schmitz S. V. D.

Verheiratet. Ein Buch von Mann und Frau. Von J. B. Deelen. (192.) Paderborn 1934, Bonifatius-Druckerei. Kart. M. 3.—, in Leinen M. 3.75.

Durch verschiedene Veröffentlichungen von Ärzten auf dem Gebiete des sexuellen und ehelichen Lebens sind wir Katholiken zur Vorsicht gemahnt, weil sie vielfach im rein Körperlichen, im „Technischen“ der Ehe stecken blieben. Deelen macht eine wohltuende und bemerkenswerte Ausnahme, so daß sein Buch bei der schon bestehenden Unmenge von Aufklärungsliteratur nicht überflüssig ist. Er begnügt sich nicht mit der Beschreibung der sexuellen Organe, der Triebe und Vorgänge, sondern er bettet das ganze sexuelle und eheliche Leben in eine feine Psychologie ein, unterbaut es mit dem tiefen Ernste der katholischen Weltanschauung und schildert mit markanten Zügen den Segen der katholischen Sittenlehre. Das Buch hält sich auch bei der Behandlung der heikelsten Materien, an denen ein Arzt nicht vorübergehen darf, auf der Höhe einer abgeklärten Geistigkeit; überall betont es die Vorherrschaft des Seelischen und weist Wege, wie der Geist über den Körper triumphieren kann. Es ist dazu reich an Sentenzen und geradezu programmatischen Weisheitssprüchen. Als Seelsorger möchte man dieses Buch vor allem in die Hände der *Männerwelt* wünschen.

St. Gabriel bei Mödling. P. Dr Peter Schmitz S. V. D.

Das Recht der katholischen Kirche nach dem Codex Juris Canonici, für die Praxis bearbeitet von Dr Anton Retzbach, Synodalrichter. Freiburg i. Br. 1935, Herder. Geh. M. 6.—, in Leinen M. 7.40.

Dr Retzbach hat in einer handlichen Form auf 582 Seiten das kürzeste praktische Handbuch zum Cod. jur. can. für Studierende, Seelsorger und Juristen verfaßt, das in der gewiß nicht kleinen Literatur zum neuen Kirchenrecht bis jetzt gefehlt hat. Die kleineren Werke waren bis jetzt fast ausnahmslos mehr minder eine Übersetzung der Canones, bereichert um einige Begriffsbestimmungen und Einteilungen. Retzbach baut den Stoff meist ganz in der Einteilung des Kodex auf, verarbeitet aber das Sachgebiet in außerordentlich gelungener Übersichtlichkeit selbständig nach praktischen Zusammenhängen. Die Theorie ist auf das für das Verständnis notwendige Maß beschränkt, dafür Pastoral und Moral zur Erstellung einer geschlossenen Stoffdarbietung sehr gut herangezogen. Am selbständigsten ist Retzbach im dritten Buch des Kodex vorgegangen, indem er eine andere, vom praktischen Gesichtspunkt aus vorteilhafte Gruppierung der Sakramente und Sakramentalien vornahm und sogar das dritte Buch des Kodex in seinem Werke in zwei Bücher zerlegte, nämlich für die geistlichen und für die zeitlichen Angelegenheiten. Dadurch zerfällt Retzbachs Werk, das sich sonst so treu an den Kodex anschließt, in sechs Bücher. Schade, daß um eines kleinen

sachlichen Vorteiles willen die große Parallele mit dem Kodex im Aufbau des Werkes in einer ganz grundlegenden Einteilung verlassen wurde. Weltliches Recht und Diözesanrecht konnten natürlich nicht einbezogen werden, doch sind gelegentlich reichsdeutsche Verhältnisse berücksichtigt. Auch wer größere juristische Werke besitzt, wird wegen der sachlich und formell ausgezeichneten Übersichtlichkeit und Geschlossenheit der Sachgebiete gerne zu diesem Buche Retzbachs greifen.

Linz a. D. *Dr Josef Fließer*, Professor des Kirchenrechtes.

Consultationes Juris Canonici. Vol. I. Romae 1934. Apud Custodiam Librariam Pont. Instituti Utriusque Juris, Roma, Piazza S. Apollinare 49. L. 25.—

Der rührige Verlag am Apollinare, dem päpstlichen Institut für kirchliches und römisches Recht in Rom, gibt eine sehr instruktive Kasussammlung zum Kodex heraus, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Bis jetzt sind 111 casus und dubia nach der Reihenfolge der Canones Cod. jur. can. ausführlich und erschöpfend behandelt. Die Autoren der einzelnen Artikel sind Professoren an den juristischen Fakultäten Roms und Konsultoren der römischen Kongregationen und Funktionäre der römischen Gerichtshöfe, denen ein ausgezeichnetes authentisches Material zur Verfügung steht. Allen, die mit dem Kirchenrecht sich eingehender beschäftigen müssen, und den Diözesankurien kann die Sammlung große Dienste leisten.

Linz a. D. *Dr Josef Fließer*.

Concordata vigentia, notis historicis et juridicis declarata. Romae 1934. Pontificium Institutum Utriusque juris, Romae, Piazza S. Apollinare 49. L. 25.—

Der Professor für Konkordatsrecht am Apollinare in Rom, Angelus Perugini, hat in einem Bande die seit dem Weltkrieg unter den Päpsten Benedikt XV. und Pius XI. abgeschlossenen Konkordate mit dem österreichischen als dem jüngsten herausgegeben und in einem Anhang auch die vor dem Weltkrieg abgeschlossenen, noch geltenden Verträge angefügt. Da die authentischen Texte der Konkordate in den verschiedenen römischen Verlautbarungen sehr zerstreut zu finden sind, ist die Zusammenfassung zu einem Band sehr begrüßenswert. Die Anmerkungen unter dem Strich bringen wichtige historische Daten und Erläuterungen und stellen bei den einzelnen Punkten zwischen den verschiedenen Konkordaten interessante Vergleiche an.

Linz a. D. *Dr Josef Fließer*.

Pfarrei und Pfarrer nach dem Codex Juris Canonici. Von D. Dr August Hagen, Privatdozent der Universität Tübingen. Rottenburg a. N. 1935, Adolf Bader. Brosch. M. 7.20, geb. M. 8.70.

Das Buch ist gedacht als ein systematischer Kommentar zu den can. 451—470 C. J. C. und schließt sich im Aufbau eng an die Systematik des Kodex an. Dabei sind aber die entsprechenden Partien aus der Moral und Pastoral für die Praxis durchaus nicht vergessen. Das Buch ist eine ausgezeichnete Zusammenfassung der bisher über dieses Kapitel erschienenen umfangreichen Literatur in einer selbständigen Verarbeitung und Bereicherung. Das Diözesanrecht der deutschen Diözesen ist reichlich verwertet. Der Jurist wird in dem

Buche ganz neue Gesichtspunkte bei verschiedenen Streitfragen finden, der Praktiker wird es als Handbuch, dem ein ausführliches Sachregister zum Nachschlagen beigegeben ist, schätzen. Jeder Pfarrer wird in diesem Buche nicht nur viel Anregung für Theorie und Praxis finden, sondern auch persönlich ein tiefes Verständnis für die Bedeutung und Würde seines pfarrlichen Amtes, das in der Zeit der Katholischen Aktion einen besonderen Sinn erhalten hat, daraus schöpfen können.

Linz a. D.

Dr Josef Fließer.

Das Pfarr-Archiv. Von W. Schnyder. **Die Pfarr-Chronik.** Von P. Diebolder. Praktische Anleitungen. (43.) Luzern, Räber u. Cie. Geh. Fr. 1.50.

Die erweiterte Sonderausgabe der gleichnamigen Abhandlungen in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ 1933 gibt dem Seelsorgsgeistlichen einen guten Behelf in die Hand, durch den er nicht nur den einschlägigen Vorschriften der kirchlichen Rechtsbücher und der einzelnen Diözesen, sondern vor allem dem starken Interesse für Heimatkunde leichter Genüge leisten kann. Das Notwendige ist kurz und praktisch zusammengestellt.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Der Kirchenbegriff des heiligen Augustinus. Von Fritz Hofmann. 4^o (XX u. 524). München 1933, M. Hueber. Brosch. M. 15.50, geb. M. 18.—

Das Werk stammt aus der Schule von K. Adam-Tübingen. Nach den drei Entwicklungsstufen Augustins, die Adam in seiner Jubiläumsrede (die geistige Entwicklung des heiligen Augustinus, Augsburg 1931) meisterlich dargelegt hat, wird hier auch der Kirchenbegriff Augustins untersucht. Die einschlägige Literatur wurde mit „möglichster Vollständigkeit“ (S. VIII) herangezogen, wobei aber wohl nicht gesagt sein soll, daß nicht noch einige Arbeiten in nichtdeutschen Zeitschriften zu nennen gewesen wären. Und seinen eigenen Jubiläumsartikel (Theologie und Glaube, 1931, S. 409—431) hätte der Verfasser auch nicht zu verschweigen brauchen. Auf rund zehn im Literaturverzeichnis genannte Autoren findet sich im Laufe der ganzen Untersuchungen kein Hinweis mehr (geradezu erwarten möchte man einen solchen z. B. auf Rintelens Aufsatz, S. 489, Anm. 166). Über einige Druckfehler wird man sich bei der umfangreichen Arbeit nicht viel wundern. Aber Schmaus mag sich wundern, daß er in einem wissenschaftlichen Werk über Augustin (S. XII und XIII) seinen rechten Namen M.(ichael) erhält, S. XIX, im Personenverzeichnis und S. 44 J.(osef) und S. 133 wieder M.(ichael) heißt. Die heilige Monika, die so treffend, wenn auch kurz geschildert ist, hätte auch im Personenverzeichnis genannt werden dürfen.

Der erste Teil des Werkes gilt der ersten Periode des christlichen Denkens Augustins. Sein Platonismus und sein Kampf gegen die Manichäer waren da zu erforschen. Die Kirche wird von ihm in dieser Zeit ausschließlich als Autorität gesehen. Der zweite und größte Teil bringt die entscheidende Periode in Augustins Kirchenauffassung: den Kampf gegen den Donatismus. Die Kirche ist ihm da der „geheimnisvolle Leib Christi“, der sich auswirkt in Sakramentspenden und Lehre. Schwierige Fragen wie die Heilsnotwendigkeit der Kirche, Verhältnis von sichtbarer und unsichtbarer Kirche, von Kirche und Sakrament behandelt hier der Verfasser mit Ausdauer

und Vorsicht. Reuters und Spechts Aufstellungen werden ergänzt, bezw. berichtigt. Die dritte Periode des Wirkens Augustins, der Kampf gegen den Pelagianismus, bringt außer einer Klärung der Frage des römischen Primates für seine Kirchauffassung nichts wesentlich Neues mehr. Darum ist der dritte Teil des Werkes auch der kürzeste. Zudem ist bereits vorher immer auf die Anfänge seiner späteren Gnadenlehre aufmerksam gemacht worden. Wie Augustins Theologie reift unter dem Druck der Streitfragen, wie sie genährt wird vom bestehenden Leben der Kirche und ihrer Überlieferung, die zu erklären und zu rechtfertigen des Kirchenvaters erstes Ziel war, wie diese Theologie geformt ist vom Neuplatonismus, davon gibt Hofmann in fast immer durchsichtiger Sprache ein anschauliches Bild. Rühmend ist hervorzuheben, daß Hofmanns Arbeit sich auch eignet, dem „sentire cum ecclesia“ zu dienen, wie er es sich als letztes Ziel der Erforschung des Kirchengedankens S. IX wünscht.

Abtei Neresheim (Württemberg).

P. Augustin Hiedl O. S. B.

Ecclesia Spiritualis. Kirchenidee und Geschichtstheologie der Franziskanischen Reformation. Von *Ernst Benz*. Gr. 8° (XV u. 481). Stuttgart 1934, W. Kohlhammer. M. 21.—.

Das Buch will das Zeitbewußtsein und das Geschichtsbild des franziskanischen Spiritualismus des 13. und 14. Jahrhunderts nach größtenteils neuen Quellen darstellen. Der Verfasser geht von der prophetischen Verkündigung des Abtes Joachim von Fiore, besonders von dessen Gedanken über die „Ablösung der Papstkirche durch die Geistkirche der dritten Zeit“ aus, faßt den heiligen Franziskus als den neuen Menschen und schildert die neue Zeit der Erfüllung der Verheißung mit ihren Spannungen und Kämpfen. Nach dem Einbruch des Joachitismus in den Franziskanerorden setzt sich diese Bewegung mit dem Dominikanerorden, dem staufischen Imperium und mit der römischen Kirche auseinander, wobei sich die Geistkirche in eine Sekte verwandelt. Das Urteil der Kirche ist in erster Linie in den kirchlichen Gutachten über Olivi und in den Inquisitionsakten über Spiritualen, Begharden und Fraticellen niedergelegt. Da die Veröffentlichung wichtiger Textstellen der Hss und der Anmerkungen in einem besonderen Bande folgen wird, ist ein abschließendes Urteil über den vorliegenden Band nicht möglich. Das Werk führt jedenfalls in das Verständnis einer ungemein schwierigen und vielfach dunklen Zeitströmung ein und legt seine Auffassungen ruhig und klar vor. Der seltsam kühle Abstand des Verfassers von seinem Gegenstand steht in einem gewissen Gegensatz zu den Zitaten aus Dostojewskij, Der Großinquisitor, die an der Spitze einiger Abschnitte zu lesen sind. Wenn der Verfasser behauptet, der Geschichtsanspruch der Franziskanerkirche sei am Widerstand der römischen Papstkirche gescheitert, so übersieht er, daß Franziskus selbst sich Innozenz III. unterstellte. Der geistige Standplatz des fesselnden Werkes ist durch die Widmung „Der kommenden Kirche“ deutlich bezeichnet.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Die Geschichte als Weg des Geistes. Von *Prof. Dr Paul Simon*, Dompropst. (43.) Rottenburg a. N. 1933, Badersche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 1.20.

Die tiefgehende geschichtsphilosophische Studie findet einen Sinn der geschichtlichen Entwicklung in dem der Menschheit gesetz-

ten letzten Ziel. Von dieser Auffassung her sind die Formen des Geistes Symbole ewiger Gedanken, ein Sachverhalt, der nur im Lichte des Glaubens verständlich ist. Geschichte ist Bewegung, Leben und Veränderung personalen Lebens in der Zeit, aber sie tendiert auf die Ewigkeit. Jede andere Schau ist hoffnungsloser Sturz in die Tiefe, dessen Vorahnung, der schwere Pessimismus, nicht wenige Forscher umdüstert.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Antike und Christentum. Kultur- und religionsgeschichtliche Studien. Von *Dr Franz Josef Dölger*, Professor an der Universität Bonn. Bd. IV, Heft 4. Münster i. W. 1934, Aschen-dorff. M. 5.—.

Das Schlußheft des vierten Bandes berichtet über die Glöckchen am Gewande des jüdischen Hohenpriesters nach der Ausdeutung jüdischer, heidnischer und frühchristlicher Schriftsteller. Glöckchen im Ritual der Arvalbrüder werden abgelehnt. Die Untersuchung über Klingeln, Tanz und Händeklatschen im Gottesdienst der christlichen Melitianer in Ägypten stellt fest, daß der kultische Tanz durch keinen Kirchenbrauch gedeckt ist. Religionsgeschichtliche Bemerkungen zu I Kor 20, 21 (Kelch der Dämonen) und zwei kleinere Abhandlungen über Missa als militärischer Fachausdruck bei Commodianus und eine griechische Grabinschrift mit dem Fischbild aus den Anlagen von S. Sebastiano in Rom bilden den Hauptteil des Heftes. Das Echo enthält zwölf Bausteine zur Geschichte des Christentums in der Antike. Nur eine völlige Beherrschung des gesamten einschlägigen Schrifttums und genaueste Vertrautheit mit den Ergebnissen der christlichen Archäologie ist imstande, solche Arbeiten vorzulegen. Die Bände „Antike und Christentum“ verbreiten neues Licht über die Anfänge des Christentums und verdienen als zeitnahe Forscherarbeit größte Beachtung. Bildtafeln wichtiger Gegenstände stützen den Text, das Stellenregister, Wort- und Sachverzeichnis und ein Gelehrtenverzeichnis von K. Baus gibt dem Band die Handsamkeit für den Arbeitstisch.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Heilige der deutschen Frühzeit. Von *D. Dr Anton Stonner*. Erster Band: Aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser. Mit 14 Tafeln. (XV u. 272.) Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geh. M. 4.—, in Leinen M. 5.40.

Der stattliche Band bringt fünf „Männer der Bereitung“ (Severin, Kolumban, Gallus, Korbinian, Bonifatius) und neun „deutsche Heilige“ aus der angegebenen Zeit (Sturmi, Mathilde, Bruno von Köln, Ulrich, Wolfgang, Heinrich, Bruno von Querfurt, Bernward, Godehard). Das Werk ist erfreulicherweise quellenmäßig gearbeitet und hat eine erziehliche Zielsetzung. Es legt daher die Heiligenleben in klar überschaubarer Gliederung mit zeitgerechten, möglichst abwechselnden Auswertungen vor. Diese Art des Verfassers ist aus dem Münchner Radio 1934 und aus dem „Pädagogischen Magazin“ weiteren Kreisen bekannt. Es gelingt Stonner, in die Quellen nicht hineinzutragen, sondern aus den Quellen herauszuholen. Seine Gestalten erscheinen daher zeitecht und fallen nicht aus ihren Jahrhunderten. In der Auswertung greift der Verfasser in erster Linie auf die Heilige Schrift, zieht aber auch erlesene Dichterworte und Kernsprüche des Volkes heran. Für eine Neuauflage sei zu den Untertiteln bei

Severin Glaubensbote des deutschen Südostens, bei Bonifatius etwa der große Missionsorganisator angeregt. Die Verweisungen zu Sankt Wolfgang sollten J. Zibermayr, Die St.-Wolfgang-Legende, und E. Hager, Die St.-Otmar-Kapelle und nachmalige St.-Wolfgang-Kirche in Popping (beide im Linzer Musealbericht, 80. Bd. 1924), aufnehmen. Das Werk wird durch seine Liebe zu Kirche und Volk bei den Erziehern und der reiferen Jugend Deutschlands, denen es gewidmet ist, viel Gutes stiften. Die sorgfältig ausgewählten und technisch erstrangigen Bilder vertiefen die Darstellung und prägen sich der Erinnerung deutlich ein.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Führende Gestalten. Eine Kirchengeschichte in Heiligenbildern.

Von Dr Karl Wilk, Pfarrer. (432.) Mit Titelbild. Paderborn 1935, Ferd. Schöningh. Geb. M. 5.80.

Über 80 Gestalten der Kirchengeschichte treten, geordnet nach den drei Hauptabschnitten, vor unser Auge. Daß neben den allbekannten auch weniger bekannte, vorzüglich des slawischen Ostens, vorgeführt werden, müssen wir dem kundigen Verfasser besonders danken. Das Buch ist bemüht, womöglich auf die Quellen zurückzugehen und das beste Schrifttum heranzuziehen. Dem Verfasser gelingt es, die Personen lebensvoll zu zeichnen und sie in die überzeitliche echt katholische Schau und Wertung zu rücken. Sie haben daher den Menschen von heute viel zu sagen. — Für eine Neuauflage: Bei Nikolaus von Myra sollte Meisen, Nikolauskult, berücksichtigt werden. Die „Sau- und Donaulande“ (S. 65) sind mißverständlich, Noricum ripense ist nicht Passau (S. 66), sondern das heutige Ober- und Niederösterreich, Fabianae nicht Wien, sondern Mautern (S. 66), Valentin war nicht Glaubensbote an der unteren Donau in der Gegend von Passau (S. 69, Anm. 1), sondern an der oberen Donau. Pannonien ist Oberungarn (S. 89). Seekirchen war kein von Theodo gestiftetes Bistum (S. 89), sondern eine von Rupert gegründete Kirche. Der heilige Wolfgang weilte am Aibersee (nicht Obersee, S. 131). Popping war 994 noch kein „Stift“ (S. 131), sondern eine dem heiligen Otmar geweihte Kapelle. S. 141, Anm. 1, muß es heißen, zum mindesten mißverständlich. — Das Buch wird besonders den Religionslehrern gute Dienste leisten.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Innerlichkeit und Weltverachtung. Der heilige Aloysius Gonzaga.

Vorträge für Ordensfrauen. Von Dr Gisbert Menge O. F. M. 8^o (152). Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. Kart. M. 3.30.

Es ist schade, daß diese mit viel Fleiß, Geschick und Liebe verfaßte Schrift durch den Untertitel für einen Stand abgestempelt ist, der darauf schließen ließe, als ob es sich hier lediglich um Erbauung handelte. In Wirklichkeit vertieft sich der Verfasser vor allem in die Quellen, die er neben der anderen Literatur gleich vor dem Vorworte nennt, arbeitet dann daraus in edler und flüssiger Sprache ein kurzes, aber gehaltvolles Heiligenleben heraus unter der Überschrift „Marksteine am Lebensweg des heiligen Aloysius“ (S. 13–37) und bietet dann erst 13 Vorträge über das Tugendstreben des jungen Prinzen und Jesuiten, von denen wenigstens drei in der Überschrift genannt sein sollen, damit man sieht, daß hier wirklich etwas Selbständiges und Nachahmbares geboten wird: „10. Vortrag: Liebe zu den Angehörigen (11 Seiten lang); 11. Vortrag: Im Kreise der Mit-

brüder (6 Seiten lang); 12. Vortrag: Erbarmende Liebe gegen alle (6 Seiten lang).“ Der verdiente Verfasser gesteht von sich selbst: „Die liebende Beschäftigung mit dem Heiligen hat mir viele angenehme, erhebende und anregende Stunden bereitet.“ Wer das Buch liest, wird dasselbe an sich erleben. Sogar ein überkritischer Mönch, durchaus kein Freund des heiligen Aloysius, dem ich einiges zu lesen gab, mußte bekennen, daß er von dieser Seite den Jugendpatron noch nie hat betrachten lernen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die lebensfrohe Schilderung des Heiligen der Jugend zugänglich gemacht würde, etwa in Form der allgemein bekannten, aber durchaus nicht immer brauchbaren Büchlein zur Feier der sog. sechs aloisianischen Sonntage. Dies würde ganz dem Wunsche Pius' XI. entsprechen und den Patron der Jugend vor unserer Zeit rehabilitieren.

Breslau.

Spiritual Kischel.

Vinzenz von Paul. Ein großer Mensch und ein großer Heiliger.

Von *Franz Stetter*. (208.) Paderborn 1933, Ferd. Schöningh. Kart. M. 2.60, geb. M. 3.80.

Die für einen weiteren Leserkreis berechnete Lebensbeschreibung entwirft auf Grund der ersten Biographie von Abelly und der großen Quellenpublikation und der dreibändigen kritischen Biographie von Coste ein lebensvolles Bild des Heiligen, der auch in deutschen Landen so viele Freunde hat. Das mit zahlreichen Bildern geschmückte, gut gearbeitete Buch ist eine schöne Festgabe zur Hundertjahrfeier des Vinzenzvereines.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Die Spanische Inquisition und die „Alumbrados“ (1509—1667).

Nach den Originalakten in Madrid und in anderen Archiven.

Von *Bernardino Llorca S. J.* (XVI u. 138.) Berlin SW 68 und Bonn, Ferd. Dümmler. Kart. M. 5.—.

Die auf Quellenforschungen beruhende Abhandlung ist ein guter Beitrag zur Geschichte der großen spanischen Inquisition. Sie untersucht das Verfahren der Inquisition gegen diese eingebildeten Mystiker, weist an der Hand von Einzelfällen und von Gruppen aus der angegebenen Zeit 115 Fälle nach, macht gegen das Verfahren kritische Vorhalte und verneint eine Beziehung der Alumbrados zum Protestantismus. Drei spanische Aktenstücke, darunter ein Folterprotokoll und ein reiches Literaturverzeichnis, ergänzen die Untersuchung. Eine kritische Darstellung der spanischen Inquisition für den deutschen Leserkreis steht noch immer aus, wäre aber (auch aus seelsorglichen Gründen) dringend erwünscht. Dürfen wir sie vom Herrn Verfasser erhoffen?

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. Unter Mitwirkung von Rudolf Kriß, Johann Peter Steffes, Johannes Vincke, Eugen Wohlhaupter und Friedrich Zoepfl herausgegeben von *Georg Schreiber*. (XV u. 297.) Düsseldorf, L. Schwann. M. 10.—, in Ganzleinen M. 12.50.

Diese Studie ist als Heft 16/17 der von Universitätsprofessor Georg Schreiber herausgegebenen „Forschungen zur Volkskunde“ erschienen und sie ist ein lehrreiches Beispiel für die Tatsache, daß

sich die nunmehr so emsig betriebene Volkskunde zu einer Hilfswissenschaft der Theologie zu entwickeln beginnt. Die Untersuchungen sind nämlich zunächst vom Standpunkte der Volkskunde aus unternommen, sie werfen aber auch reichliches Licht auf die Kirchengeschichte und selbst auf die Entwicklung des theologischen Lehrgebäudes. — Im Mittelalter blühten die Weitwallfahrten, so besonders nach Compostella, Rom und Jerusalem; sie waren zumeist Sühnewallfahrten und erfreuten sich eigener Segnungen und geistlicher Reisepässe; die Pilgerhospize hatten weitreichende Bedeutung. Die Neuzeit brachte den Wandel zu den Nahwallfahrten. Das altdeutsche Pilgern zum Heroengrab wurde abgelöst durch das zum Heiligenbild, besonders zum Marienheiligtum; Natureinflüsse, besonders die Schönheit der Berge und der Hügel, machten sich geltend. Ihre Hochblüte erreichte dieser Wandel im Zeitalter des Barocks. Die Aufklärung suchte die Wallfahrten nach Möglichkeit zu unterdrücken; auch der Klerus wurde von ihr beeinflußt. Im 19. Jahrhundert setzte unter Geistlichen und Laien der Gegendruck ein: das Wallfahren nahm wieder rasch zu; freilich, besonders durch die Änderung der Verkehrsverhältnisse, in ganz neuen Formen. Die Gegenwart bietet ein unklares Bild: Auf der einen Seite wieder Fernwallfahrten, so nach Rom und Lourdes; auf der anderen Seite, da die Aufklärung nach hundertjährigem Ansturm auch aufs Land gedrungen ist, ein Zurückgehen der ländlichen Wallfahrten, während hinwieder von den Mittelständen der Großstädte aus ein neuer Antriebs zu bemerken ist. Die beigebrachten Belege sind bemerkenswert; vieles könnte noch ergänzt werden; besonders für österreichische Forscher wäre da ein ergiebiges Arbeitsfeld. — Gut wird in einem Überblick über die verschiedenen Religionen darauf hingewiesen, daß der Wallfahrtsdrang in den Tiefen der menschlichen Natur begründet scheint; ferner wird der Zusammenhang zwischen Wallfahrt und Rechtsleben, vor allem im Mittelalter, erörtert; dann werden behandelt die Entwicklung der Jubiläumswallfahrt und die im 15. und im 16. Jahrhundert geübte Nacktwallfahrt, bei der freilich der Ausdruck „nackt“ nicht zu sehr gepreßt werden darf. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis bietet jedem Gelegenheit, näher in den Gegenstand einzudringen.

Ein Versehen wäre auf S. 279 zu verbessern: In Puchheim in Oberösterreich ist nicht ein Mönchskloster, sondern ein Redemptoristenkollegium.

Das fleißig durchgearbeitete Buch weiß Volkskundlern, aber auch Theologen vieles zu sagen.

Linz-Urfahr.

Dr Johann Ilg.

Annuaire pontifical catholique, 1935 par E. Chardavoine A. A. 960.) Maison de la Bonne Presse, 5, rue Bayard, Paris. Brosch. Fr. 45.—.

Es gibt wohl neben Frankreich kein anderes Land, das ein ähnliches kirchliches Jahrbuch aufzuweisen hätte. Das von Msgr. Battandier begründete und seit 1922 vom Assumptionisten P. Eutrope Chardavoine ständig vervollkommnete *Annuaire pontifical catholique* liegt bereits im 38. Jahrgang vor. Der neueste, gleich seinen Vorgängern gediegen ausgestattete Band ist mit 178 Illustrationen geschmückt. Wiederum sind die Listen der Päpste, des Episkopats, der religiösen Orden, der Prälaten u. a. sorgfältig durchgesehen und ergänzt. Erwähnt sei der Artikel „Les Papes des Jubilés“ und eine Arbeit über die 1492 bis 1495 von Alexander VI. kreierte Kardinäle. Neu ist ein

von der Konsistorial-Kongregation durchgesehenes und approbiertes Verzeichnis von 1700 Titular-Bischofssitzen. Die Idee dazu ging bereits vor zwei Jahrzehnten vom Direktor des *Annuaire* aus. Schließlich hat einer der rührigsten Mitarbeiter dieses kirchlichen Jahrbuches, P. S. Vailhé A. A., die Liste aufgestellt, die dann auch amtlich anerkannt wurde. Eine Fülle willkommener Angaben ist in solcher Vereinigung nur im *Annuaire p. c.* zu finden, so daß die Sammlung der Bände immer ihren Wert behalten wird.

Dr Jos. Massarette.

Scientia sacra. Theologische Festgabe, zugeeignet Seiner Eminenz dem Hochwürdigsten Herrn Karl Josef Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln, zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Bischofsweihe, 19. März 1935. Köln, Bachem und Düsseldorf, Schwann.

Wie die Persönlichkeit des Jubilars über die Menge der allzuvielen emporragt, so reicht auch die vorliegende Festschrift über das Maß der sonst üblichen Festgaben weit hinaus. Ein stattlicher Band mit zwölf gediegenen Beiträgen, die nicht nur das übliche Ausmaß eines Bogens haben (*ut aliquid fecisse videatur*), ist eine würdige Festschrift für den ehemaligen Paderborner Theologieprofessor, den Mitbegründer der verdienstvollen Zeitschrift „Theologie und Glaube“. Die sieben Aufsätze aus historischen Forschungsgebieten stammen von Theodor Klauser-Bonn (ein Kirchenkalender aus der römischen Titelkirche [des Jubilars] der heiligen vier Gekrönten), Karl Schäfer-Regensburg (der griechisch-lateinische Text des Galaterbriefs), Adolf Kalsbach-Bonn (die Umwandlung des heidnischen in das christliche römische Stadtbild), Heinrich Ostlender-Köln (Alberts des Gr. Kommentar zum Hohenliede), Gottlieb Söhngen-Bonn (Thomas von Aquin über Teilhabe durch Berührung), Josef Koch-Breslau (das Gutachten des Aegidius Romanus über die Lehren des Petrus Johannis Olivi, eine neue Quelle zum Konzil von Vienne 1311 bis 1312), Theodor Steinbüchel-Gießen (das Problem der Existenz in idealistischer und romantischer Philosophie und Religion). Die fünf Beiträge zur systematischen Theologie sind: Der dogmatische Beweis aus der Liturgie von Joh. Brinktrine-Paderborn; das Fundamentalprinzip der Mariologie von Carl Feckes-Bensberg; zur moraltheologischen Beurteilung der Tagträume von Werner Schöllgen-Bonn; die *justitia socialis* von Wilhelm Heinen-Bensberg; modernes Rechtsdenken und kanonisches Recht von Josef Klein-Bensberg. Jeder der Beitragenden wollte sichtlich sein Bestes bieten, die meisten Aufsätze bieten Neues von dauerndem Wert, so daß die ganze Festschrift noch gewürdigt werden wird, wenn ähnliche Erscheinungen längst vergessen sein werden.

Wien.

Ernst Tomek.

Christliche Verwirklichung. Romano Guardini zum fünfzigsten Geburtstag dargebracht. Herausgegeben von *Karlheinz Schmidt-hüs.* (330.) Rothenfels a. M. 1935, Burgverlag. Kart. M. 5.—.

Zwei Eigenschaften heben diese Festgabe von den üblichen Ehrenschriften ab. Es ist *ein* Geist, der die 28 Beiträge durchwaltet, so daß die drei Gruppen (Von der Ordnung des Tuns, Aus christlicher Lehre und Wissenschaft, Geschichtliche Deutungen) nicht zufällig ein Stelldichein halten, sondern als geschlossenes, geistiges Denkmal vor uns stehen. Dann ist dieser Band so blut- und lebensvoll, daß er

aufs stärkste anregt und anzieht. Literarische Festschriften gleichen oft einem Schrein, in dem Gedanken versorgt werden. Diese Ehrengabe wird dem Sämann gleich durch die Zeit schreiten. Man freut sich in gleicher Weise über die katholische Fülle, aus der geschöpft wird, über die Weite der Ausblicke, die Lebensnähe der Gedanken und die reizvolle Ursprünglichkeit der Darbietung. Ob F. Messerschmid über Kirchenmusik heute oder E. Jochum zur Interpretation des Finales der VI. Symphonie von Anton Bruckner schreibt, ob man eine Untersuchung J. Maritains, *L'homme du moyen âge et l'homme d'une nouvelle chrétienté*, oder P. Simons, *Glaube und Erkennen* nach Kardinal Newman liest, ob man J. Herwegen, *Vom Geiste des römischen Rechtes in der Benediktinerregel*, oder P. Funk, *Die Prägung der abendländischen Kultur durch das Mönchtum* hört, man steht im Kreise Gleicher. Der Mann, dem der Band gewidmet ist, dessen Erscheinung uns ein gutes Bild und ein Verzeichnis seiner Arbeiten übermitteln, darf sich angesichts einer so reichen Saat freuen, denn er hat in Wahrheit Schildgenossen gefunden.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Die katholische Volksmission in der neuen Zeit. Grundsätzliches und Praktisches für Seelsorger. Von P. M. Kassiepe O. M. I. (200.) Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. Kart. M. 2.80, geb. M. 4.—.

Der Gründer und Vorsitzende der „Missions-Konferenz“, der Vereinigung der Volksmissionäre und Exerzitienmeister deutscher Zunge, gibt hier aus seiner reichsten Erfahrung heraus praktische Winke für die Abhaltung von Volksmissionen. Kardinal Schulte von Köln hat ein warmes Vorwort dazu geschrieben. Die Winke sind in erster Linie an die Adresse der Seelsorger gerichtet, werden aber auch von den Missionären selbst begrüßt werden. Es ist kaum eine Frage, die hier in Betracht kommt, unberücksichtigt geblieben. In den grundsätzlichen Darlegungen lehnt der Verfasser den rein liturgischen Charakter der Mission ab. Die Haus- und Kapellenmissions-Methode empfiehlt er „für besonders schwierige Pfarreien von Zeit zu Zeit zur Zurückgewinnung einer größeren Anzahl Außenstehender“. Trennung nach Geschlechtern in etwas größeren Orten, längere Dauer der Mission, besonders der Männermission — bei einer Einwohnerzahl von 15.000 Dauer der Gesamtmission vier Wochen —, aber ebenso Verkleinerung der Riesenpfarreien werden von Kassiepe dringend empfohlen. Betreffs des letzteren Punktes macht sich der Verfasser die Ansichten des Rektor Bockel vom Freiburger Diözesan-Missionsinstitut zu eigen: „Es hat gar keinen Zweck, nach neuen Methoden zu suchen, solange uns Folgendes nicht gelingt: 1. Die Pfarreien zu verkleinern, so daß keine Pfarrei existiert, die mehr als 5000 bis 6000 Seelen hat; 2. mit der Meinung zu brechen, daß Kirchen Prachtbauten sein müssen; 3. mit der Meinung zu brechen, daß zuerst das Pfarrhaus und dann erst die Pfarrkirche gebaut werden muß.“ (S. 34.)

Was die Hausbesuche bei der Vorbereitung der Mission betrifft, sagt er bestimmt: „Ich kenne kein anderes Mittel, an den Großstadtmenschen heranzukommen, als den Hausbesuch und den wiederholten Hausbesuch von Seite der Pfarrgeistlichen“, was sich auch vollkommen mit der Ansicht des Rezensenten deckt. Für manchen Seelsorger sind wohl erwünscht die Skizzen für einige vorbereitende Predigten, Winke für die Laienhelfer, für die Kindermission, Einbeziehung der studierenden Jugend, Drucksachen, Missionspläne u. a. m. Auch eine

Reihe von Sprechhören, die man gegenwärtig im Deutschen Reich verwendet, sind angeführt.

Wenn auch die Belege durchwegs von reichsdeutschen Missionen genommen sind, sind die kostbaren Winke mutatis mutandis auch anderwärts mit Nutzen zu verwerten. Es sei ergänzend hinzugefügt, daß ausführliche Studien über diesen Gegenstand auch in den letzten Jahrgängen der Theologisch-praktischen Quartalschrift in Linz (Jahrgang 1926 ff.) erschienen sind.

Wien. *Missions-Superior P. Al. Bogsrucker S. J.*

Um große Weiten. Geschichte einer inneren Wandlung. Von *Alice von Wiedebach-Nostitz*. (131.) Freiburg i. Br., Herder.

Kart. M. 2.30, in Leinen M. 3.—.

An Konversionsschriften fehlt es zwar nicht, allein Gott schlägt in seiner Gnadenführung immer wieder neue Wege ein, so daß man auch in dieser — der Verfasserin — Konversion viel Auferbauliches findet. Ein ganz christozentrisches Leben zeichnet sie uns.

In der Kinderstube schon macht das harmonische Eheleben der Eltern den günstigsten Eindruck auf ihr Gemüt; später in der eigenen Ehe ist Christus der Hüter und Beschützer — das Gitter um unser Hausdach (5. Mos 22, 8; cf. S. 28); als Witwe wandelt sie vor Gott trotz vieler Heimsuchungen (früher Tod des Vaters, Kriegstod des Gatten, Krankheiten, Verlust des Vermögens) und Drangsale von Innen und Außen.

Staunen muß man, wie Gott wunderbar und doch auch wieder so einfach führt. Das ganze Büchlein ist durchweht vom Hauche zarter Glaubensfreudigkeit. Man kommt bei der Lektüre zur Überzeugung, hier erfüllt sich das Wort des Psalmisten:

„Herr, du bist mein Helfer —
unter dem Schatten deiner Flügel jauchze ich —
mit ganzer Seele schmiege ich mich an dich —
deine Rechte schirmet mich.“ (Ps 62, 8.)

Seckau.

Stephan Müller O. S. B.

Tiefen und Höhen. Von *Dr P. Wunibald Roetzer O. S. B.* München, C. v. Lema's Nachfolger. Geb. M. 3.90.

Ein Lebensbuch für junge Katholiken. So lautet der Untertitel des Buches, das nicht nur jungen Katholiken, sondern auch den Erziehern, die mit jungen Menschen zu tun haben, viel zu geben weiß. Es ist aus der Jetztzeit heraus geschrieben, zeichnet die Ideale, die einen Jugendlichen begeistern können, berührt fast alle modernen Jugendprobleme. Ein großer Ernst zieht durch das ganze Buch, aber es redet auch viel von der Freude, die ja für jede Jugenderziehung einer der wichtigsten Faktoren ist. Als besinnliche Lektüre für junge Menschen kann das Buch nur empfohlen werden.

Abtei Seckau.

Dr Benedikt Reetz, Abt.

Jahr des Herrn. Das Mysterium Christi im Jahreskreise der Kirche. Von *Ämiliana Löhr*, Benediktinerin der Abtei vom heiligen Kreuz Herstelle. 8^o (XVI u. 292). Regensburg 1934, Friedrich Pustet. Kart. M. 4.90, geb. M. 5.90.

Eine Braut des Herrn, eine sprachbegabte Dichterin, Liebhaberin des Wortes Gottes und der Kirchenväter, teilt uns die Früchte ihrer stillen Betrachtungen über die heiligen Texte der Meßliturgie von

den Sonntagen und den Festen des Herrn mit. Odo Casel, ihr geistlicher Vater und Berater, schrieb das Geleitwort dazu und gibt darin den Schlüssel zum Verständnis des Ganzen, wenn er sagt: „Ihren letzten Sinn aber offenbaren sie (die heiligen Texte), wenn man sie als Ausprägung des Christusmysteriums betrachtet.“ Die Ausführungen der Nonne bauen also auf Casels Lehre von der mystischen Gegenwart der Heilsgeschehnisse in der liturgischen Feier auf. Das gibt ihnen auch einen seltenen Schwung und eine den ganzen Menschen erfassende Weihe. Man höre nur einen Beleg vom Pfingstsonntag (S. 163): „Alle stehen sie heute in der gleichen jugendschönen Kraft übernatürlichen Lebens; alle durchflutet sie der gleiche himmlische Strom, der sich heute neu ergießt. Die Hochzeit zu Kana ist im letzten erfüllt. Der gute Wein ist ausgeteilt und beseligt sind alle, die an der Hochzeit teilhaben. Schon jene ersten, die Apostel, hielt der Blick des platten Alltags für Berauschte. In uns wie in jenen jauchzt die ‚nüchterne Trunkenheit‘ des göttlichen Lebens auf in heiliger Freude.“ So bringt die beschauliche Verfasserin fast zu jedem Sonntag neue Beziehungen, weiß eine beruhigende Einheit zwischen dem Vielerlei des Heilsjahres herzustellen und den Blick stets auf Jesu Tätigkeit in seinem Reiche auf Erden zu fesseln. Freilich unterlaufen ihr auch hin und wieder in der Begeisterung Worte, die wir nicht unterschreiben können, z. B. S. 159: „Der erhöhte Christus fährt als Licht und Feuer, als glühendes Leben nieder in die Menschen, die ihm offen sind.“

Breslau.

Spiritual Kischel.

Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Geistliche Erwägungen. Von *Josef Weiger*. (470.) Münster i. W. 1935, Regensberg'sche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 4.80.

Der Verfasser legt seine geistlichen Erwägungen vor im Zusammenhange mit Evangelium oder Epistel der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Also ein Predigtbuch! Wer Bescheid weiß in diesem Literaturzweig, der wird es nicht übel nehmen, wenn öfter Befürchtungen dahin laut werden, in Neuerscheinungen doch hochprozentig wieder das Alte zu finden. Es sind ja schon Vorschläge da, den Perikopentext auszuwechseln, um dadurch Abwechslung für die Sonntagspredigt zu schaffen. Man studiere sich einmal das Buch von Weiger durch und wird sehen können, daß all dies nicht so nötig ist. Nur aus Ganzem und Großem muß geschöpft werden, dann bekommen die Fragen des Neuen Testaments, wie sie gerade in den Evangelien und Episteln der Sonntage aufliegen, wieder den richtigen Klang für das Ohr des heutigen Menschen. Dabei entbehren Weigers Vorträge auch nicht des Vorteiles, daß sie, wie Romano Guardini in der ehrenden Einbegleitung des Buches erwähnt, bereits auf der Kanzel einer Landkirche dargelegt wurden und so die Bewährung des lebendigen Sprechens erfahren haben. Auch der vielbeschäftigte Seelsorger, der auf homiletische Beihilfe oft angewiesen ist, wird an diesem Buche nicht enttäuscht werden.

Schwaz.

Dr P. Leitner.

Mein Ideal: Jesus, Mariens Sohn. Nach der Lehre des P. Chaminade von P. Dr Emil Neubert S. M. Aus dem Französischen übersetzt von P. Ladislaus Nagy S. M. (136.) Verlag „Fahne Mariens“, Wien, IX/1. S 1.20, M. —.80.

Ein Büchlein, das bei allen Verehrern der lieben Gottesmutter einstimmig Anklang finden wird. Die Sprache ist einfach und klar, die Darstellung gründlich, voll Wärme und Innigkeit. Auch im Aufbau an die „Nachfolge Christi“ erinnernd. Im ersten und zweiten Buch spricht Jesus zum Leser, „seinem Bruder“, um ihn einzuführen in das Wesen, in die Formen und die Vollkommenheit der Marienverehrung: durch Jesus zu Maria. — Im dritten und vierten Buch spricht Maria zum Leser, „zu ihrem Kinde“, um es an der Mutterhand zu Jesus zu führen: durch Maria zu Jesus. — Man erwarte sich ja nicht eine Stoffsammlung zu marianischen Vorträgen an andere, das Büchlein ist ganz persönlich an den Leser selber gerichtet und will wie die Nachfolge Christi kapitelweise überdacht und betrachtet werden. Den Priestern und Marianischen Kongregationen sei es wärmstens anempfohlen.

Linz a. D.

Alois Tappeiner S. J.

Auf den Höhenwegen der christlichen Mystik. Ein Buch für Seelenführer und für alle, die nach wahrer Vollkommenheit streben. Nach dem heiligen Johannes v. Kreuz. Von *Karl Wild*. 8° (254). München, Kösel u. Pustet. Kart. M. 2.80, Leinenband M. 3.60.

Der Verfasser sagt S. 211: „Das Studium der Schriften des heiligen Johannes v. Kreuz wird sich überaus segensreich auswirken im Priesterleben. Es ist nicht leicht.“ Darum hat er seine Werke in eigenartiger analytisch-synthetischer Weise in eine Unsumme von Zitaten aufgelöst und vermehrt mit sonstiger Literatur zu einem sinnreichen Mosaik zusammengestellt, welches zugleich eine Einführung in die Mystik überhaupt ist. Eine sehr mühsame, aber auch lohnende Arbeit; denn was er gewollt hat, hat er tatsächlich erreicht, und was der Titel verspricht, das hält er auch. Besonders dankbar wird es begrüßt werden, daß er von den leidigen Streitfragen nicht viel mehr sagt, als eben doch notwendig ist. Ein wirklich wertvolles Buch!

Heiligenkreuz b. Baden.

P. Matthäus Kurz.

Mystik als Lehre und Leben. Von *Univ.-Prof. Dr. Alois Mager O. S. B.*, Salzburg-Beuron. Gr. 8° (492). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Ganzleinen S 19.—, M. 10.—.

Der Verfasser gibt an manchen Stellen selber zu erkennen, daß zu einem vollen Verständnis seines großen Werkes ein gediegenes Vorwissen vorausgesetzt werde; die Wahl und Anordnung des Stoffes ist aber so glücklich und die Darstellung so vollendet, daß es unbedenklich auch für einen größeren Leserkreis empfohlen werden kann; zum mindesten sind viele Abschnitte geeignet, als Grundlage zu Vorträgen für weitere Kreise zu dienen, wie ja heute bei Akademikern das Interesse für die Mystik tief geht. — Wenn wir beachten, was da über die Umwelt des heiligen Paulus, über das Verhältnis der thesesianischen Mystik zum Thomismus u. s. w. gesagt ist, so müssen wir gestehen, daß der Verfasser keine Schwierigkeit bemängelt oder umgangen hat. Dabei ist das Werk durchaus nicht etwa eine Sammlung von Monographien, sondern mit unaufdringlicher Konsequenz leuchtet überall der große Gedanke heraus: die Gültigkeit der Beobachtungen und der Lehren der heiligen Theresia auch für einen modernen Religionspsychologen. Ein Buch von wirklich unver-

gänglichem Werte. — Es wäre ein großes Verdienst, wenn ein alphabetisches Verzeichnis wenigstens nachträglich hergestellt würde.

Heiligenkreuz b. Baden. *Prof. P. Matthäus Kurz O. Cist.*

Bernhard von Clairvaux. Ansprachen auf die kirchlichen Zeiten.

I. Buch: Vom Advent bis zum ersten Sonntag nach der Oktav von Epiphania. Nach der Übertragung von *Dr M. Agnes Wolters S. O. Cist.* herausgegeben von der Abtei Mehrerau. Wittlich, G. Fischer.

Was Janssens im Geleitwort sagt, die Werke des heiligen Bernhard mögen dem deutschen Volke in seiner schweren Not in entscheidungsvoller Zeit eine Trostbotschaft sein, eine Kraftquelle und Segensquelle, ein Lichtbringer und Wegweiser zum Heiland der Welt, wird jeder bestätigt finden, der auch nur den vorliegenden Band aufmerksam liest. Ja, der heilige Bernhard hat gewiß unserer Zeit und unseren Menschen noch viel zu sagen. Er ist nicht „überholt“ und wird auch nie „überholt“ werden. Was er im zwölften Jahrhunderte gegen die so gefährlichen Feinde der Kirche zu sagen hatte, gilt noch heute, es waren Schisma, Irrglaube und Islam. „Auch unserem Jahrhunderte werde Bernhard das Orakel, auf daß es durch ihn seine Erneuerung finde in Christus“, schreibt Friedrich in seiner Einführung zum vorliegenden Bande. Und gar eine so glänzende Übersetzung von berufener Hand. Sollte sich nicht gerade eine weibliche Seele, die auf der Ordensbahn des heiligen Bernhard wandelt, am tiefsten in seinen Geist einleben? Der Urtext ist kritisch sichergestellt. Die Sprache der Übersetzung atmet den Geist des Heiligen und offenbart, daß auch das Deutsche wohl imstande ist, seine Süßigkeit und Kraft wiederzugeben, mag man immerhin da und dort die Sache vielleicht anders geboten haben. Das wird stets Geschmacksache bleiben. Dem Seelsorger wird hier eine Fundgrube für Betrachtung, Predigt und Erbauung erster Güte geöffnet. Wird er sie nicht seinen Pflegebefohlenen gerne in die Hände geben durch Rat oder Geschenk?

Abtei Seckau.

P. Dr Bernhard Herlt O. S. B.

Gott unser Ziel. Dreiunddreißig Betrachtungen von *Pierre Charles S. J.* Deutsche Übersetzung. 16^o (213). Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. Geb. M. 2.80.

Die feinen kurzen Betrachtungen von P. Charles haben sich in der deutschen Übersetzung überaus viele Freunde erworben. Nunmehr liegt das dritte Bändchen vor. Die ersten zwei Bändchen „Unser Leben ein Gebet“ und „Unser Wandel mit Gott“ zeigen, wie man zu Gott geht und wie Gott zu uns kommt. Das dritte läßt uns schauen, wohin uns Gott führt.

P. Charles versteht so wundersam zur Seele zu sprechen und sie zum innerlichen Gebet anzuleiten. Wie von unsichtbaren Engels Händen getragen steht die Seele vor Gott und hält Aussprache mit ihrem Herrn und Schöpfer über alle kleinen und großen Anliegen und Sorgen. Ein vorzüglicher Weg, uns zum innerlichen Beten und ständigen Verkehr mit Gott anzuleiten.

Linz a. D.

Josef Huber, Spiritual.

Heiliger Idealismus. Religiöse Ansprachen für höhere Schulen. Von *Dr Oskar Herget.* Innsbruck-Wien-München 1934, „Tyrolia“. Kart. S 6.—, M. 3.20.

Der Verfasser, Privatdozent der Universität in Wien und Professor an der Bundes-Erziehungsanstalt in Wien, III., schenkt uns eine Reihe kurzer Gelegenheitsansprachen: Packender Inhalt, feine Sprache, eine reiche Fülle treffender Beispiele aus Kunst und Literatur, machen die Sammlung zu einem wertvollen Behelf für jeden, der vor größeren Mittelschülern oder Akademikern, überhaupt vor anspruchsvolleren Zuhörern Gottes Wort verkünden muß. Hergets Predigten werden am Studiertisch des Religionsprofessors und des Stadtseelsorgers ebenso wenig fehlen dürfen wie die Predigtsammlungen von Tihamér Tóth und die Bücher von Klug.

Linz a. D.

Karl Forstinger.

Gottes Meilensteine am Lebensweg des Christen. 11-Uhr-Predigten über die zehn Gebote. Von G. Lenhart. (270.) Saarbrücker Druckerei 1935. Kart. M. 4.50.

Domkapitular Lenhart von Mainz, der uns nebst anderen Schriften das prächtige Priesterbuch „Der Priester und sein Tagewerk“ geschenkt hat, bietet hier 80 Kurzpredigten, deren jede auch leicht zur gewöhnlichen Dauer erweitert werden kann, alle gediegen, praktisch, alle modernen Fragen und Bedürfnisse behandelnd. Klarheit, Klugheit, Takt und Freimut sind vorbildlich vereint. Als Vorlage für fortlaufende Predigtreihen wie für Predigten über Einzelfragen ist das Werk sehr zu empfehlen.

Wien.

Josef Lachmair S. J.

Eine neue Viertelstunde. Kurzpredigten. Von P. Franz Xaver Esser S. J. I. Vom Advent bis Christi Himmelfahrt. Paderborn 1933, Ferd. Schöningh. M. 1.50.

Ein herrliches Büchlein mit Sonntagspredigten vom ersten Adventsonntag bis fünften Sonntag nach Ostern. Die Predigten sind sehr kurz, sind abgefaßt in einfacher Sprache und haben eine recht genaue Einteilung. Dazu das handliche, leicht einsteckbare Format, so daß man es auf den Krankengängen leicht durchmeditieren kann. Das Büchlein wird keinen Priester für diese Sonntage im Stiche lassen.

Bad Kreuzen, Ob.-Öst.

Pfarrer Fr. X. Singer.

Christus und sein Reich in der Kirche von heute. Fastenpredigten im Hohen Dom zu Köln 1934. Von P. Fritz Vorspel S. J. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. —.90, Ganzleinen M. 1.30.

Die vorliegende Predigtsammlung empfiehlt sich inhaltlich und formell. *Inhaltlich:* Sie behandelt zeitgemäße Themen. Und das ist ja gerade für eine Predigt eine notwendige Forderung. Schon die Überschriften der einzelnen Predigten — Christus, Mythos oder Mysterium? Christus, ja! Kirche, nein? Liberalismus und Kirche. Das Mysterium der Kirche. Leidensweg und Ostersieg der Kirche — zeigen, daß es sich um Stoffe handelt, die bei den gegenwärtigen Auseinandersetzungen eine bedeutende Rolle spielen. *Formell:* Man denkt hier an die Forderungen, die z. B. Tóth an eine moderne Predigt stellt. Die Sprache ist die der Gegenwart; der Aufbau fast dramatisch (man lese z. B. die letzte Predigt); die Beweisführung positiv auf der Heiligen Schrift aufbauend.

Neben dem Wert für die spezielle Praxis des Priesters können die Ausführungen des Verfassers auch als gute Beispiele einer mo-

dern aufgebauten Predigt gelten, d. h. es kommt ihnen allgemeine Bedeutung zu.

Hersberg.

P. Josef Liegle P. S. M.

Liturgischer Religionsunterricht nach dem neuen Lehrplan. Von *Dina Schaefer*. (325.) Einsiedeln, Verlagsanstalt Benzinger u. Co. Brosch. M. 4.50, Fr. 5.40; geb. M. 6.—, Fr. 7.20.

Das Buch will eine Brücke bauen zwischen Katechismus und Liturgie, und das Verständnis des Katechismus durch die Liturgie fördern und umgekehrt. Der erste Teil von der Kirche, vom Meßopfer und vom Kirchenjahr verrät die guten theologischen Kenntnisse der Verfasserin. Der zweite Teil versucht einen liturgischen Lehrplan aufzustellen, der mit dem Fuldaer Grundschulplan parallel läuft. Hier findet jeder Religionslehrer reiche Anregung, um im Laufe der acht Jahre der Volksschule den ganzen Gedankenreichtum des liturgischen Jahres an die Kinder heranzubringen. Der dritte Teil ist der praktische Teil und nennt sich: „Liturgische Erziehung in Auswertung der Lehrpläne.“ Hier zeigt die Verfasserin an praktischen Beispielen, wie die Seinswerte des übernatürlichen Lebens und die persönlichkeitsbildenden Werte der Liturgie an die Jugend herangebracht werden können. Das ist in manchen Fällen gut gelungen, so z. B. S. 163 Fronleichnam und an anderen Festen und in den heiligen Festzeiten. Anderes ist meines Erachtens weniger gut. So greife ich z. B. heraus, was auf S. 258 ff. über Jungfräulichkeit und Keuschheit gesagt ist. Es sind schöne Gedanken dargelegt, aber sie sind nicht aus der Liturgie genommen, sondern sind nur eine Erklärung des Katechismus. Wenn ich über diese Dinge im „Liturgischen Religionsunterricht“ reden will, so werde ich die Liturgie des Verkündigungsfestes, der Heimsuchung Mariens, die Weihnachtsliturgie und vor allem die Brautmesse heranziehen und sehen, was hier über die Geburt des Menschen, über die Ehe u. s. w. gesagt ist. Daran anknüpfend wecke ich in der Jugend die Ehrfurcht vor diesen heiligen Dingen. — Aber im übrigen sind wir der Verfasserin für manche Anregung dankbar.

Abtei Seckau.

Dr Benedikt Reetz, Abt.

Das Volksbuch vom St.-Stephans-Dom in Wien. Zusammengestellt aus dem Abbildungsmaterial des 23. Bandes der Österreichischen Kunsttopographie „Geschichte und Beschreibung des St.-Stephans-Domes in Wien“. Verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien. Ladenpreis S 2.20.

Dieses Heft ist als Idee und als Verlagsleistung gleich gut. Auf VIII Seiten ein Plan mit den Hauptsehenswürdigkeiten und eine Zeitafel zur Geschichte des Baues und seiner Ausstattung, auf 48 weiteren Seiten durchwegs scharfe und bestgewählte Lichtbilder, das ist um dieses Geld eine Freude für jeden Österreicher und für jeden Kunstfreund.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Die Seckauer und Vorauer Osterliturgie im Mittelalter. Ein Beitrag zur textkritischen Untersuchung der mittelalterlichen Osterfeiern. Von *Dr P. Benno Roth O. S. B.* (85.) Verlag der Abtei Seckau. S 5.—.

Die sogenannte St. Lambrecht Osterfeier stammt nach neueren Forschungen aus Seckau; ebenso andere bisher St. Lambrecht zuge-

schriebene mittelalterliche Handschriften der Grazer Universitätsbibliothek. Die vorliegende sehr sorgfältige Arbeit bringt nun die erste textkritische Ausgabe jener Osterfeier und fünf anderer Sekkauer liturgischer Handschriften sowie einer Vorauer Handschrift mit einer eigenartigen Osterliturgie. Bezeichnend für die damalige Feier der Heiligen Woche war die starke Beteiligung der Laienwelt. Die Erläuterungen zu den Texten ergeben ein lebensvolles Bild dieser Feier; durch die Faksimiles wird ein guter Einblick in die Handschriften geboten.

Linz-Urfahr.

Dr Johann Ilg.

Deutsche Literaturkunde. Erbgut und Erfüllung. Von Dr Josef Prestel. (212.) Freiburg i. Br., Herder. M. 2.60, in Leinen M. 3.80.

Die deutsche Literaturgeschichte hat nach der gewöhnlichen Auffassung zum Gegenstande die Entwicklung der gesamten deutschen Kultur, insofern sich diese Entwicklung im Werdegange der gesamten deutschen Literatur zeigt. Neuerdings will man sie jedoch unter dem Einflusse bekannter Gedankengänge mehr einschränken auf die Geschichte der volkhaften Dichtung, in der sich die Entwicklung der deutschen Erbmasse zeige. Ihr Gegenstand sei nur das weiterwirkende wahre Erbgut. Dieser Auffassung dient die vorliegende Literaturkunde. Dementsprechend tritt denn auch in ihr das Weltanschauliche stark, manchmal zu stark in den Hintergrund; doch ist die katholische Grundeinstellung gewahrt.

Solange es nicht gelingt, die besprochene Auffassung zur allgemein geltenden zu machen, kann natürlich eine solche Literaturkunde weder für den Selbstunterricht, noch für die Schule einen höheren Rang als den eines Hilfsbuches beanspruchen. Denn mögen auch z. B. Heine, Platen und Geibel — und wirklich auch Kernstock? — für die Entwicklung der deutschen Erbmasse nichts oder wenig bedeuten (sie werden in dem Buche nicht oder kaum genannt), so kann man sie doch nicht so einfach aus der Schar der deutschen Dichter entfernen.

Ja, wenn das mit der Erbmasse auch nur immer so sicher wäre! Ein bezeichnendes Beispiel! Auf den Endreim blickt das Buch etwas scheel (S. 21); er ist ja romanischer Herkunft. Dafür finden die höfische Kurzzeile und der Blankvers Gnade: sie seien „aus germanischem Erbe erwachsen“ (S. 200). Nun ist für jene noch immer die wahrscheinlichste Erklärung, daß sie durch Zwischenstufen auf die Ambrosianischen Verse zurückgehe; und dieser weist letzten Endes gar auf den französischen „vers commun“ des XV. Jahrhunderts sowie auf die romanischen Strophenformen zurück!

Einzelne Teile des Buches sind vortrefflich bearbeitet; so z. B. die Darstellung des englischen Einflusses (S. 82) und die Abschnitte über die Legende und die Selbstbiographie (S. 192). Die eingestreuten Proben sind zweckdienlich ausgewählt. Dagegen ist die Entstehung der Schriftsprache unzulänglich entwickelt; findet sich doch da auch die Behauptung, die bairische Form „guot“ sei dem mitteldeutschen „gut“ gegenüber „umlautend“ (S. 56)!

Auch sonst seien einige Versehen angemerkt. Hans Sachs soll nach der „Wittenbergischen Nachtigall“ an der Streitschriftenliteratur keinen Anteil mehr gehabt haben (S. 69); was ist es denn mit den vier Dialogen vom Jahre 1524 und mit dem vom Jahre 1546? E. v. Kleist wurde zwar bei Kunersdorf verwundet, er starb aber in Frankfurt a. d. O. (S. 87). — Der Blankvers war schon 20 Jahre vor

„Nathan dem Weisen“ in Wielands „Lady Johanna Gray“ im Drama verwendet worden (S. 87 und 200); ebenso gab es schon vor Klopstock deutsche Hexameter, z. B. bei Gesner und bei Fischart (S. 200). — Euripides kennt kein Tauris, sondern nur Taurier (S. 108). — In Hebbels „Herodes und Mariamne“ ist Herodes kein Vertreter des „feigen, sadistischen Judentums“ (S. 134); er ist ja doch Idumäer!

An Druckfehlern fallen auf — es seien gleich die richtigen Formen gesetzt: Das Lalenbuch (S. 62); Bürgers Lenore (S. 86); Athanasius Kircher (S. 99); Dithmarsche (S. 134); Waise (S. 203). — Als Hilfsbuch, aber eben nur als Hilfsbuch wird diese Literaturkunde den deutschen Katholiken bei den heutigen Zeitströmungen manche wertvolle Dienste leisten.

Linz-Urfahr.

Dr. Johann Ilg.

Neue Auflagen.

Der Große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben.

IX. Band: Osman bis Reuchlin. Freiburg i. Br. 1934, Herder.

Der Österreicher liest begierig die Ausführungen über Österreich und nimmt wahr, daß der Artikel im Dritten Reich gedruckt wurde. Unter den Trägern des Namens Otto scheint auch auf der älteste Sohn des österreichischen Kaisers Karl I.: Otto von Habsburg-Lothringen; den knappen Notizen ist das sympathisch wirkende Bild Ottos beigelegt. Der Abschnitt über Preußentum schließt mit den bezeichnenden Worten: Seine Sendung bleibt es, Träger und Grundlage des deutschen Staatsgedankens zu sein. Alle Reichskanzler von Bismarck an bis Hitler treten uns in Bildern vor Augen. Der Sinn des Ausdruckes „Drittes Reich“ wird mit folgenden Worten Moellers von den Bruck angegeben: „Das Dritte Reich ist die höhere Einheit bisher widerstreitender Grundsätze, des Konservativen und des Revolutionären; es muß Altes, nämlich das Wesenhafte und Zeitlose, neu erzeugen und daher das Wesensfremde und bloß Zeitbedingte stürzen.“ Nicht wenig hängt hiebei davon ab, was unter wesensfremd verstanden wird. Sehr gut charakterisiert sind die einzelnen Epochen des Papsttums. Eine eigene Tafel verzeichnet die Namen sämtlicher Päpste von Petrus bis Pius XI. mit Angabe der Regierungsdauer. Im besonderen sind der erste Papst, der heilige Petrus, und die Päpste mit den Namen Paschalis, Paul und Pius behandelt. Im Rahmenartikel „Protestantismus“ werden klar die Unterscheidungslehren dargestellt. Die Beurteilung dieser Religionsgemeinschaft unterläßt nicht, auch das Wertvolle hervorzukehren, das der Protestantismus geleistet hat. Eine nähere Darstellung der „Reichskirche“ fehlt. Es sei noch kurz hingewiesen auf die Rahmenartikel: Philosophie, Photographie, Politik, Post, Preis, Priestertum, Recht, Religion, Religiöse Erziehung. Bei dem großen Vielerlei, das der IX. Band des „Großen Herder“ bietet, muß jeder Leser auf seine Rechnung kommen, mag er Theolog oder Historiker, Photograph oder Pferdeliebhaber sein, mag er in Paris oder in Persien oder in Polen wohnen.

Linz a. D.

Dr. Karl Fruhstorfer.

Einleitung in das Neue Testament. Von Dr. Max Meinertz, o. Prof. der ntl. Exegese an der Universität Münster i. W. Mit vier Handschriftentafeln. Vierte, völlig neu gearbeitete Auflage. 8^o (388). Paderborn 1933, Ferd. Schöningh. Brosch. M. 8.50, geb. M. 10.50.

Mein Urteil über die dritte, noch nach A. Schäfer mitbenannte Auflage gilt in erhöhtem Maße von dieser durchgreifenden Umarbeitung: Die beste deutsche Einleitung. Nicht bloß für den Anfänger, sondern auch für Fortgeschrittene reich an Anregung, zumal in der Literatur. Vieles Ältere wurde den Gegenwartsfragen geopfert. Ich vermisste nur, wie in *allen* Einleitungswerken, eine kurze, methodische Einführung in die Textkritik und erhoffe sie mir von der nächsten Auflage.

St. Florian b. Linz.

Dr V. Hartl.

Katholische Dogmatik nach den Grundsätzen des heiligen Thomas. Von *Dr Franz Diekamp*, päpstlichem Hausprälaten und Domkapitular, Professor der Dogmatik an der Universität Münster. Erster Band. *Siebte*, durchgesehene Auflage. 8° (VIII u. 359). Münster i. W. 1934, Aschendorff. Geh. M. 8.15, geb. M. 9.75.

Von dem bekannten Lehrbuch der Dogmatik von Diekamp, das erstmals 1917 im Buchhandel erschien (vgl. diese Zeitschrift 1919, S. 424 f.), liegt nunmehr der erste Band bereits in siebter Auflage vor. Dieser Erfolg allein zeugt schon für die Brauchbarkeit und Verbreitung des Werkes. Die vorliegende Neuauflage des ersten Bandes, der neben einer Einleitung in die Dogmatik die Lehre von Gott dem Einen und Dreieinigen behandelt, weist im allgemeinen keine wesentlichen Änderungen auf. Zu begrüßen ist es, daß Diekamp nun auch, um die in der *Summa theologiae* befolgte Ordnung einzuhalten, das Kapitel über den göttlichen Heilswillen aus der Gnadenlehre herausgenommen und in „Die Lehre von Gott dem Einen“ einbezogen hat. Außer dieser Neuerung läßt ein genauer Vergleich auch sonst an vielen Stellen die ergänzende und bessernde Hand des Autors erkennen. Vor allem wurde die neueste Literatur sorgfältig nachgetragen. In den bekannten Kontroversfragen steht Diekamp nach wie vor auf dem Standpunkt des strengen Thomismus. Seine Dogmatik wird zweifellos auch weiterhin unter den Handbüchern deutscher Sprache einen ehrenvollen Platz einnehmen. Namentlich dem, der sich über die spezifische Gestaltung, welche die dogmatische Theologie in der Thomistenschule gefunden hat, rasch und gründlich orientieren will, wird Diekamps Werk gute Dienste leisten.

Linz a. D.

Dr J. Obernhumer.

Institutiones Theologiae Dogmaticae. In usum scholarum auctore *Ludovico Lercher S. J.*, S. Theologiae Doctore eiusque in Universitate Oenipontana Professore. Editio *secunda*. *Volumen quartum* continens libros quattuor: De virtutibus, de sacramentis in genere, de singulis sacramentis, de novissimis. 8° (763). Oeniponte 1935, Typis et Sumptibus F. Rauch. M. 10.—.

Mit dem vierten Band liegen nun die *Institutiones Theologiae Dogmaticae* des verdienten Innsbrucker Dogmatikers in zweiter Auflage vollständig vor. Die Kritik hat die Vorzüge des Werkes, das den besten lateinischen Kompendien würdig an die Seite tritt, schon bei Beurteilung der ersten Auflage gebührend hervorgehoben. Die zweite Auflage weist gegenüber der ersten keine wesentlichen Änderungen auf. Doch ist die ergänzende und bessernde Hand des Autors überall

zu erkennen. Mit Befriedigung sei auch festgestellt, daß der Preis des Werkes gegenüber der ersten Auflage ermäßigt wurde.

Linz a. D.

Dr Joh. Obernhumer.

Kleine Laiendogmatik. Von P. Leo von Rudloff O. S. B., Doktor der Theologie. Kl. 8^o (218). Zweite, unveränderte Auflage. Regensburg 1935, Friedrich Pustet. Kart. M. 2.20, geb. M. 3.—.

Ein Bedürfnis nach einer kurzen, von allem wissenschaftlichen Beiwerk freien Darstellung der katholischen Glaubenslehre ist ohne Zweifel namentlich in gebildeten katholischen Laienkreisen vorhanden. Diesem Bedürfnis suchen verschiedene „Laiendogmatiken“ entgegenzukommen. Die Anforderungen, die an ein derartiges Werk gestellt werden, sind nicht gering. Aber es sei gleich vorweg gesagt: Dem Verfasser ist der Versuch gelungen. Er berechnete sein Büchlein für weiteste Kreise. Wissenschaftliche, insbesondere fremdsprachliche Vorbildung wird nicht gefordert. Die fremdsprachlichen theologischen Fachausdrücke werden jedesmal erklärt. Außerordentlich viel kam dem Verfasser, wie er selbst im Vorwort bemerkt, auf gedrängte Kürze an. Trotzdem erreicht er auch eine relative Vollständigkeit. Es fehlt kein Lehrstück von Bedeutung. Der Verfasser verfolgt keine apologetischen Ziele.

Er sieht seine Hauptaufgabe mit Recht darin, den erhabenen Bau des katholischen Dogmas in seiner wunderbaren Einheit und Geschlossenheit klar und prägnant darzustellen. Auch gelegentliche Hinweise auf den Lebenswert der einzelnen Dogmen fehlen nicht. Als begreifliche Folge der gedrängten Kürze hat sich da und dort eine kleine Ungenauigkeit eingeschlichen, so z. B. beim Begriff der Tradition (S. 30). Auch sonst kann man in manchen Punkten anderer Auffassung sein. Warum z. B. die Letzte Ölung als letztes Sakrament aufgezählt und behandelt wird, ist nicht recht ersichtlich. Zum Schluß findet sich ein sehr begrüßenswertes und aufschlußreiches Kapitel: Fingerzeige zum Weiterstudium. Unter den dort angeführten deutschen Handbüchern der Dogmatik vermisste ich Pohle-Gierens.

Linz a. D.

Dr Joh. Obernhumer.

Institutiones Morales Alphonsianae seu Doctoris Ecclesiae s. Alphonsi de Liguori *Doctrina Moralis ad usum scholarum accommodata cura et studio PP. Cl. Marc et Fr. X. Gestermann, Congregationis SS. Redemptoris, olim s. Theologiae Moralis Professorum.* Editio decima nona (quarta post Codicem), quam denuo sedulo recognovit P. J. B. Raus, ejusd. Congr. Tom. I. (XXVI et 890); tom. II. (906). Typis Emmanuelis Vitte, Lugduni 1933 et 1934. Fr. 80.—.

Bücher pflegen keine Jubiläen zu feiern, sonst würde dieses Moralwerk eben in diesem Jahre sein goldenes Jubiläum feiern. 1885 konnte P. Clemens Marc sein Werk veröffentlichen, zwei Jahre später wurde er vom Tode abgerufen. Sein Nachfolger, P. Fr. X. Gestermann, und nach dessen frühem Tode der auch als Kanonist bekannte P. J. B. Raus durften dann in fast regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen Auflage um Auflage in die Welt hinaussenden: ein Erfolg, der jedenfalls das beste Zeugnis für die Brauchbarkeit des Werkes darstellt. Die von jeher gerühmten Vorzüge dieses Werkes sind auch in seiner neuesten Auflage ungeschmälert. Gewiß, wir kennen den immer lauter sich erhebenden Ruf und die leider noch zu vereinzel-

ten Bemühungen um neue Formen in dieser Wissenschaft, die, uralt in ihren Grundsätzen, doch immer modern sein soll in ihrer Darbietung. Aber trotz dieser so wichtigen Bestrebungen werden die Lehrer der zukünftigen Priester wie auch die Seelsorger und Beichtväter noch auf lange Zeit hinaus zu den traditionellen Handbüchern greifen, wie sie um die Jahrhundertwende in rascher Folge herausgekommen sind. Unter diesen aber nimmt das vorliegende Werk noch immer eine hervorragende Stelle ein. Diese Vorzugstellung ihm zu wahren, ist der Herausgeber ernstlich bemüht gewesen. Nicht nur daß er die neuesten Erlässe und Kundgebungen des Apostolischen Stuhles und die Ergebnisse anderer Wissenszweige an ihrer Stelle verwertet hat (so über den Ursprung des Eigentumsrechtes und die verschiedenen Besitztitel, über Kapital und Kapitalismus, Familienlohn, Streik, sexuelle Aufklärung, Methode Knaus-Ogino u. a.); an zahlreichen Stellen hat er auch sonstige Umarbeitungen vorgenommen, durch welche das Werk an Klarheit und Präzision gewonnen hat. Eine bereits früher gemachte Ausstellung hat leider noch keine Berücksichtigung gefunden: die für das christliche Leben so wichtige Abhandlung über das Gebet nimmt sich mit ihren knapp zweieinhalb Seiten in einem sonst so gründlichen und umfangreichen Werke doch in der Tat zu armselig aus. Auch ließe sich die Brauchbarkeit des Werkes für die Praxis ohne große Mühe erhöhen, wenn zu dem sonst genauen und ausführlichen alphabetischen Inhaltsverzeichnis noch ein Verzeichnis der im Text behandelten Kanones hinzugefügt würde.

St. Gabriel, Mödling.

Prof. F. Böhm S. V. D.

Compendium Theologiae Moralis juxta methodum Joannis Petri

Gury S. J. ad normam Codicis Juris Canonici redactum a *Raphaelo Tummolo S. J.* Editio quinta, quam recognovit, emendavit et auxit *Thomas A. Jorio* ejusdem Societatis. Vol. I. Pars prima (378); Pars secunda (272). Neapoli (Italia). M. d'Auria, 1934. — Vol. II. Pars prima (278), 1935.

Die weite Verbreitung der Moralthologie von Gury hatte den italienischen Jesuitenpater Tummolo veranlaßt, noch im hohen Alter von nahezu 80 Jahren im Jahre 1919 dieses Werk nach dem neuen Codex Juris umgearbeitet herauszugeben. Mehrere Auflagen konnte er noch selber bearbeiten, bis er mitten im Erscheinen dieser 5. Auflage von Gott abgerufen wurde. Sein Nachfolger, P. Jorio, übernahm es, die weitere Herausgabe zu besorgen. Die beiden Teile des ersten Bandes enthalten die allgemeine Moralthologie und den Dekalog mit den Kirchengeboten sowie den Traktat de justitia et jure; der erste Teil des zweiten Bandes handelt mit besonderer Ausführlichkeit von den einzelnen Ständen (Laien, Klerikern und Religiosen) und von den ersten drei Sakramenten. In der Wiedergabe des Textes stützt sich der Herausgeber auf die von Ballerini veranstaltete Ausgabe mit den Verbesserungen von Palmieri (1907). Doch machten die geänderten Verhältnisse derartig viele Abweichungen und Ergänzungen nötig, daß der Herausgeber nicht mehr von einer Neuauflage der Moralthologie von Gury sprechen kann, sondern ein mehr oder weniger selbständiges Werk bietet, das nur „juxta methodum Petri Gury“ verfaßt ist. Was die Methode dieses Autors kennzeichnet, ist bekanntlich nicht zuletzt eine vielfach ins einzelne gehende Kasuistik; eine Methode, die das Werk als Nachschlagewerk für den im Leben stehenden Seelsorger vorzüglich geeignet macht, weniger dagegen zur wissenschaftlich-theologischen Durchdringung und spekulativen Aus-

wertung seines Gegenstandes. Besonderen Dank wird der Leser dem Herausgeber dafür wissen, daß er sich bemüht hat, nach Tunlichkeit die neuzeitlichen Fragen zu berücksichtigen, wie Eugenik, Sterilisation, Verjüngungsversuche, Familienlohn, Streik, Aussperrung und viele andere. In Fragen, die das Zivilrecht berühren, wie namentlich bei Behandlung der Kontrakte, sind leider nur die italienischen Gesetze, diese aber sehr weitgehend berücksichtigt, ja in den Text verwoben. Man würde es mehr begrüßen, wenn öfter, wenigstens zu schwierigeren Fragen, die neuere Literatur verzeichnet würde. Im übrigen haben es die knappe Ausdrucksweise wie die Verwendung des Kleindrucks für alle kasuistischen Fragen dem Herausgeber möglich gemacht, trotz des verhältnismäßig bescheidenen Umfanges der vorliegenden Teile eine ungewöhnlich reiche Fülle an Inhalt zu bieten; ein Vorzug, der dieser Ausgabe gewiß nicht wenige neue Freunde gewinnen wird.

St. Gabriel b. Mödling.

P. Dr F. Böhm S. V. D.

Die Verwaltung des heiligen Bußsakramentes. Praktisches Handbuch der Moral. Von Dr theol. Paul Oppermann, Rektor des Erzbischöfl. Priesterseminars in Breslau, Domkapitular. Gr. 8^o (XIV u. 638). Dritte Aufl. Breslau, Franz Goerlich. Brosch. M. 12.—, in Ganzleinw. M. 14.50.

Dieses nunmehr schon in 3. Auflage vorliegende Werk ist aus der Einführung der Priestertumskandidaten in die Verwaltung des Bußsakramentes erwachsen und will der Seelsorgspraxis dienen. Im I. Teil werden behandelt Materie, Form und Ausspender des Bußsakramentes, im II. Teil die Gebote Gottes und der Kirche, im III. Teil die Standespflichten, im IV. Teil die Zensuren, im V. Teil die Behandlung gewisser Klassen von Sündern und der nach Vollkommenheit Strebenden. Das Werk setzt die wissenschaftlich begründenden moraltheologischen Vorlesungen voraus und bietet eine Zusammenfassung von Prinzipien sowie ausführliche Erklärungen und Anwendungen für die Praxis des Beichtvaters und des Seelenführers. Die Sprache ist klar; von lateinischen Fachausdrücken und Zitaten wird reichlich Gebrauch gemacht. In die Darstellung ist die partikuläre Gesetzgebung der Breslauer Erzdiözese hineingearbeitet. Wo auf das bürgerliche Recht verwiesen wird, ist ausschließlich das deutsche Recht angeführt. Wo verschiedene Sentenzen vorliegen, folgt der Verfasser mit Vorliebe der Lehre des heiligen Alfons von Liguori.

Ausführlich und mit Wärme werden die Pflichten des Beichtvaters dargelegt und seine Verantwortung Gott und der Kirche gegenüber in helles Licht gestellt. Besonders eingehend wird das 7. Gebot behandelt und bei allen Rechtsverletzungen angegeben, wann die Restitutionspflicht eintritt. Wertvoll für die Praxis ist, was Verfasser über das skrupulöse Gewissen und seine Behandlung sagt. Von vielen Priestern, denen die Seelsorge bei Ordensfrauen obliegt, wird begrüßt werden, daß in einem eigenen Kapitel von den Standespflichten der Ordensleute gehandelt wird. Das Buch wird jedem Seelsorgspriester eine wahre Hilfe sein bei der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes, ein Nachschlagewerk bei auftauchenden Schwierigkeiten. Es kann mit Recht den Untertitel führen: Praktisches Handbuch der Moral. Ein gut ausgearbeitetes Register wird den Gebrauch erleichtern. — Einige Bemerkungen seien gestattet: Zu S. 23: Die *copula carnalis* der Eheleute ist ethisch gut, und kann wohl nicht in dieser Weise als Beispiel für *condicionate malum* angeführt werden.

Auf S. 167 wäre ergänzend zu bemerken, daß schwerer Sünde schuldige Pönitenten, die vom Beichtvater wegen zweifelhafter Disposition nur *sub condicione* losgesprochen worden sind, dadurch noch kein Recht auf die heilige Eucharistie erhalten haben. Er dürfte sie deshalb nicht zur Kommunion zulassen, könnte aber schweigen, wenn sie *bona fide* zur Kommunion hinzutreten. S. Alf. VI, 432, vgl. Mare¹⁵ II, n. 1664. Auf S. 170 muß es richtig lauten: ein unvollkommener Ablass kann mehrmals am Tage durch Wiederholung desselben Werkes gewonnen werden, wenn nicht ausdrücklich etwas Gegenteiliges in der Ablassverleihung ausgesprochen ist. S. 192 hätte wegen der wichtigen Folgerungen für die Praxis angegeben werden können, daß eine *sententia satis probabilis* besteht, nach der dem sacerdos complex die Jurisdiktion *nur* über das *peccatum complicitatis* entzogen ist (vgl. L. Wouters C. Ss. R., *Manuale theol. mor.* [1933] II, n. 409). S. 205: Daß der Beichtvater fragen muß, wann der Pönitent das letzte Mal beichten gewesen ist, wäre nicht wie eine für alle Fälle geltende Pflicht hinzustellen, um die Freiheit der Gläubigen nicht zu beeinträchtigen, die mitunter unauffällig einen anderen Bußpriester aufsuchen. S. 237: Als Beweis, daß der Besitz Gottes Gegenstand unserer Seligkeit sein wird, kann Gen 15, 1 nicht angeführt werden.

Grulich (Böhmen), Muttergottesberg.

Dr P. Anton Schön, C. Ss. R.

Tractatus canonico-moralis de Sacramentis. Vol. III. De Matrimonio. Accedunt Appendices De iure matrimoniali Orientarium et de iure italico post Concordatum vigente. Editio *tertia* emendata et aucta. Auctore Fel. M. Cappello S. J., Prof. in Pontificia Universitate Gregoriana. Torino 1933, Marietti. Lire 35.—.

Für Kirche und Staat ist es eine Schicksalsfrage, ob die Ehe in ihrem Sinn und Bestand rein und gesund erhalten bleibt. Da die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften und die Staaten den modernen Ehereformbestrebungen gegenüber immer nachgiebiger werden, muß die katholische Kirche heute mehr als früher die unabänderlichen Naturgesetze und die strengen Gesetze Gottes bezüglich der Ehe und des Familienlebens durch ihre Lehr- und Hirtengewalt der Menschheit verkündigen. Darum haben auch die Päpste der letzten Jahrzehnte die Zeitirrtümer und die Gefahren für die Ehe und ihre Gemeinschaft oft und in feierlicher Weise verworfen. Für den heutigen Seelsorger ist es aber nicht leicht, all die schworen und schwierigsten Ehefragen aus dem weiten Gebiete der Ehelehre zu überschauen und zu beherrschen. Da kommt ihm das Werk von Cappello in ganz vorzüglicher Weise zu Hilfe. Alles, was ein moderner Seelsorger aus dem Dogma, der Moral, dem Kirchenrecht und der Pastoral über die gesamte katholische Ehelehre wissen möchte und sollte, findet er hier harmonisch vereinigt. In lichtvoller Klarheit und staunenswerter Vollständigkeit behandelt Cappello im Lichte der Geschichte, der Theorie und Praxis das natürliche und positive Gesetz der Ehe mit den verschiedenen verbotenden und trennenden Hindernissen sowie das Leben in der Ehe. Die neue dritte, um 91 Seiten vermehrte Auflage ist zugleich ein sehr gründlicher Kommentar zu der klassischen Ehe-Enzyklika Pius' XI. „*Casti connubii*“ Die übrigen Vorzüge der Cappello'schen Darstellungsweise sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt.

Trier, Rudolphinum.

B. van Acken S. J.

Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici. Von Dr. Eduard Eichmann. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8^o (543 u. 493). Paderborn 1934, Ferd. Schöningh.

Das Lehrbuch des hochverdienten Kanonisten Dr. E. Eichmann erlebt innerhalb zehn Jahren bereits die 4. Auflage. Dieser Umstand allein ist schon die beste Empfehlung. Im Vorwort gibt der Verfasser seine Absicht kund, „die Darstellung nach rechtswissenschaftlichen Methoden zu gestalten und den Stoff juristisch noch mehr zu vertiefen“ und „die hinter dem Gesetzesbuchstaben stehende ‚ratio legis‘ herauszustellen“. Das Vertragskirchenrecht fand sowohl im Texte als im Anhang eine stärkere Berücksichtigung. Was die Methode anbetrifft, trennt der Verfasser, seinem alten Grundsatz treu, Rechtsdogmatik von Rechtsgeschichte; diese Trennung ist gewiß dort angebracht, wo Rechtsgeschichte eigens gelesen werden kann. Das Lehrbuch folgt, was sehr anerkennenswert ist, dem Gang des Kodex mit wenigen Ausnahmen, wie beim Eherecht, in welchem zuerst die Ehehindernisse und dann deren Behebung behandelt wurden; im Prozeßrecht findet der Selig- und Heiligsprechungsprozeß als *Anhang* zum vierten Buch eine kurze Behandlung. Der Erklärung des Cod. jur. can. schickt Eichmann in sechs Paragraphen eine sehr gute Einleitung zum Studium des Kirchenrechtes voraus. Er entwickelt den Begriff von Recht und Kirche und bemerkt, daß der Korporationsbegriff nur mit Vorbehalten auf die Kirche angewendet werden kann. Gegen Sohm verteidigt Eichmann treffend die „*rechtliche Organisation*“ der Kirche; sie ist „eine Rechtsanstalt“. Meines Erachtens sind Häretiker und Schismatiker nach can. 87 und S. Off. 27. Jan. 1928 als solche in der Ausübung der kirchlichen Mitgliedschaftsrechte gehindert, unabhängig von der Exkommunikation *pro foro externo*. In § 3: „Das Kirchenrecht“ wird kurz die Einteilung in *öffentliches* und *privates* Kirchenrecht und deren Berechtigung — richtig verstanden — berührt. Nachdem die Quellen des geltenden Rechts aufgezeigt wurden, folgt das wichtige Kapitel über „das Verhältnis von Kirche und Staat“, besonders mit Rücksicht auf Deutschland. Eichmann vertritt in dieser schwierigen Frage gesunde Grundsätze. Endlich in § 6 kommt „die Wissenschaft des Kirchenrechts“ zur Sprache. Bemerkenswert ist der Abschnitt über die Aufgabe der kirchlichen Rechtswissenschaft und deren Studium.

Es ist unmöglich, in einer Rezension auf jedes einzelne Kapitel einzugehen; daher soll nur die eine oder andere Bemerkung folgen. Ich stimme dem Verfasser zu, wenn er die *consuetudines praeter ius* bestehen läßt, soweit sie nicht durch widersprechende Bestimmungen des Cod. jur. can. aufgehoben sind; ebenso seinen Ausführungen über *ius divinum naturale* und das Verhältnis von Gesetz und *inneren* Akten, und seiner Bemerkung: „Leider ist der Sprachgebrauch des Cod. jur. can. nicht immer deutlich und bestimmt genug, um einen sicheren Schluß zuzulassen.“ Wird für die *unvordenkliche* Gewohnheit eine Übung erfordert, „die seit mindestens 100 Jahren nachweisbar ist?“ (Can. 5, 25, 30, 63, § 2.) Im Anhang zu den Privilegien wird die rechtliche Natur der Konkordate behandelt. Eichmann stellt sich mit Recht auf den Standpunkt der Vertragstheorie. Ebenso stimme ich dem Verfasser bei, wenn er den Zwangswohnsitz *unabhängig* von der Absicht der Gläubigen erwerben läßt und mehrere Quasiwohnsitze für möglich hält. Nach Eichmann beruht die Zölibatspflicht auf dem Kirchengesetz, nicht auf einem Gelübde. In

Todesgefahr kann nach Eichmann, falls der Ortsordinarius nicht mehr angegangen werden kann, auch der *Beichtvater* für den Wissensbereich vom Hindernis des Subdiakonates oder Diakonates dispensieren; im Abschnitt über die Behebung der Ehehindernisse heißt es: der Beichtvater kann nur von *geheimen*, nicht von öffentlichen Hindernissen dispensieren. Ob für unsere Verhältnisse can. 142 nicht einer etwas ausführlicheren Behandlung bedürfte? In § 54 wird der Unterschied zwischen Delegation und Stellvertretung gut hervorgehoben. Sehr richtig ist die Bemerkung: die Vicarii Delegati sind als Vertreter der Apostolischen Vikare nicht Ordinarien; ebenso richtig die Ansicht, daß die Erteilung der Vollmacht zur gültigen Trauung als Delegationsakt zu betrachten ist. Error communis ist gegeben, wenn der die Jurisdiktion Ausübende an dem Ort, wo er sie übt, allgemein oder doch von dem größten Teil der Bewohner des Sprengels irrtümlich als rechtmäßiger Inhaber betrachtet wird. Diese Ansicht gibt meines Erachtens den wahren Sinn des can. 209 wieder. Klar ist die Behandlung von can. 476, § 3: „ad loci Ordinarium, audito paracho, competit ius nominandi vicarios cooperatores e clero saeculari.“ Treffend sind die Bemerkungen über Klausur der Nonnen und Beteiligung an öffentlichen Wahlen und über die Äbte, welche vor dem Kodex das Privileg hatten, kraft dessen sie mit der erfolgten Wahl als *benediziert* galten. Zu bemerken ist noch, daß der Verfasser in can. 1157 Ordinarius als Ordinarius loci nimmt und in can. 1541 „valor locationis“ als Mietpreis. Am Schluß sei noch auf einige Versehen aufmerksam gemacht: Bd. 1, S. 157, Note 3, heißt es irrtümlich mit Berufung auf Archiv f. k. KR., 106.673, 15. Juli 1925; das Jahr ist 1926. S. 242 wird das Bistum Danzig zu Deutschland gerechnet im Gegensatz zum Annuario Pontificio. S. 340 ist can. 610 statt 660 zu nehmen; zu Bd. 2, S. 15, Note 2, bemerke: Pius X. hat am 11. April 1909 die Kirche S. Maria degli Angeli de Portiuncula zu Assisi ebenfalls zur „Basilica Patriarchalis et Capella Papalis“ mit einem päpstlichen Altar erhoben.

Rom (S. Anselmo).

P. Gerard Oesterle O. S. B.

Manuale Iuris Canonici in usum scholarum edidit *Dominicus M. Prümmer O. P.*, professor in universitate Friburgi Helvetiorum — editio *sexta*, quam curavit *Engelbertus M. Münch O. P.* Freiburg 1933.

Das für den Schulgebrauch durch den klaren Aufbau und die praktische Behandlung nach Frage und Antwort sehr geeignete Werk, das der 1931 gestorbene Autor im Jahre 1927 in einer 5. Auflage auf den neuesten Stand brachte, ist in einer fast unveränderten 6. Auflage erschienen. Der Herausgeber hat die inzwischen bis 1932 erfolgten Entscheidungen der Kodexkommission in einem eigenen Anhang angeführt und in einem sehr praktischen Index aller quaestiones zu den einzelnen Kanones registriert, so daß Neuentscheidungen leicht und übersichtlich nachgetragen werden können.

Linz a. D.

Prof. Dr Josef Fließer.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Die Professoren der phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Dr Wenzel Grosam, Linz, Harrachstraße 7. — Druck: Kath. Preßvereinsdruckerei Linz. Verantwortlicher Leiter: Franz Stindl, Linz, Landstraße 41.